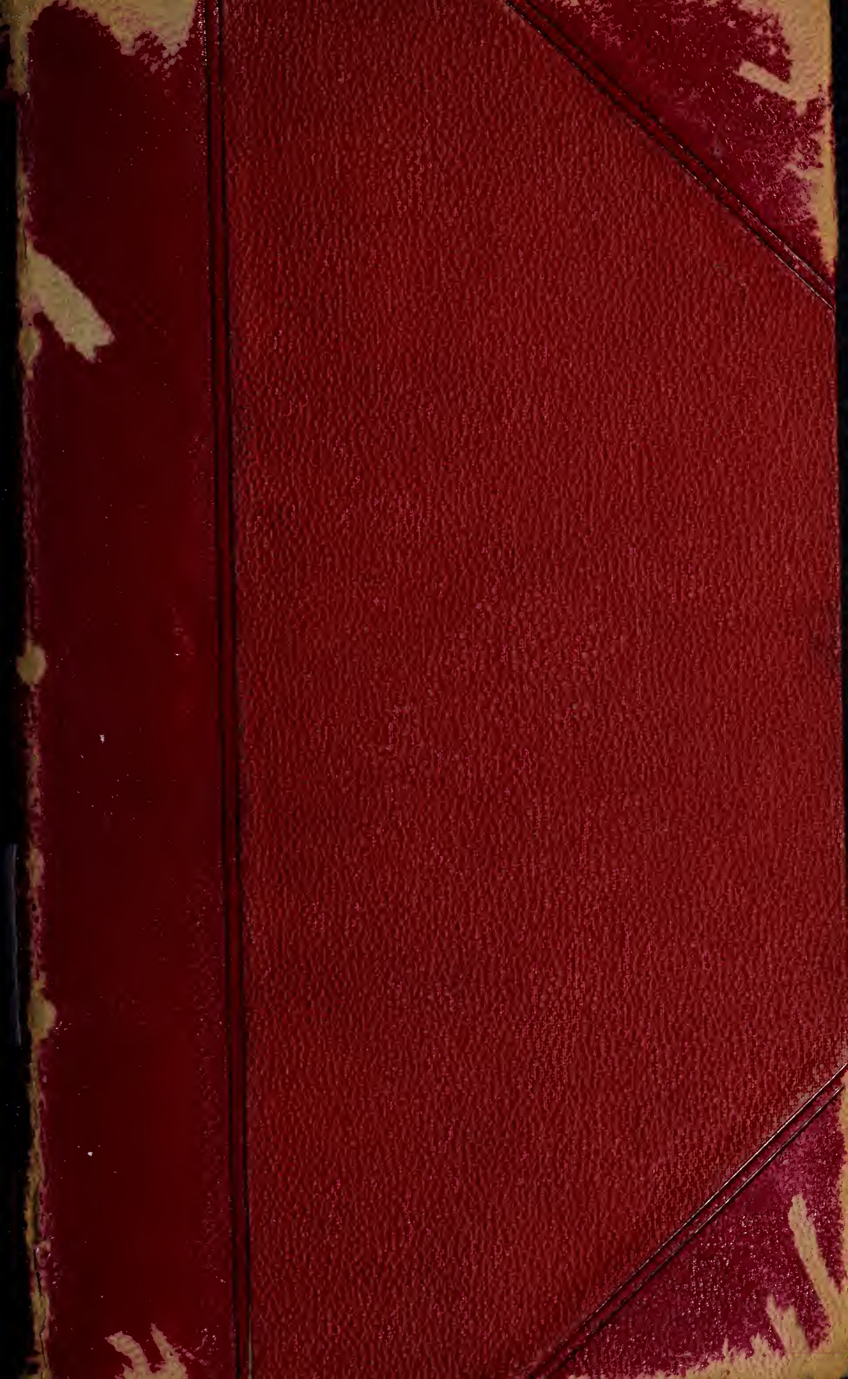
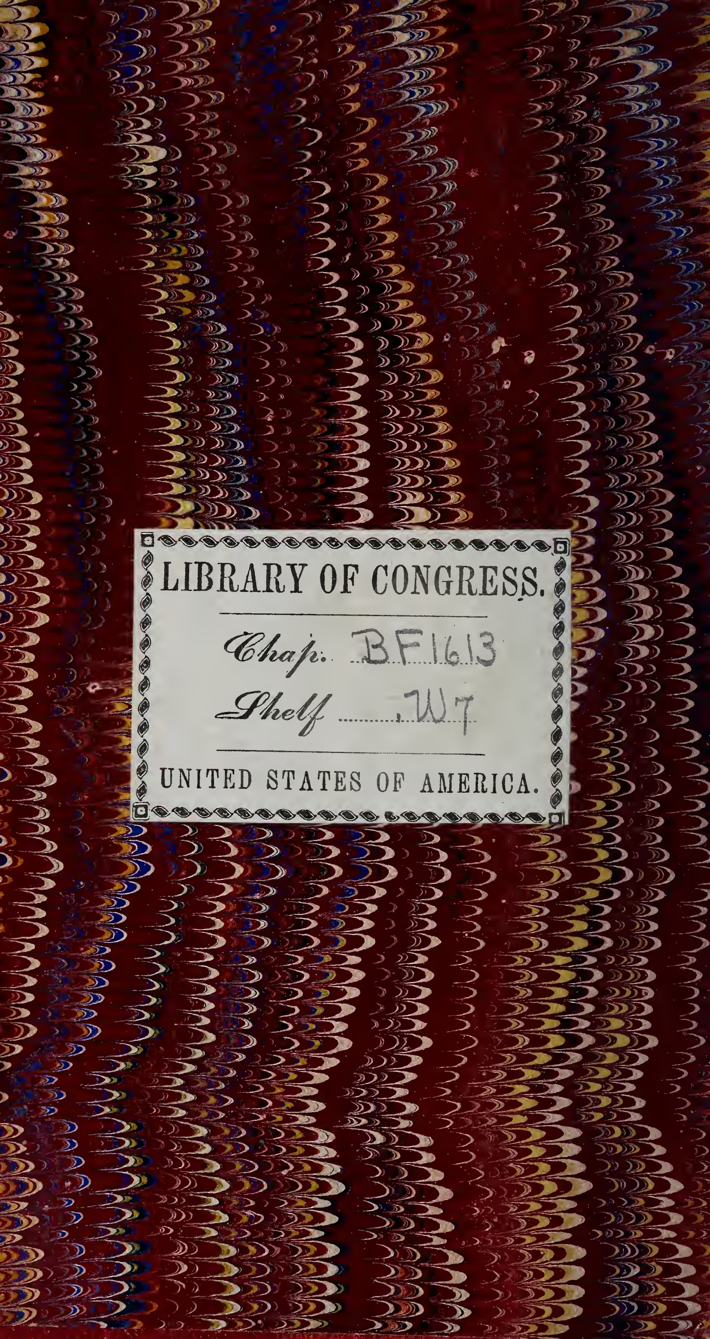
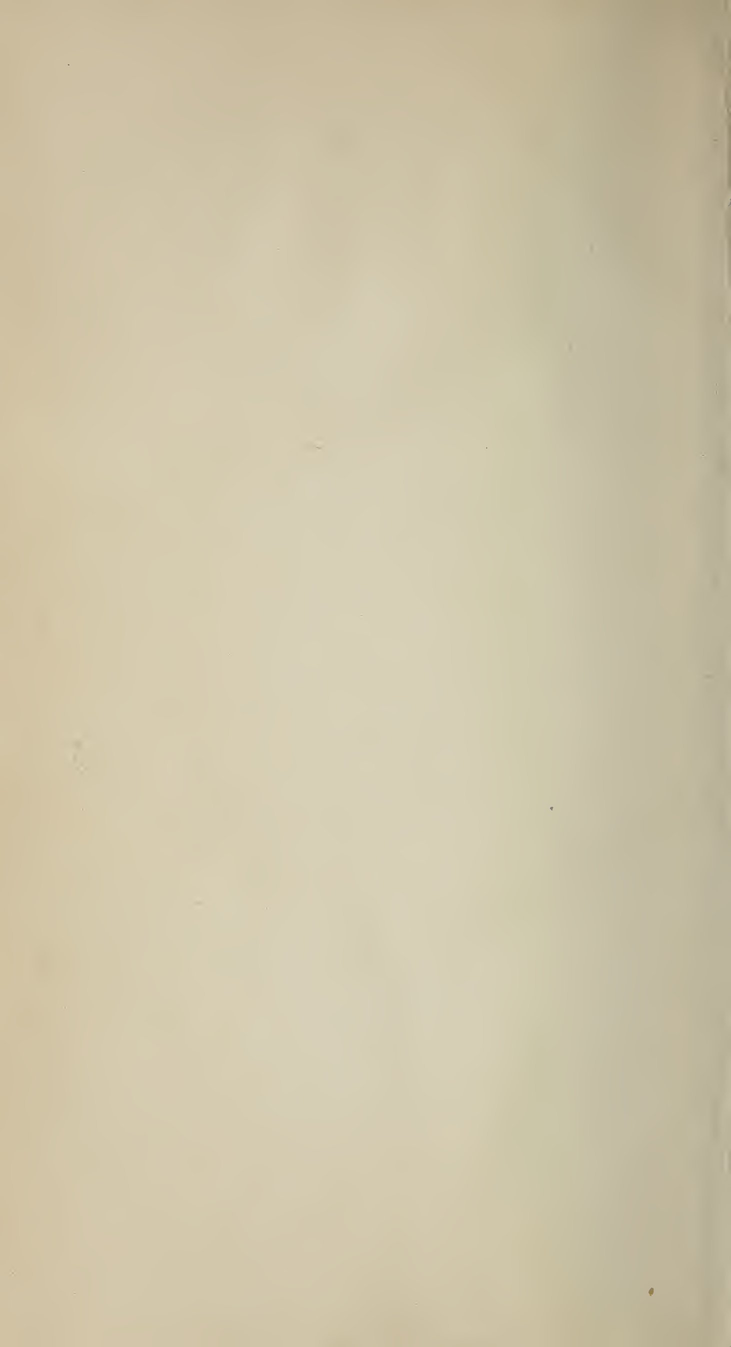
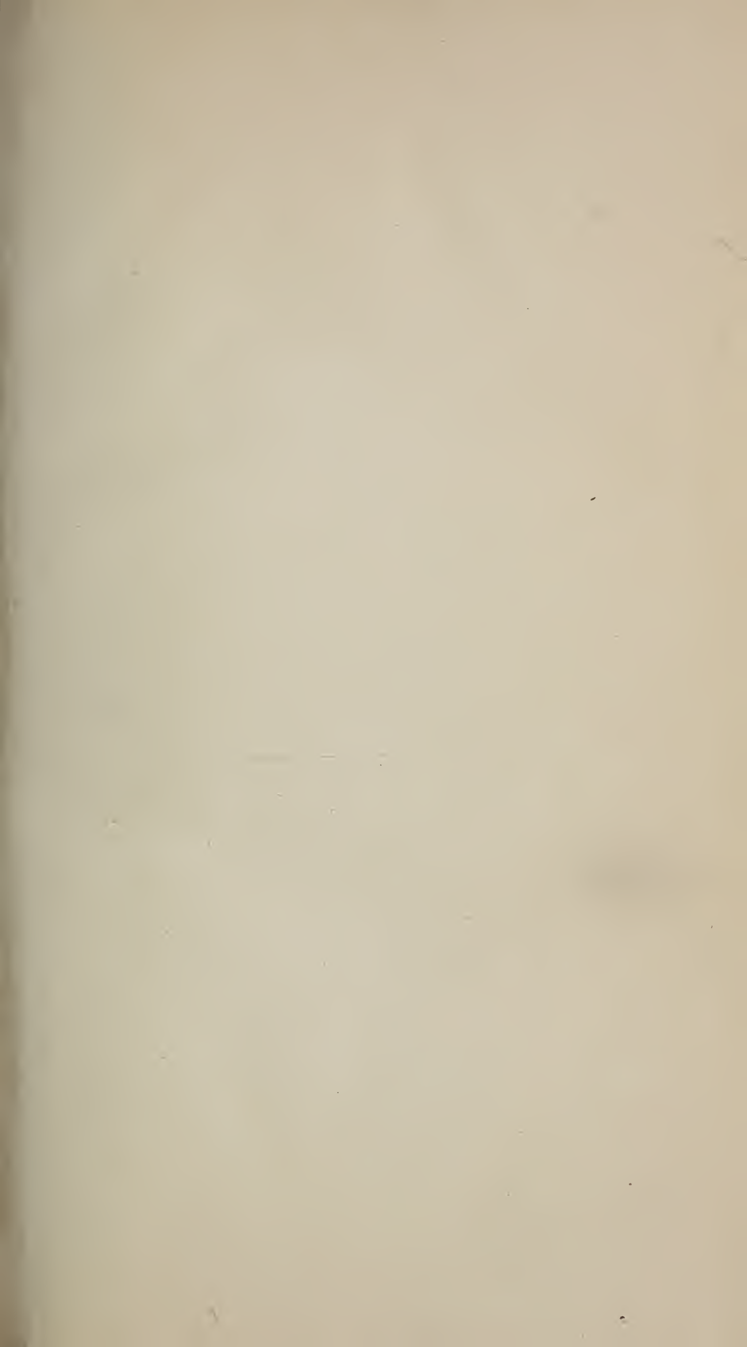
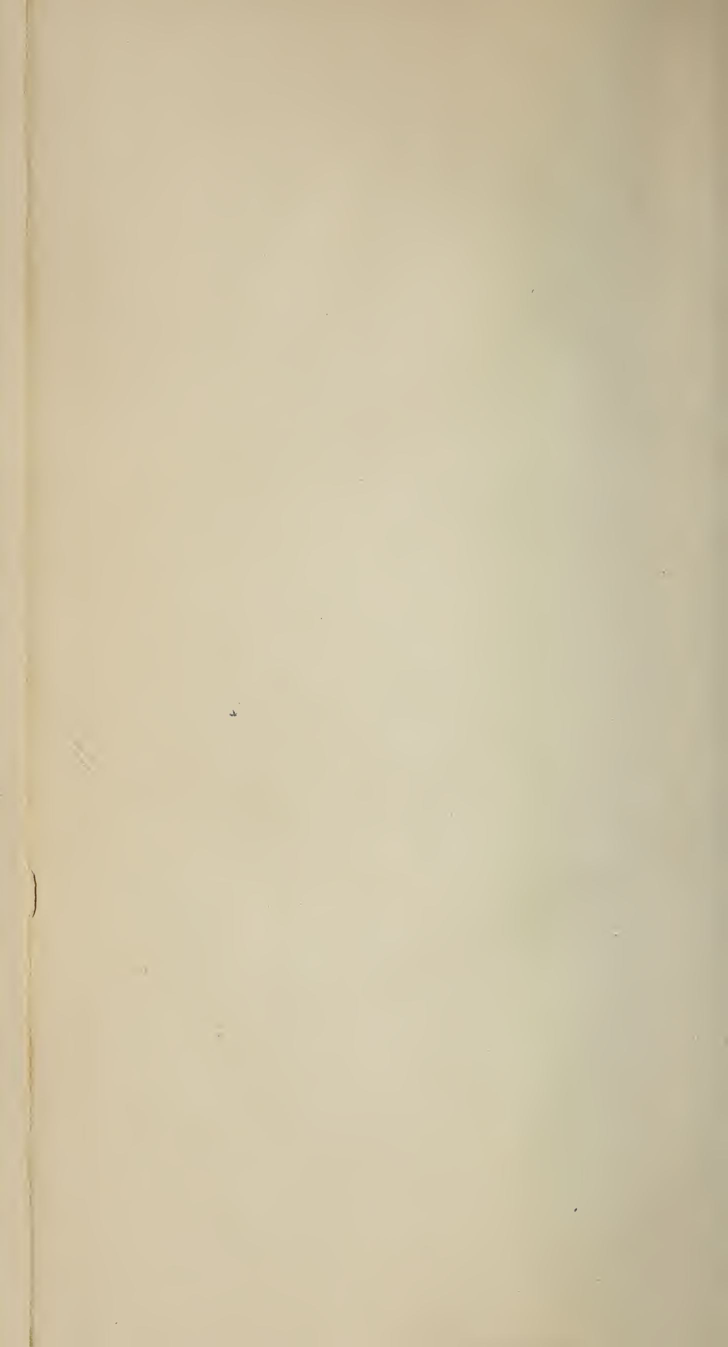


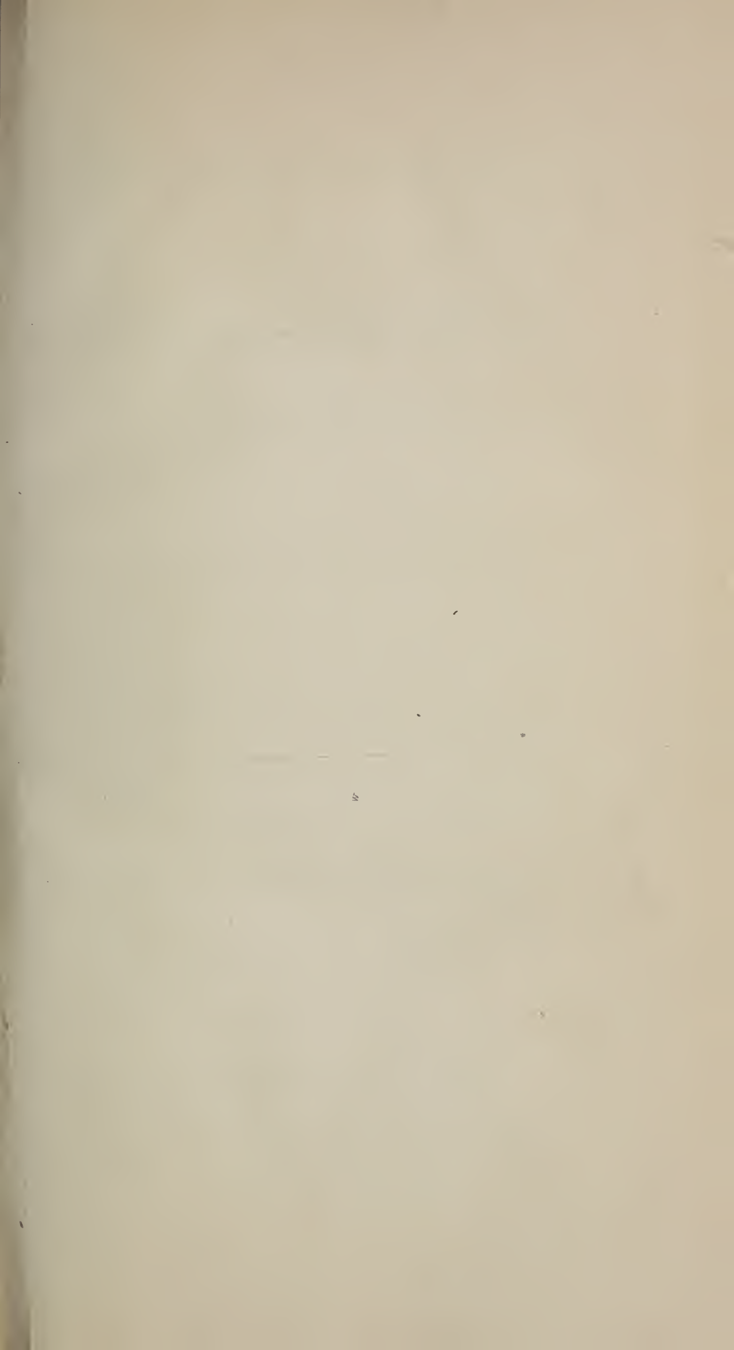

LIBRARY OF CONGRESS.
Chap. BF1613
Shelf .W7
UNITED STATES OF AMERICA.











Abracadabra

oder

die dritte und letzte Stufe

der höhern Weihe

in

die gesammten geheimen Wissenschaften

oder

Magie.

Von

Dr. Joh. Fr. Theod. Wohlfarth.

Zweite Ausgabe.

Weimar, 1843.
Verlag, Druck und Lithographie von B. F. Voigt.

Abracadabra

oder

die dritte und letzte Stufe der höhern Weihe

in

die gesammten geheimen Wissenschaften

oder

die Magie.

Von

Dr. Joh. Friedr. Theodor Wohlfarth.

Einleitung.

Obgleich das Christenthum nun seit vollen achtzehn Jahrhunderten über das gebildete Europa sein göttliches Licht verbreitet, so begegnen wir dennoch inmitten der christlichen Kirche noch immer einem tiefwurzelnden Heidenthume, das, wie das Unkraut, kühn und frech emporwuchert.

Jesus und unsere Vernunft lehren: Es ist Ein Gott, allmächtiger Schöpfer, weisheitsvoller Regierer, gütiger Erhalter seiner Welt und ihrer Bewohner. In Seiner Hand liegen unsere Schicksale, ohne Sein Wollen kann Nichts, auch das Geringste nicht uns begegnen. Diesen Gott zu erkennen und in Demuth durch Gehorsam zu verehren, darin ruht des Menschen, des Bürgers zweier Welten, höchstes Glück; hierin sind das Gesetz und die Propheten enthalten. Allein, fassen wir unsere Schul- und Volksreligion, wie sie ist, zusammen, so glaubt man daneben häufig auch an den Teufel, an böse Geister, Hexen, Zauberer, Wahrsager, an ein Fatum, an Gespenster, an wunderthätige Zeichen u. s. w., und wer es irgend der Mühe werth geachtet hat, den Geisteszustand des großen Haufens zu beobachten, der muß gestehen, daß ein tiefverzweigter Wahn gleich einer erstickenden Schlingpflanze um den Christenglauben sich windet, denselben zu verdrängen sucht und leider in That und Leben oft genug verdrängt.

So rühmt man unsere evangelische Freiheit, so preist sich das Volk glücklich ob der Errettung von der Obrigkeit der Finsterniß, und schleppt vielfach die Fesseln des Wahns mit sich herum, ohne oft es nur zu ahnen.

Und doch ist gerade der Aberglaube, dieses Ueberbleibsel des alten Heidenthums und der römischen Priesterdespotie, der gefährlichste Feind wie des ächten Christenthums, so des öffentlichen Wohles. Der Abergläubige ist immer blind- und leichtgläubig. Prüfung ist nie seine Sache, er nimmt Alles auf Treue und Glauben hin, was ihm als wahr geboten wird, und ist darin ein Spiel des fremden und eigenen Betrugs. Der Aberglaube macht die Menschen recht eigentlich dumm, denn er hemmt das Denken, legt den Verstand in Fesseln, und hält ihn von der Erkenntniß der Wahrheit, in welcher der Mensch, wie die Pflanze im Lichte, allein seiner Bestimmung gemäß sich entwikkeln kann, in jeder Hinsicht zurück. Der Aberglaube erfüllt das Gemüth auf allen Wegen mit graussen Schreckbildern, der Mensch schafft sich überall Furcht erregende Erscheinungen, er fühlt sich in der Gewalt feindseliger Mächte, und seine Ruhe, sein Friede fliehen, seine Thatkraft wird je länger je mehr gelähmt. Der Aberglaube führt zur Unduldsamkeit und zur Verfolgung. Denn da er sich nicht durch Gründe, durch Beweise rechtfertigen und behaupten kann, so muß er nothwendig zur Gewalt seine Zuflucht nehmen, und sich mit physischen Mitteln vertreten. Eben darum macht er auch unbeugsam und störrig; er widersetzt sich den wohlgemeintesten und zweckmäßigsten Verbesserungen, er hält alte Mißbräuche mit eiserner Beharrlichkeit fest und hat vielfach schon zu blutigen Empörungen geführt. Der Aberglaube macht unsittlich und

öffnet Verbrechern Thor und Thüre. Fast alle schweren Verbrecher waren entweder praktische Atheisten oder huldigten dem Fatum. Und wer neben Gott noch an Teufel und böse Geister glaubt, durch deren Hilfe er Geld und irdische Freude mit leichter Mühe gewinnen kann, der kann kein aufrichtiger Verehrer der Tugend sein. Man kann nicht Gott dienen und dem Satan!

Ja, zahllose Opfer sind schon auf den überall errichteten Altären des Aberglaubens gefallen, und fallen noch täglich. Wer mag berechnen, wie viele thätige Hände erstarrten und müßg in den Schoß sanken, weil man auf einem nähern Wege zum Himmel zu gelangen glaubte, als auf der Bahn der Tugend! Wie viele edle Verbesserungspläne scheiderten an dem Wahne der Unwissenden! Wie viele sanken frühzeitig in die Gruft, weil man Hilfe nicht bei verständigen und erfahrenen Aerzten, sondern bei Wunderdoktoren suchte! Wie viele Verbrechen sind begangen, wie viele Sünden gehäuft worden, weil man meinte, das Blut Jesu Christi mache ohne Verdienst gerecht! Wie oft hat der Aberglaube den Mordstahl gezuckt, weil er eine abscheuliche That für verdienstlich hielt! Wie Viele hat der Aberglaube um Hab' und Gut und endlich um den Gebrauch ihres Verstandes gebracht! Die Menschenopfer, die Ketzerverfolgungen, die Inquisition, die Auto da fé's, die uns die Geschichte mit blutigem Griffel schildert, sind sie etwas anders als traurige Früchte des Aberglaubens? Ja, es gibt keine Thorheit, kein Verbrechen, keine Schandthat, die jemals verübt wurde, die nicht mehr oder weniger mit dem herrschenden Aberglauben zusammenhinge und aus demselben mittel- oder unmittelbar hervorgegangen wäre! Wer nicht im Lichte wandelt, der tappt im Finstern. Dort wohnt Wahrheit, Gerechtigkeit, Liebe, hier aber ist

der Mensch den bösen Geistern hingegeben, die seine Phantasie in's Dasein ruft, und sein Thun und Treiben ist ein Kind der Nacht und des Unglücks.

Ist aber der Aberglaube ein so gefährlicher Feind der menschlichen Glückseligkeit, hebt er noch immer seine hundert Häupter hervor, und ist es, als ob auf der Stelle ein anderes wüchse, sobald das eine ihm abgeschlagen worden, ist es nicht zu verkennen, daß namentlich in unsern Tagen, trotz der Summe des überall hin verbreiteten Lichtes, finsterer Wahn in der Kirche, der Wissenschaft, dem Volke nach neuer Herrschaft ringt, ist es offenbar, daß die Partei der Finsterlinge, sich anlehnend an die alte Volksmythe, ein neues Mittelalter schaffen möchte, wo es möglich wäre: so ist es nicht genug, daß man auf dem Gebiete der gelehrten Forschung das Schwert des Geistes ergreife, auch im Herzen des Volkes muß man das Ungeheuer aufsuchen und bekämpfen, so lange bekämpfen, bis das Licht obgesiegt hat. Durch lebendiges Wort und durch geschriebenes Wort, in Kirchen und Schulen, in Volksversammlungen und am stillen heimischen Heerde muß gekämpft, muß gesiegt werden, damit immer mehr in Erfüllung gehe, was Christus spricht: Es kommt der Fürst dieser Welt, aber er hat Nichts an mir.

Wie es dem Verf. dünkt, hat man in den letzten Decennien in Kirche und Schule, von andern Interessen allzusehr in Anspruch genommen, bei allem Dringen auf Licht und Erkenntniß, auf Ausbildung des Verstandes, doch den herrschenden Aberglauben zu wenig unmittelbar bekämpft. Und so ist es gekommen, daß er, gleich der Wucherpflanze, die in gutem Boden nur desto besser gedeiht, sein Haupt um so frecher emporzuheben strebt.

Je mehr aber unsere Zeit noch immer oder wiederum einem Tage gleicht, an welchem bald hier bald dort finstere Wolken das Licht verdunkelnd am Horizont vorüberziehen, um so nöthiger muß es dünken, den Kampf des Lichts gegen die Finsterniß von Neuem aufzunehmen. Den Schriften, welche dieses thun, schließt sich die gegenwärtige an. Weit entfernt, Alles, was wir nicht mit dem Verstande erfassen können, als Aberglauben keck zu verwerfen, vielmehr unbedenklich einräumend, daß in den geheimen Wissenschaften der Alten vielfach ein großer, tiefer Sinn liegt, so daß dies in den letzten Decennien vernachlässigte Feld wohl eine neue und ernstere Durchforschung verdient, wird diese Schrift sich doch die Aufgabe stellen, das Gebiet des Aberglaubens genauer zu ermessen, und das Wahre von dem Falschen auszusondern. Hierin beruht die ächte Weihe des wahren Magiers, dessen Bild den Alten nur dunkel vorschwebte.

Sobald der Mensch zum Bewußtsein seiner Selbst gelangt und über die Welt und ihre verschiedenen Erscheinungen, über Ursach und Wirkung, über Grund und Folge nachzudenken anfängt, eben sobald fühlt er sich von Ahnungen einer höhern Weltordnung, als die sichtbare ist, durchdrungen. Geleitet von seiner Vernunft, dem Vermögen, das Ewige zu erkennen, getrieben von seinem Gewissen, das ihn auf ein heiliges Gesetz und einen heiligen Gesetzgeber hinweis't, aufgefordert von seinem Verstande, die Ursachen der Dinge und ihren Zusammenhang zu ergründen, vermag der Mensch bei einer bloßen Betrachtung der sichtbaren Welt sich nicht zu beruhigen, denn es drängen sich ihm und immer

von Neuem und immer mächtiger Fragen nach dem letzten Grunde derselben auf. Woher bin ich? Woher diese Welt? Diese Welt mit ihrer Ordnung und Zweckmäßigkeit? Was soll ich hier? Welches ist meine Bestimmung? spricht er und je mehr er eine genügende Antwort sucht, desto unabweislicher wird er zur Anerkenntniß einer verborgenen höhern Ordnung der Dinge hingetrieben. Indem er an und in sich selbst wahrnimmt, daß sein Wollen und Streben von etwas Geistigem ausgeht, das in ihm wohnt, muß er eine gleiche Ursache oder gleiche Ursachen für die gesammte Erscheinungswelt annehmen.

Somit aber steht er am Scheidewege, der hier zum frommen Glauben an Gott und eine heilige Weltregierung und Vorsehung, dort in die Irrwege eines trostlosen Aberglaubens führt.

Erster Abschnitt.

Erstes Kapitel.
Vom Aberglauben überhaupt.

§. I. Begriff des Aberglaubens.

Aberglaube ist ein Gegensatz von Glaube, nämlich von dem rechten, vernünftigen, erleuchteten, auf sichern Gründen ruhenden Glauben, zu welchem uns ein vernünftiges Nachdenken über die Welt, unser sittliches Gefühl und die Offenbarung in der heiligen Schrift führt. Aberglaube ist so viel wie Afterglaube, d. h. ein irriger, falscher, verkehrter, der vernünftiger Gründe entbehrender Glaube. Denn das Wort Aber bedeutet, wenn es vor ein Wort gesetzt wird, im Altdeutschen so viel wie After, d. i. verkehrt, falsch. Nach dem Sprachgebrauche nimmt man jedoch das Wort im engern Sinne und versteht unter Aberglauben den Irrglauben derjenigen, welche bei ihrem Urtheile über die Ursachen, von welchen das Schicksal der Menschen abhängt, statt Alles auf das heilige Wirken der Vorsehung zurückzuführen, an äußern Erscheinungen und Thatsachen, als den letzten Gründen, haften und

die Bilder einer regellosen Phantasie für Wahrheit halten. Der Aberglaube mengt und mischt die sinnliche und übersinnliche Welt unter und durch einander, und nimmt ohne allen Grund eine übersinnliche, die Gesetze der Natur aufhebende Wirksamkeit der Natur an. Obgleich der von diesem falschen Glauben Befangene das Dasein Gottes nicht läugnet, so denkt er sich doch Gott beschränkt durch gewisse geheimnißvolle Kräfte, durch geistige Wesen und selbst den Satan, der überall den Plänen der Vorsehung feindselig entgegenwirkt. Anderer Seits vermischt er aber wieder Gott und die Welt, indem er bald der Natur eine göttliche, Gott eine natürliche Wirksamkeit beilegt. Jede außerordentliche, ungewöhnliche Erscheinung, z. B. ein Komet, ein heller Nordschein, ein glänzendes Meteor ꝛc. ist ihm ein Wunder, das er bald als ein böses, bald als ein gutes Zeichen ansieht. Unaufgelegt, nach den natürlichen Gründen der Erscheinungen zu fragen und ernstlich zu forschen, bildet er sich aus sich selbst heraus eine Welt voll theils freundlicher, theils schauervoller Wundergestalten. Er wandelt unter guten und bösen Geistern, die Luft, Wälder, Flüsse ꝛc. bewohnen. Denn die Phantasie bietet ihm Bilder für seine verworrenen Gedanken, für seine falschen Begriffe, die er zu wirklichen Wesen erhebt.

§. II. Verschiedene Arten des Aberglaubens.

Der Aberglaube, in welcher Gestalt er auch sich zeigt, bezieht sich entweder auf Gott und die Religion, oder auf die Natur und ihre Erscheinung, oder endlich auf Beide zugleich. Wie der Abergläubige überhaupt die sichtbare und unsichtbare Welt in eine nur dem äußern Schein nach vorhandene Verbindung setzt, wie eben hierdurch die aber=

gläubischen Meinungen entstehen, wie der Wahn gerade in dieser Vermengung seine fortwährende Nahrung findet, so unterscheiden sich, je nachdem die eine oder die andere Richtung vorherrschend ist, verschiedene Hauptarten desselben; nämlich:

I. Der religiöse Aberglaube, in sofern derselbe sich vorzugsweise auf das Ewige und die kirchlichen Lehren bezieht, z. B. wenn man dem Zeichen des Kreuzes wunderthätige Wirkungen zur Seligkeit zuschreibt.

II. Der physische oder naturwissenschaftliche Aberglaube, welcher sich mit den Erscheinungen der sichtbaren Welt, der Natur beschäftigt und in ihnen wunderhafte Enthüllungen der unsichtbaren Welt findet, z. B., wenn man in den Sternen die Zukunft eines Menschen lesen und aus dem Zusammentreffen der Himmelskörper künftige Ereignisse vorhersagen will.

III. Der gemischte Aberglaube, welcher sich auf die übersinnliche Welt und die sinnliche, auf Religion und Natur zugleich bezieht, z. B. wenn man durch Segensprechungen körperliche Uebel zu heilen meint u. s. w.

Indeß ist es oft sehr schwer, die abergläubischen Meinungen dieser Classification unterzuordnen, da sich selten genau bestimmen läßt, zu welcher sie gehören.

Wenn man zwischen einem theoretischen und praktischen Aberglauben unterscheidet und erstern auf die Religion, den letztern auf die Natur bezieht, so ist dies sehr willkührlich und läuft auf die eben bemerkte Classification hinaus. Eher könnte man von einem theoretischen Aberglauben reden, in Beziehung auf die Ansichten der Menschen, und von einem praktischen, in Rücksicht auf das Leben und Handeln. Denn es gibt Viele, welche abergläubige Meinungen hegen, ohne den=

selben Einfluß auf ihre Handlungsweise zu gestatten, dagegen wieder Andere, welche, was ihre Ueberzeugungen betrifft, frei von Aberglauben zu sein scheinen, im Leben aber vielfach Aberglauben treiben, eben so, wie es theoretische und praktische Atheisten gibt.

§. III. Nachtheilige Folgen des Aberglaubens.

Welcherlei Art von Aberglauben aber auch Jemand zugethan sein möge, immer wird es sich zeigen, daß der Aberglaube höchst schädlich ist. Wie die Pflanze nur in den erwärmenden Strahlen der Sonne gedeihen kann, in einem dunkeln, kalten Raume aber verkümmert, so kann der Mensch nur in dem belebenden Lichte der Wahrheit seine Bestimmung erreichen, selbst glücklich sein und Andere glücklich machen. Je freier Jemand vom Aberglauben ist, desto mehr erhellt sich seine Lebensbahn. Er erkennt die Natur der ihn umgebenden Dinge und gebraucht sie zu seiner und Anderer Nutzen. Der Abergläubige dagegen wandelt am hellsten Tage in dunkeler Nacht, Alles ist ihm ein Räthsel. Ueberall findet er Steine des Anstoßes. Er hofft und erwartet Gutes von tausend Dingen, von denen ihm nichts Gutes kommen kann; er fürchtet Böses, wo er vielleicht Gutes zu hoffen, wenigstens nichts Uebles zu besorgen hat. Und, einmal in die Irrsale des Aberglaubens verstrickt, macht er sich nur schwer wieder von diesen Sklavenfesseln los. Denn der Aberglaube hält ihn vom Denken, vom Untersuchen, vom Forschen zurück.

Darum macht der Aberglaube die Menschen dumm. Er verschließt das Reich menschlicher Erkenntniß denen, die ihm zugethan sind, mit ehernen Riegeln. Der Abergläubige übt seine Denkkraft nicht und darum erstarrt sie endlich, gleich dem Wasser unter dem Winterfrost. Deshalb wird seine Ur-

theilskraft mit jedem Tage schwächer, Stumpfsinn bemächtigt sich seines Geistes, und selbst im gemeinen Leben äußert der Aberglaube seine verderblichen Wirkungen, wie die Erfahrung lehrt, daß die Haushaltungen abergläubiger Leute immer mehr rück- als vorwärts gehen.

Der Aberglaube verleitet zu unzähligen verkehrten und verderblichen Maßregeln. Statt in Krankheit den Rath verständiger Aerzte zu suchen, geht der Abergläubige zum klugen Mann, der den Leidenden, wenn das Uebel bedenklich ist, in die Grube bringt. Statt durch weise Thätigkeit, durch redlichen Fleiß und fromme Sparsamkeit nach Wohlstand zu streben, wie der alte durch tausendfache Erfahrung bestätigte Spruch sagt: Bete und arbeite, so wird dich Gott segnen! sucht der Abergläubige durch Schätzegraben und Goldmachen ohne Mühe reich zu werden, und zerbrockelt seine Zeit in thörigten Dingen. Statt seines Viehstandes mit Fleiß zu warten, statt einzusehen, daß seine Nachlässigkeit Schuld sei, daß die Kühe elend und mager sehen und das Feld seinen Ertrag nicht gibt, wie es sollte, trägt er seine letzten paar Groschen zum Wunderdoktor, um dafür Specereien zu nutzlosem Räuchern gegen die Hexen, die blos in seinem Kopfe spuken, und sinnlose Sprüche einzukaufen, die weder schaden noch nützen können.

Der Aberglaube macht die Menschen verfolgungssüchtig und grausam. Da ihren Meinungen alle vernünftigen Gründe ermangeln, sie aber an denselben fest und beharrlich hangen, so nehmen sie, wo sie können, zur Gewalt ihre Zuflucht. Der Abergläubige sieht den, der seinen Wahn nicht theilt, als einen Ketzer, einen Ungläubigen an und hält sich befugt, denselben da zu verfolgen, wo er seinen Ansichten entgegensteht. Der Aberglaube hat die

Erde mit Menschenblut getränkt. Er ist es, der Menschenopfer ersann und brachte, und wie Elisa die Baalspriester seinem Gott zur Ehre schlachtete, so hat später die Inquisition Unzählige aus Aberglauben dem Tode geopfert. Aus gleichem Grunde zeigt sich die römisch-katholische Kirche noch heute verfolgungssüchtig.

Der Aberglaube führt von der Religion und Tugend ab. Er steht an sich selbst mit der Lehre Jesu im entschiedensten Widerspruche und ist, sofern er sich auf die Religion bezieht, Irreligion. Das Christenthum fordert unbedingtes Vertrauen auf die göttliche Vorsehung. Der Aberglaube nimmt einen Teufel und eine Schaar böser Geister an, die neben Gott die Welt regieren. Das Christenthum gebietet: Gott über Alles zu verehren und ihn allein anzubeten, der Abergläubige aber fürchtet sich vor den Truggeschöpfen seiner Einbildungskraft mehr noch, als vor dem höchsten Wesen. Das Christenthum macht seinen Bekennern zur Pflicht, Gott stets vor Augen und im Herzen zu haben und bei redlicher Erfüllung seiner Pflichten von ihm das Beste zu erwarten, der Abergläubige legt die Hände müßig in den Schooß, wartet auf Wunder und mißbraucht den Namen Gottes und die Religion zum Behuf seines Götzendienstes. Er glaubt durch Anrufung des Namens Gottes, durch das Zeichen des Kreuzes, durch geweihte Hostien u. s. w. wunderbare Wirkungen hervorzubringen u. s. w.

§. IV. Nähere Bestimmung des Unterschiedes zwischen Glauben und Aberglauben.

Nach den bisherigen Erörterungen ergibt sich noch bestimmter der Unterschied zwischen Glauben und Aberglauben. Beide sind sich zwar in so-

fern ähnlich, als Beide sich auf etwas über Sinnenwelt Erhabenes beziehen, und eine höhere Ordnung der Dinge über der sichtbaren Weltordnung annehmen. Allein der Glaube, der ächte, wahre Glaube forscht nach Gründen und stützt sich auf sie; er nimmt Nichts an, wofür ihm nicht zureichende Beweise seiner Vernunft vorliegen. Der Aberglaube dagegen bleibt blos bei dem Aeußern der Erscheinungen stehen, verschmäht jedes tiefere Eindringen in den Zusammenhang zwischen Ursach und Wirkung, verwechselt die dunkeln Vorstellungen seines Gefühls, die Bilder einer aufgeregten Phantasie mit Begriffen und Vorstellungen, und nimmt als Gegenstand des Glaubens blind dahin, was ihm dafür geboten wird. Der Glaube erhebt sich, das Licht der Vernunft in der Hand, auf der Stufenleiter der sichtbaren Welt bis zu Einem allerhöchsten Wesen, dem für das sinnliche Auge zwar unwahrnehmbaren, aber von der Vernunft in heiligen Ahnungen erkannten allmächtigen, allweisen, ewigen, überall gegenwärtigen und gütevollen Schöpfer, Regierer und Erhalter der Welt. Der Aberglaube dagegen bleibt bei den Erscheinungen, welche eine höhere Weltordnung enthüllten, selbst stehen, forscht nicht nach ihren natürlichen Gründen, erhebt sich nicht zur reinen Vorstellung Eines höchsten Wesens, das durch natürliche Ursachen und den einmal geordneten Gang der Natur auf die Welt wirkt, und bevölkert die Erde mit tausend und abertausend Mittelwesen zwischen Gott und dem Menschen. Der Glaube gibt dem Menschen Licht über die höchsten und wichtigsten Angelegenheiten seines Lebens, verleiht dem Dasein eine höhere Bedeutung, läßt den Menschen als Bürger einer höhern Weltordnung sich erkennen, enthüllt ihm die Gesetze dieser Weltordnung und leitet ihn zur Tugend hin, die den Einzelnen, die die

ganze Gesellschaft glücklich macht. Der Aberglaube, wie er selbst eine Geburt der Finsterniß ist, verbreitet düstere Schatten über das menschliche Leben, macht die Menschen dumm, lähmt ihre Kräfte und hindert die Entwickelung und Ausbildung ihrer Fähigkeiten, führt von Gott und Tugend ab und macht unglücklich.

§. V. Entstehung des Aberglaubens.

Wie bereits bemerkt worden ist, hängt der Aberglaube mit den religiösen Anlagen des menschlichen Geschlechts innig zusammen und geht aus ihnen, als eine Verirrung eines ungenügenden Nachdenkens über das Ewige und das Verhältniß desselben zu der sichtbaren Welt, hervor. Darum ist der Aberglaube nothwendig viel älter, als der Glaube, der ein geübteres, gründlicheres Denken, der einen größern Kreis von Erfahrungen, eine tiefere Kenntniß der Natur, ihrer Erscheinung, Gesetze voraussetzt. Der rohe Naturmensch ist gedankenleer. Vollauf beschäftigt, um in der noch wilden Natur seine kümmerliche Nahrung zu finden und seine Blöße zu bedecken, hinausgedrängt zum mühevollen Jägerleben, hingegeben den zunächst und in junger Kraft erwachenden niedern Trieben, kann er weder viele Veranlassung haben, noch besondere Befähigung besitzen, um über die höhern Angelegenheiten des Menschen tiefere Untersuchungen anzustellen und Ursach und Wirkung der ihn umgebenden Dinge zu erforschen. Gleichgiltig und stumpfsinnig starrt sein Auge in die Welt hinein, und seine Bestrebungen gehen nicht über die Befriedigung der nothwendigen, sehr einfachen Bedürfnisse hinaus. Erst wenn der Nomade durch Zähmung wilder Thiere zum Hirten, von diesem zum Ackersmann mit bleibendem Sitze

sich erhoben und im Familienleben die Verbindung mit der menschlichen Gesellschaft eingegangen ist, erst dann kann sein Beobachtungsgeist, sein Nachdenken sich entwickeln, erst dann beginnt er, in das Reich der Erkenntniß einzutreten. Indeß, weil ihm noch die Erfahrung fehlt, weil sein Verstand noch nicht geübt, seine Denkkraft noch nicht geschärft, seine Vernunft noch nicht entwickelt und die Welt ihm noch ein unbekanntes Buch ist, dessen Chiffern er erst kennen lernen muß, verfehlt er am Scheidewege den rechten Pfad und geräth in die Irrsale des Aberglaubens. Unbekannt mit dem ursächlichen Zusammenhange der Dinge und dennoch theils von dem Triebe nach Erforschung desselben getrieben, theils von einer immer lebhaftern Ahnung einer höhern Weltordnung geleitet, vermag er die Erscheinungen der sichtbaren Welt nur selten gleich auf ihre natürlichen Ursachen zurückzuführen, er nimmt daher, wo er dies nicht kann, zur Annahme übernatürlicher Einwirkungen seine Zuflucht und schafft sich eine Menge ihm ähnlicher aber höherer und nur von Zeit zu Zeit sichtbarer Wesen.

So zieht sich wie ein dunkler Nebelstreif der Aberglaube aus der frühesten Morgendämmerung unseres Geschlechts herauf, um nur da immer mehr zu schwinden, wo die Kenntniß der Natur tiefere Blicke in dieselbe öffnet und Vieles, was der rohe Mensch als eine Wirkung wunderthätiger Wesen anstaunte, wie z. B. das Gewitter, das Erdbeben ꝛc. aus natürlichen Ursachen hinlänglich und überzeugend erklärte, so wie, wo das Licht einer vernünftigen Religionserkenntniß würdige Begriffe von Gott verbreitete. Dagegen senkte sich der Aberglaube immer da desto düsterer nieder, wo Aufklärung mangelte, wo falsche Religionsbegriffe ihn leiteten. Daher findet man durchgängig, daß der Mensch in

demselben Grade frei vom Aberglauben ist, als er seinen Geist ausgebildet, als er nützliche Kenntnisse gesammelt, seinen Verstand zum Nachdenken gewöhnt und sich zur Erkenntniß des Christenthums erhoben hat, daß dagegen unter Unwissenden und Ungebildeten der Aberglaube noch jetzt sein heilloses Spiel forttreibt.

Zweites Kapitel.

§. I. Weitere Geschichte des Aberglaubens.

Aus den bisher angegebenen Gründen kann es uns nicht befremden, wenn wir bei allen alten Völkern, so wie jetzt noch unter den ungebildeten heidnischen Nationen und allen Unwissenden den Glauben an Teufel, Gespenster, Hexen, Zauberer ꝛc. finden. Und so ist es auch in der That. Die Reisebeschreiber und Geschichtsforscher erzählen von den verschiedenen Völkern dergleichen Mährchen. Im Grunde ist die ganze Geschichte der heidnischen Religion eine Geschichte des Aberglaubens. Der Unterschied, der dabei obwaltet, ist blos der, daß die verschiedenen Völker je nach dem Grade ihrer Bildung, ihres Himmelsstrichs, ihres Nationalcharakters, ihrer Lebensweise die Gegenstände ihres Wahnglaubens sich verschieden vorstellen. Der Abendländer z. B. denkt sich den Teufel schwarz, der Neger weiß. Die Götter der Griechen waren Kunstwerke, weil die Nation eine hochgebildete, vorzüglich in Rücksicht auf die Kunst, war. Die Götter anderer Völ-

ker, z. B. der Aegyptier, waren ungestaltete Figuren. Wie der Mensch, so ist sein Gott. Der Mensch denkt sich das höchste Wesen nach der Bildungsstufe, auf der er steht, nach den Begriffen, die er hat, nach der Sittlichkeit seiner Gesinnung. Kriegerische Völker entwarfen sich Götterbilder mit Schwert und Rüstung. Völker, die von dem Nomadenleben zu dem Stande der Ackerbauer übergegangen waren, verliehen ihren Göttern die Attribute des Friedens. In würdigerer Gestalt finden wir die Götterbilder bei Völkern, die sich zu einer höhern Stufe der Sittlichkeit emporgehoben hatten. Wo dagegen die Menschen noch von wilden Leidenschaften beherrscht werden, oder wo die Sitten verfielen, da legte man auch den Göttern unreine Leidenschaften bei, wie z. B. die Griechen und Römer Götter und Göttinnen der Wollust, der Rachsucht, des Betrugs rc. hatten. Häufig nahm auch ein Volk die Götter des andern an, und wie überhaupt geschichtlich alle Bildung vom Orient, als ihrer Wiege, ausgeht, so ist dies auch bei dem Aberglauben der Fall.

Schon Abrahams Vater, Tharah, war ein Götzendiener. Wenn man auch annehmen will, daß die religiösen Vorstellungen der ersten Menschen sehr rein gewesen seien, so ist doch unverkennbar, daß bald überall Götzendienst aufkam, und daß selbst in dem Volke der Hebräer, trotz ihren würdigen Vorstellungen von Gott, eine unwiderstehliche Neigung zur Vielgötterei vorherrscht. Sehr wahr sagt in dieser Rücksicht der sel. Hasse (in seiner Schr. über die merkwürdigsten Arten des religiösen Aberglaubens rc. Ilmenau bei Voigt 1828, S. 3. f.): „Ueberall in der weiten Schöpfung, wo des Menschen Auge nur hinblickt, wo sein Ohr nur hinsieht, wo seine Schritte ihn nur hinführen, sieht, hört, fühlt er Leben und Weben, das wundervoll ihn rings umgibt, auf der

Erde, in den Gewässern, in den Lüften: Gegenstände, Kräfte und Erscheinungen, schöne, erhabene, wohlthätige und verderbliche im Großen, wie im Kleinen. Sein Werk sind sie nicht; keiner seines Gleichen ist vermögend, Solches zu schaffen, zu bilden, zu wirken, selbst nicht einen Grashalm hervorzubringen. Seine kleinste Hütte ist nicht durch sich selbst da; er hat sie aufgeführt. Sollte das, was größer, was unendlich erhabener ist, als seine armselige Wohnung, sollte das ohne höhere Kraft so da sein und zum Theil selbst wundervolle Wirkungen zeigen? — Wie er selbst im eigentlichen Sinne nichts zu schaffen vermag, seine Hütte aus schon vorhandenen Gegenständen aufführt, so denkt er beim Anblick der Naturgegenstände und bei der Ahnung des Göttlichen auch wohl noch nicht so ganz an ein eigentliches Schaffen, sondern an ein höheres Inwohnen, Ordnen, Wirken und Erhalten. So sind ihm denn alle Gegenstände und Erscheinungen angefüllt vom Göttlichen, dieses Göttliche darin gleichsam verkörpert. Im Keimen der Pflanzen sieht er göttliches Wirken; im Wehen der Winde fühlt er göttlichen Hauch; im Wogen des Meeres bemerkt er göttliche Bewegung; im rollenden Donner vernimmt er göttliche Stimmen; manche Erscheinungen sind ihm Gottheiten selbst ꝛc." So bevölkert der Mensch bei seinen ersten Denkversuchen die ganze Welt mit Göttern und Geistern. Willkührlich schaltete die Phantasie, das Reich des Aberglaubens war verschlossen und zog die Menschen mit den tausend Fesseln an, womit das Geheimnißvolle, das Schaurige, Geisterhafte noch jetzt auf sie wirkt. Die geistige, erhabene Lehre von Einem Gotte, von dem der Mensch kein Bildniß sich machen könne und dürfe, war den Hebräern für ihre damalige Bildungsstufe viel zu abstrakt, als daß sie von der Kultur der sie umge-

benden Polytheisten sich nicht hätten anstecken lassen sollen. Umsonst verließ Abraham ein Land, wo er fürchten mußte, daß seine Nachkommen zur Vielgötterei verführt werden könnten. Umsonst gab Moses die strengsten Gesetze gegen Abgötterei. 2 Mos. 20, 3. 34, 14 — 16. 5 Mos. 4, 23. 5, 7. 8. 8, 19. 20. 11, 28. 18, 10 — 12. Umsonst belegte er die Wahrsagerei und Zauberei, 5 Mos. 18, 10 — 11. 3 Mos. 19, 26. 31., mit harten Strafen. Dennoch bildete sich das Volk ägyptische Götzen nach, 2 Mos. 31, 1 f., dennoch suchten selbst Könige den Rath von Zauberern, 1 Sam. 28, 7., und die babylonische Gefangenschaft verpflanzte allen Aberglauben der heidnischen Völker, mit denen die Hebräer umgingen, zu ihnen dergestalt herüber, daß zur Zeit Jesu die Juden an Aberglauben keinem andern Volke nachstanden, namentlich der Glaube an den Teufel und das Dämonenheer hatte sich so ausgebildet, daß man sich den Messias gar nicht anders als einen Teufelsbanner denken konnte.

§. II. Fortsetzung.

Unter einem höchst abergläubischen und wundersüchtigen Volke trat daher der Göttliche auf, und mußte, wollte er nicht den Zweck seines Erscheinens gänzlich verfehlen, zu den Begriffen desselben sich herablassen, in ihre Ideen eingehen, konnte nicht vermeiden, daß selbst seine erhabene Person das Mittel wurde, den jüdisch-heidnischen Aberglauben in die christliche Zeit herüber zu pflanzen.

Einen höchst bedeutenden Einfluß hierbei übten unter andern die vielen Pseudoevangelien, d. h. diejenigen Schriften über das Leben Jesu, welche nicht von wirklichen Jüngern oder Aposteln desselben herrührten, und welche darum die Kirche nicht als ächt

anerkannte, die aber gleichwohl von vielen Gemeinden des Morgenlandes angenommen wurden und sich schnell in das Abendland verbreiteten. (Siehe **Thilo's codex apocriph. N. T. Leipz. 1832.**) Diese Schriften sind voll von Wunderberichten und streben, das Leben Jesu auf alle mögliche Weise in's Romantische zu ziehen. So z. B. erzählt das arabische Pseudoevangelium über den Tod Josephs, des Pflegevaters Jesu, unter Mehrern Folgendes: „Als Joseph durch den Engel des Herrn die Kunde von seinem nahe bevorstehenden Tode empfing, ging derselbe in den Tempel und bat Gott: er möge den Engel Michael senden, damit er ihm in seiner letzten Noth beistehe. Nach seinem Hinscheiden aber möge ihn auf dem Wege zum Himmel derjenige Engel begleiten, der ihm während seines Lebens zum Schutze gedient habe. Vornehmlich möge ihn Gott auf dieser Reise vor dem Zusammentreffen mit schrecklichen Dämonen bewahren und ihn am Eingange in das Paradies durch die dortigen Thürsteher nicht zu lange aufhalten, und dann ein gnädiges Gericht über ihn ergehen lassen. Hierauf verfiel Joseph in eine schwere Krankheit und richtete an Gott ein wehmüthiges Beichtgebet. Da trat Jesus zu ihm, und Josephs geängstete Seele ward sehr beruhigt. Joseph bat Jesum um Verzeihung alles dessen, was er ihm im Leben zu Leide gethan habe, vornehmlich wegen seiner ehemaligen Zweifel an der Jungfrauschaft der Maria. Jetzt nahete auch diese, Joseph aber ward sichtbar immer schwächer und der Augenblick seiner Auflösung nahete heran. Jesus aber blickte auf und sahe von Mittag her den Tod kommen sammt allen höllischen Heerschaaren. Da sie Joseph sahe, brach er in ein lautes Weinen aus. Jesus aber richtete sein Gebet an Gott. Da erschienen die Engel Michael und Gabriel, em-

pfingen die Seele Josephs, hüllten sie in ein leuchtendes Gewand und zogen unter himmlischen Gesängen nach den Wohnungen der Vollendeten. Jesus sprach hierauf: der Leichnam Josephs, der nun in die Erde bestattet werden wird, wird unversehrt bleiben bis zur Aufrichtung des 1000jährigen Reiches. Ferner verordnete er eine jährliche Festfeier dieses Todes und verhieß allen denen, welche diese Begebenheit aufzeichnen und auf die Nachwelt verbreiten würden, dauernde Beglückung in diesem und dem zukünftigen Leben. Zugleich verbreitete er sich über die durch Adams Fall verwirkte Nothwendigkeit des leiblichen Todes über alle Menschen. Die Apostel aber machen Einwendungen gegen diese Lehre, indem ja Henoch und Elias jenes allgemeine Geschick nicht getheilt hätten, und Jesus seinem Vater nicht ein gleich glückliches Loos bereitet habe. Jesus aber weist sie damit zurecht, daß Henoch und Elias am Ende der Zeit auf die Erde wiederkehren und dann während des allgemeinen Schreckens auch ihre Schuld abtragen und den Tod gewöhnlicher Menschen sterben würden rc." Das apogryphische Evangelium des Marcion beginnt seine Erzählungen von Jesu mit den Worten: „Im funfzehnten Jahre der Regierung des Kaisers Tiberius kam Gott vom Himmel herab nach Kapernaum und lehrte am Sabbathe." Andere Apogryphen erzählen von den Dämonischen, die durch Christum geheilt wurden: „der Teufel sei in der Gestalt eines Jünglings, eines wüthenden Hundes, von Raben und Schlangen ausgefahren;" „nach den Apogryphen des Thomas nahm Jesus als Kind an mehreren seiner Gespielinnen, ja sogar an seinen Lehrern, wenn ihm das Benehmen derselben mißfiel, die grausamste Rache, indem er sie durch ein bloßes Wort tödtete, so daß seine Eltern zu dem verzweifelten Entschlusse

sich genöthigt sahen, ihn beständig zu Hause zu behalten, damit er nicht fernerhin ähnliches Unglück anrichte." Nach dem arabischen Kindheitsevangelium „wohnten schon in dem Kinde Jesu wunderthätige Kräfte, und die Eltern verrichteten durch dasselbe mehrere Wunder, wofür sie durch die Betheiligten bewirthet oder mit Geld reichlich bezahlt wurden." Eben hierselbst wird erzählt, „daß Jesus einst auf der Straße mit seinen Gespielinnen Versteckens gespielt habe. Als Jesus dieselben in einem Hause suchte, die daselbst aber vor der Thür stehenden Weiber betheuerten, es sei Niemand hineingegangen, fragt der Knabe Jesus, wer die im Ofen Verborgenen seien? Und als die Weiber antworten, es seien dreijährige Böcke, rief Jesus: „Kommt heraus, Ihr Böcke! zu Euern Hirten," und die Knaben kamen in Gestalt von Böcken heraus und blieben solche, bis Jesus auf Bitten der erstaunten Weiber ihnen ihre menschliche Gestalt wieder gab." —

So nahm die erste christliche Kirche schon mit dem heiligen Vermächtniß der Lehre Jesu eine Masse abergläubischer Vorstellungen in sich auf, die später im Abendlande das Pabstthum unter dem Zutritt der abergläubigen Begriffe unter der Völkerwanderung eindringender Völkerschaften weiter verarbeitete.

In Deutschland namentlich mischten sich die Religionen des Nordens zu dem jüdisch-heidnischen Christenthume, was allein die Kirche ohnerachtet alles Anpreisens ihrer Orthodoxie geben konnte. Wie tief auch die abergläubigen Vorstellungen dieser Kulte mit der Religion unsers Volkes noch verwachsen sind, wird im Verfolg unserer Untersuchungen klar werden. Dem Volke konnte ein Christenthum, das sich wenig von seinen alten religiösen Vorstellungen unterschied, nur desto willkommener

sein. Und wenn auch wenige erleuchtete Männer die Lehre Jesu reiner vortrugen, so konnten sie doch nicht vermeiden, daß die Unwissenheit der Zeit ihre Worte in die herrschenden Ansichten übersetzte und so verstand, wie man sie verstehen wollte, theilweis auch wohl nur konnte.

Zudem hörte das Volk in seiner Unwissenheit, den Kindern gleich, nichts lieber, als möglichst schauervolle Erzählungen vom Teufelsspuck, von Zauberei, von Geistererscheinungen 2c. und rechnete dann dies alles zu seiner Religion.

So konnte es nicht fehlen, daß der lichte Keim des Evangeliums im Laufe jener Zeiten der Unwissenheit und unter dem Scepter eines Kirchenfürsten, dessen Thron selbst auf Aberglauben stand und noch steht, immer mehr von thörigten Meinungen eingesponnen, und Christus, der König der ewigen Wahrheit, wie einst unter den Juden, selbst unter Christen zu einem bloßen Wunderthäter, der die Schaulust der rohen Menge befriedigt, herabgewürdigt, in demselben Grade aber auch das erhabene Wort seiner Weisheit außer Acht gelassen wurde. Man legte von Seiten der Geistlichen und des Volkes mehr Werth auf die Außenseite seiner Person, als auf den Inhalt und Geist seiner Lehre und sein erhabenes Tugendleben, und weit entfernt, die heilige Symbolik, mit welcher seine Jünger das Leben des Göttlichen einkleideten, zu verstehen, erhob man das Bild zum Begriff und stellte eine Glaubenslehre auf, welcher der geistige Christus völlig fremd war.

§. III. Fortsetzung.

Doch nicht nur bei der großen Menge finden wir den Aberglauben, derselbe wußte sich sogar

in die Wissenschaft einzuschleichen und dieselbe lange Zeit zu beherrschen. Die Weltweisheit (Philosophie) des Morgenlandes nahm mehrere Ordnungen von Geistern, die auf diese Erde und die Menschen einwirkten, an, gab jeder ihren besondern Namen und glaubte an zahllose Schaaren derselben. Die Dichter schmückten die abergläubischen Volkssagen wundersam aus und verschönerten dieselben. Später wurde die Sage als Religionslehre betrachtet. So finden wir in allen heidnischen Religionen ein schauervolles Gewebe abergläubischer Meinungen. Schon der gefeierte Pythagoras gab den geheimen Wissenschaften einen wissenschaftlichen Charakter. Denn er lehrte: das göttliche Wesen sei die Weltseele oder ein ätherisch-feuriges Princip, welches die ganze Welt durchdringt und belebt. „Von ihm stammen die Menschen und Thierseelen (tanquam particulae aurae divinae) ab, und deshalb findet eine Verbindung zwischen dieser und Gott statt, die Natur ist voll Dämonen, welche auf die Schicksale der Menschen den entschiedensten Einfluß äußern, und sich ihnen durch Träume und die Künste der Mantik zu erkennen geben ꝛc.“ Pythagoras zahlreiche Anhänger führten diese Ideen weiter aus und verbreiteten sie durch ihren Bund. Noch mehr Vorschub leistete dem Aberglauben der berühmte Weltweise Plato, zunächst unter seinem an Orakel glaubenden Volke. Derselbe lehrte: „Die Erkenntniß durch unsere äußern Sinne ist trüglich, denn diese Sinne selbst sind einer unaufhörlichen Veränderlichkeit unterworfen. Die Wissenschaft zur Erkenntniß des Wahren muß zu dem Ewigen und Unveränderlichen unmittelbar emporsteigen. Die ewigen Substanzen oder Wesen an sich beleben, als Ausflüsse der Gottheit, die ganze Natur; die Gestirne sind unter den sichtbaren Göttern die vornehmsten. Die-

sen am nächsten stehen die aus Aether gebildeten Thiere, die Dämonen. Sie sind unsichtbar, besitzen großen Verstand und erscheinen dem sinnlichen Schmerz wie der sinnlichen Freude unterworfen. Sie kennen unsere Gedanken und berichten, des Himmels ungemessene Räume ohne Zeitverlust durchlaufend, Alles, was sie auf Erden wahrnehmen, den Göttern. Die aus Wasser gebildeten Thiere sind Halbgötter, die den Menschen sich bald zeigen, bald verbergen. Alle diese Dämonen wirken auf die Menschen durch Träume, Wahrsagungen und allerlei Zeichen; sie sind die Bildner der Welt, die dienenden Unterbaumeister, die Erhalter der Staaten, die Schutzgeister einzelner Menschen, die Mittler zwischen diesen und der obersten Gottheit, die viel zu erhaben ist, als daß dieselbe sich um alle irdischen Dinge bekümmern sollte rc." So lehrte Plato, und das hohe Ansehen, das er genoß, mußte sein System um so mehr verbreiten, da er dasselbe mit täuschendem Scharfsinn zu entwickeln wußte, das üppige und vom Wunderglauben befangene Zeitalter aber eine solche Lehre willkommen hieß. Schon früher hatten die indischen und persischen Weisen, vorzüglich Zoroaster, das Dasein zweier Urwesen gelehrt, des Ormuzd's, oder das gute Princip, der Quelle des Lichts, welches viele Lichtkreise oder Dews, gute Geister, und des Ahriman, des bösen Princips, welches böse Geister aussendet. „Der Mensch," lehrten sie weiter, „steht in der Mitte zweier Welten. Der geistige und bessere Theil seines Wesens ist den guten Dämonen in demselben Grade verwandt, als sein Körper den bösen Dämonen. Durch Gebet, Ertödtung der Sinnlichkeit und ein beschauliches Leben kann der Mensch zur dämonischen Natur sich erheben und ein Mazdejesnan oder Magus werden, der die Kraft hat, durch bloße Worte

und kräftigen Willen den bösen Dämonen zu gebieten, Krankheiten zu vertreiben und alles Uebel in der Natur zu besiegen rc." In der babylonischen Gefangenschaft nahmen auch die Juden diese Lehre auf, und in der Folge bildete sich unter Akisbah und Simon Ben Jochai die Kabbalah aus, in welcher dieses System im Zusammenhange vorgetragen wird. „Es muß," lehrte man, „in der Natur Alles zusammenhängen, weil aus dem unendlichen Lichtquell in concentrischen Kreisen alle Welten ausgeflossen sind, so daß jeder Gegenstand in der weitern Sphäre sein Ur- oder Musterbild in der engern, der Gottheit nähern Sphäre hat. Wer sich durch Gebete und beschauliches Leben zu jener höhern Sphäre erhebt, der kann in den niedern Sphären Wunder verrichten." Später unter dem Philosophen Plotin im dritten Jahrhundert entstand auf und aus diesem Grunde und Boden die neu platonische Philosophie, durch welche man zur Theosophie oder der vollkommenen Vereinigung mit Gott, der ewigen Lichtquelle, zu gelangen glaubte. Durch Abtödtung des Fleisches oder der Sinnlichkeit glaubte man sich zur Natur eines Dämonen aufschwingen, den allgemeinen Zusammenhang aller Wesen überschauen, die Geister, von denen Alles beseelt ist, sich unterwürfig machen, durch Worte, Beschwörungen und gewisse Gebräuche Krankheiten heilen, Todte erwecken, die Zukunft vorhersagen, Gold machen und Geister erscheinen lassen zu können. Die Zauberworte mußten aus morgenländischen Sprachen genommen sein, weil, so glaubte man, diese den Dämonen am angenehmsten „seien." Um diese Zeit kamen auch die Abraxas-Steine und die Amulete auf, d. h. Steine und andere Stoffe von verschiedener Form, um sie bei sich zu tragen und anzuhängen, mit allerlei geheimnißvollen

Worten und Figuren, besonders mit den mystischen Zeichen des unaussprechlichen Namens Jehova bei den Juden, die im Tempel zu Jerusalem gefunden worden sein sollten, denen die Kraft beiwohnen sollte, gegen Krankheiten und andere Uebel sich zu schützen. Und obgleich die Römer früher über dergleichen Geheimnißkrämerei gespottet und 139 vor Christo die morgenländischen Zeichendeuter aus Rom verbannt hatten, und die römische Gesetzgebung strenge Strafen gegen die Magie verhing, so fand diese angeblich geheimnißvolle Weisheit doch nun eine so glänzende Aufnahme, daß selbst Vespasian mit Verrichtung von Wunderkuren sich abgab, Antonin der Fromme bei Allem, was er begann, die chaldäischen Weisen um Rath fragte, Alexander Severus und Nero Wahrsager und Sterndeuter aus Arabien kommen ließen und besoldeten. Der Erstere verehrte Abraham, Orpheus und Apollonius von Tyana neben Christus. Leicht erklärlich. Denn die Römer, die, wie das Vorhandensein der Auguren beweist, zu allen Zeiten viel auf Ahnzeichen hielten, und Priester, welche die Zukunft aus den Eingeweiden der Opferthiere, dem Fluge der Vögel, den Opferflammen, dem Blitz, den Träumen und anderen Erscheinungen vorhersagten, und in den Sibyllinischen Büchern eine heilige Orakelurkunde besaßen, waren ein abergläubisches Volk. Ja, je mehr später unter den Kaisern die Sitten verfielen, je mehr der Hang zur Trägheit und Ueppigkeit überhand nahm, desto mehr mußte sich dem entnervten Volke eine Wissenschaft empfehlen, welche den Menschen ohne Mühe die Schätze der Erde zu öffnen und die Kunst: Gold zu machen, zu lehren versprach. Diese Kunst ward schlechthin die Praxis genannt. Und wie die Betrügerei überall sich in's Spiel mischt, so reizte die herr=

schende Zeitstimmung Viele an, unter dem erlogenen berühmten Namen der Vorzeit Schriften über diese Kunst zu verfassen und unter dem Publikum zu verbreiten. Ein beschauliches Leben, ein dadurch erlangter Umgang mit den Dämonen, geheimnißvolle Worte waren die Mittel, die sie lehrten und anpriesen. Dabei brauchten schon damals diese Betrüger, wenn die Kunst nicht gelang, immer die Entschuldigung: daß jene Verbindung mit der Geisterwelt noch nicht erlangt sei ꝛc.

Indeß fehlte es auch nicht an andern philosophischen Systemen, welche diesen Aberglauben mit der größten Entschiedenheit bekämpften. Vorzüglich geschah dies von Seiten der Epicuräer, die den Betrüger Alexander so entrüsteten, daß er Epicur und seine Anhänger steinigen lassen wollte und die Schriften derselben öffentlich verbrannte (Luc. Alexandr. Cp. XXV. XLIV. XLVII). Indem Epicur von dem Grundsatze ausging, daß in der Natur Alles körperlich sei, daß es mithin weder höhere Kräfte noch Einflüsse derselben gebe, so mußte er nothwendig als Gegner des Wahnglaubens auftreten und vor allem die theosophische Schwärmerei der Alexandriner bekämpfen, die ihn um so weniger zu widerlegen vermochten, als sie auf einem eben so falschen Standpunkte sich befanden, als Epicur. (Diog. Laert. X, 66. Cic. nat. Deor. I, 25.) Eben so ungünstig war dem wissenschaftlichen Wahnglauben das physische System des die Wissenschaft mit eminenter Verstandeskraft durchdringenden Aristoteles. Wenn dieser nämlich auch mehr zugab, als Epicur und einräumte, daß die Naturkräfte nach bestimmten Absichten des Welterhebers wirken, so sprach er ihnen doch alle Persönlichkeit ab, und erklärte sie blos für thätige Principien der Bewegung (Arist. de anim. II, 2.

Metaph. IV, 12.) und setzte den Zweck der Naturforschung in die Untersuchung der Naturkräfte und der Gesetze ihres Wirkens (Arist. de coelo I, 3).

So viele Anhänger jedoch Aristoteles fand, und so großen Einfluß später sein System erlangte, so vermochte derselbe doch die Nebel des Aberglaubens so wenig zu lichten, daß derselbe sein Wesen immer forttrieb. Das Zeitalter war noch zu wenig aufgeklärt, die geheime Wissenschaft äußerte daher noch einen zu mächtigen Zauber über die leicht getäuschten Gemüther, die Philosophie der Alexandriner übte eine viel zu große Herrschaft, als daß, wenn auch die Aristotelische Philosophie manche Zweifel rege machte, nicht nach wie vor von einer Kenntniß der geheimnißvollen Kräfte der Natur und der Wissenschaft, die Geister sich dienstbar zu machen, hätte die Rede sein müssen.

§. IV. Fortsetzung.

Aberglaube in der christlichen Kirche und Entwickelung desselben.

Mehr schien das Reich des Aberglaubens erschüttert werden zu sollen, als Christus auftrat, der, sich ankündigend als das Licht der Welt, eine Verehrung Gottes im Geist und in der Wahrheit forderte, und die Werke des Satans zu zerstören kam. Seine heilige Lehre: Gott ist Euer Vater! der Eine Gott, der ewig, allmächtig, allweise, allgütig, heilig und gerecht die Zügel der Weltregierung in seiner Hand hält und ohne dessen Willen und Zulassen kein Haar von unserm Haupte fallen kann. Wer ihm dient durch rechtschaffene Tugend, der ist ihm angenehm. Denn er sieht das Herz an, und in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm! Diese Lehre kündigte

allem Götzendienste den Vernichtungskrieg an, und stürzte wirklich die Vielgötterei in dem kurzen Zeitraume von wenig Jahrhunderten. Allein, in der jüdischen Religion, auf welche Jesus seine neue Religionsanstalt gründete, waren gerade jetzt eine Menge abergläubischer Meinungen vorhanden, welche die Juden aus dem babylonischen Exil gebracht hatten. Um sich nicht die Herzen des Volkes, unter dem er auftrat, zu entfremden, mußte Jesus, wie z. B. in der Lehre von dem Teufel, dem Einfluß böser Geister, als Urheber körperlicher Krankheiten, auf die Menschen ꝛc., stehen lassen und sich denselben anbequemen; seine Jünger, welche seine Lehre verbreiten sollten, waren so wenig frei von Aberglauben, daß sie offenbar in die Lehre Jesu viele Zeitideen hineintrugen; über die heidnischen Länder, welche das Evangelium annahmen, war ein tiefwurzelnder und innig verzweigter Aberglaube verbreitet, ja der alte Polytheismus war selbst so sehr Aberglaube, daß der edle Same des Christenthums in ein von der Wucherpflanze des Wahns tief durchwachsenes Land fiel. Dabei waren die spätern Ausleger der heiligen Urkunde des Christenthums vielfach von der abergläubischen Zeit- und Volksidee oder von den Grundsätzen der eben vorhandenen Philosophie beherrscht, und trugen irrige Meinungen derselben in das Christenthum hinein, sie erklärten die Lehre Jesu nach ihren vorgefaßten Ansichten, und suchten das, was dort Bild und Gleichniß war, zur Glaubenslehre zu erheben. So z. B. vermischten in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung mehrere Secten, wie die Ebioniten, die Nazarener, die Korinthianer, die Schamäer Christenthum und Judenthum auf die sonderbarste Weise, und behielten vom letzteren Vieles bei, was zu jenem gar nicht paßte. Die Gnostiker fanden im Christen-

thume ihre orientalische Philosophie wieder und lehrten eine Menge aus Gott erzeugter höherer Geister, theilten dieselben in viele Klassen, gaben ihnen besondern Rang und Namen, empfahlen Verachtung des Körpers, Abtödtung des Fleisches u. s. w. Und wenn auch da, wo das Christenthum vordrang, der alte heidnische Kultus abgeschafft wurde, so war darum die Anhänglichkeit des Volkes an die alten Götter noch nicht vernichtet. Diese behielten vielmehr noch ihre Altäre in den Herzen der Bekehrten, an denen man gewöhnlich genug gethan zu haben glaubte, wenn man sie nur getauft hatte, und es fand sich häufig, daß das Volk neben Christus auch die alten Götzen verehrte und anbetete. So suchte man Judenthum, Heidenthum und Christenthum zu vereinigen. Das Christenthum des Volkes war kaum etwas mehr, als das Lallen eines Menschen, der angefangen hat, eine fremde Sprache zu lernen. Das Heidenthum mit seinen abergläubischen Meinungen war die geläufige Muttersprache. Zergliedert man den Lehrbegriff des Pabstthums mit seinen pomphaften Ceremonien, so erscheint uns ein aus Heidenthum, Judenthum und nur zum dritten Theil aus Christenthum zusammengesetztes Gebäude, auf dem der Pabst als römisch-jüdischer Hoher-Priester thront. Hierher gehören z. B. die Lehren vom Ablaß, vom Fegfeuer, die Wallfahrten, die Heiligenanbetung u. s. w. Wir werden später sehen, daß die unterscheidenden Lehren der römischen Kirche heidnisch-jüdischen Ursprungs sind.

So hatte sich, um die orientalische Kirche zu übergehen, mit der Entwickelung der Hierarchie mitten in der christlichen Zeit ein Reich des Aberglaubens ausgebildet, das jeglichem Wahn, welcher der Priesterherrschaft günstig war, eine geheiligte Stütze

und Freistatt bot. Ein Glück noch, daß die Schriften des Aristoteles, welche später fast über die heilige Schrift gesetzt wurden, durch ihre Verständigkeit in der mittelalterlichen Finsterniß dem Wahn ein Bollwerk entgegensetzten und der scholastischen Theologie, dieser treuen Magd der herrschenden Kirche, welche, weit entfernt ihre Lehren einer vernünftigen Prüfung zu unterwerfen, dieselben vielmehr unbedingt durch dazu gesuchte Gründe zu stützen suchte, noch einigen Halt darboten, der um so nothwendiger war, da fast alle Kirchenväter zum Aberglauben sich hinneigten. Daher kam es, daß blos der gemeine Aberglaube um sich griff, ohne daß die Wissenschaft ihm ihre Hilfe geliehen hätte; die Theologie und Philosophie, wenn sie auch wenig oder nichts zur Bekämpfung des Wahns unter dem großen Haufen thun konnten, thaten doch auch nichts für denselben.

Dagegen erstand mit und nach der Wiederherstellung der Wissenschaften im funfzehnten Jahrhunderte der Aberglaube auf dem Gebiet der Wissenschaften wie nach einem stärkenden Schlummer. Aristoteles strenge und trockene Lehrsätze hatten die Einbildungskraft in Schranken gehalten. Jetzt aber fand man Plato's und seiner Schüler Schriften wieder auf und verschlang die unbekannten Lehren über die Geheimnisse der Natur als einen völlig neuen Fund. Noch zu weit zurück, um in den Geist der herrlichen Werke des großen Weisen eindringen zu können, hielt man sich zunächst an den Buchstaben, vorzüglich an seine Ansichten über das unsichtbare Geisterreich und die Verbindung desselben mit den Menschen. Die Lehre: „die ganze sichtbare Welt ist von Dämonen belebt, durch deren Gemeinschaft und Beistand man zu dem Besitz wunderthätiger Kräfte gelangt" — zündete in der damaligen Zeit

und forderte Unzählige auf, sich mit dieser Weisheit näher bekannt zu machen und den angezeigten Weg weiter zu verfolgen. Das Geheimnißvolle, Wunderbare, Unbegreifliche übt einen mächtigen Reiz auf jeden Menschen, aber er geräth, statt den Weg zu näherer Erkenntniß der Natur zu finden, auf Irrpfade und jagt Trugbildern nach, sobald sein Geist noch nicht reif ist, weitere Schritte im Reiche der Erkenntniß zu thun. So ging es den Platonikern (Anhängern der Philosophie Plato's) im funfzehnten Jahrhunderte, welche recht eigentlich die Beförderer des Aberglaubens in einem so hohen Grade wurden, daß selbst die römische Kirche sich veranlaßt fand, durch Gesetze und Strafen einzuschreiten. (Raynald ann. eccl. 1404. n. 22.) Vorzüglich berühmt wurden Marsilius Ficines und Jac. Ganivet, welche die Astrologie bearbeiteten. Die römische Gesetzgebung, welche die Zauberer und die, welche mit denselben gemeinschaftliche Sache machten, mit dem Feuertode, diejenigen aber, welche Zauberbücher aufbewahrten, im gelindesten Grade mit ewiger Verbannung bestraften, mußte um so mehr in die christliche Zeit übergehen, da das mosaische Gesetz 3 Mos. XX, 27. hart gegen Zauberer verfuhr. Namentlich die Kaiser Leo, Constantius und Valentius hatten sich in Ausübung dieser Gesetze sehr streng gezeigt, und dieselben sogar auf diejenigen angewendet, welche durch die Magie körperliche Krankheiten zu heilen beabsichtigten. In Spanien und Gallien wurden Unzählige, weil sie nach der Meinung jener Zeit der Zauberei verdächtig waren, verbrannt. Im neunten Jahrhundert überließ der Staat die Ausrottung der Zauberer der Kirche. Anfangs beschränkte sich diese auf den Bann und die Excommunication. Die Geistlichen eiferten in Strafpredigten gegen diejenigen,

welche Theil haben sollten an den nächtlichen Zusammenkünften der Zauberer und Hexen. Allein bald glaubte auch die Kirche die alten, grausamen Gesetze anwenden zu müssen, und das Concilium zu Creci 873, Carl VIII. 1490, Carl IX. 1560 verdammten die der Zauberei Schuldigen zum Feuertode. In der That verleitete die herrschende Zeitmeinung von Geheimnissen der Natur vielfach zu den abscheulichsten Verbrechen. Wie man in ältern Zeiten unter den Götzenanbetern aus Aberglauben den Götzen unzählige Menschenopfer darbrachte, wie Nero laut der Geschichte eigenhändig mehrere schwangere Frauen und Kinder mordete, um von den Geistern derselben Weissagungen über die Zukunft zu erhalten, oder ihre Eingeweide zu andern magischen Experimenten zu verwenden, eben so geschahe es noch vielfach im funfzehnten Jahrhunderte. So gestand z. B. der Baron von Retz, Reichsmarschall von Laval, welcher 1440 zu Nantes wegen seinen Zaubereien verbrannt wurde, daß er bei seinen magischen Versuchen über 160 schwangere Weiber und junge Kinder umgebracht habe. Allein weit mehrere, und ihre Zahl geht in die Tausende, endeten unschuldig auf dem Scheiderhaufen, weil es bei der an Mord gewöhnten Justiz jener Zeit eben nicht vieler Kunst bedurfte, um einen Gehaßten der Zauberei verdächtig zu machen, was meist schon hinreichend war, um ihn auf den Scheiderhaufen zu bringen. So verbrannte man 1451 das Heldenweib Johanna d'Arc als eine Zauberin, weil man ihre Begeisterung sich anders nicht als durch Hilfe der Teufelsidee erklären konnte. So endete unschuldig die Marschallin von Ancre 1611. Inzwischen verfehlten alle diese Maßregeln ihren Zweck. Die Grausamkeit, womit man von Seiten des Staates und der Kirche die angeblichen Zauberer, d. h.

Menschen verfolgte, welche durch allerlei Mittel die geheimen Kräfte der Natur, die vermeintlichen Dämonen sich dienstbar zu machen glaubten, erzeugte häufig ein Märtyrerthum für diese eingebildeten Zwecke, und je mehr man Zauberer umbrachte, desto mehrere standen auf. Vornehmlich seitdem Reuchlin und Trithemius durch Anregung des hebräischen Sprachstudiums die kabbalistischen Schriften voll magischen Unsinns wieder öffneten, den die Zeit als einen köstlichen Schatz in Empfang nahm, faßte der Aberglaube auf dem Felde der Philosophie festern Fuß, als vorher und nahm eine wissenschaftlichere Gestalt an. Man glaubte, in den Schriften der Rabbinen, die scheinbar die Lehre von der Dreieinigkeit vortrugen, neue Stützen der Kirchenlehre zu finden und durchforschte dieselben mit einem bewundesrungswürdigen Fleiße. Zugleich vertiefte man sich aber auch in die von den Kabalisten falsch verstandene und vorgetragene Lehre von der Uebereinstimmung aller Dinge und dem gegenseitigen Einfluß derselben auf einander. Man urgirte die Lehrsätze von der Eintheilung der Welt in sogenannte concentrische Kreise des Lichts und der Finsterniß, in welchen die niederen Sphären mit höhern Sphären in Verbindung stehen sollten, und indem sich die Phantasie in's Spiel mischte, versprach man sich durch das Eindringen in jene Weisheit nichts weniger, als daß man durch bloße Worte und Ceremonien über die Kräfte der Natur auf wundervolle Weise werde gebieten können. Der um jene Zeit berühmte Agrippa von Nettesheim, der jedoch später selbst zur Einsicht in die Unhaltbarkeit dieser Philosopheme gelangt zu sein schien, stellte in seinem Werke über die geheime Weisheit (de occulta philosophia) die kabbalistischen Lehren weitläufig in ein vollständiges System zusammen, wäh-

rend Theophrastus Paracelsus nur diejenigen Meinungen sammelte, welche zur eigentlichen Theosophie gehörten. Dieser philosophische Aberglaube fand gerade in Deutschland, wo die Aufklärung noch weit zurück war, einen höchst fruchtbaren Boden und leistete dem vorhandenen Volksaberglauben einen mächtigen Vorschub.

§. V. Fortsetzung.

Aberglauben seit der Reformation.

Man hätte glauben sollen, daß die Reformation, welche in der Kirche keine Lehre für wahr annehmen wollte, die sich nicht aus der Schrift oder Vernunft beweisen ließ, das Reich des Aberglaubens wenn nicht umgestoßen, doch in seinen Grundfeste erschüttert haben müsse. Indeß war die Richtung, welche die Kirchenverbesserung nahm, zunächst rein kirchlich, und wenn sie auch in Lehre und Cultus mehrere abergläubische Sätze und Gebräuche, wie die Messe, das Fegfeuer, den Ablaß, die Wallfahrten rc. verdammte und abschaffte, so war doch theils das Princip der Reformation noch nicht genug entwickelt, theils das Volk noch nicht so reif, um gleich anfangs einen Kampf gegen den herrschenden Aberglauben entstehen zu sehen. Die größten Männer des funfzehnten Jahrhunderts und selbst Luther, der bekanntlich auf der Wartburg eine so lebhafte Teufelserscheinung zu haben glaubte, daß er dem Satan das Tintenfaß an den Kopf warf, hingen, wenn sie sich schon wider den herrschenden Aberglauben aussprachen, anderwärts doch wieder so fest an demselben, daß keiner ein vollendeter Theolog genannt wurde, der nicht mehrfacher, siegreich bestandener Kämpfe gegen den Teufel sich rühmen konnte. Ja, so widersprechend es scheinen mag, dieselbe Reformation, die den

kirchlichen Aberglauben im Pabstthum aus allen Kräften bekämpfte, förderte anderer Seits den Volksaberglauben auf eine auffallende Weise. Die Reformatoren, welche auf dem Standpunkte ihrer Zeit sich nicht zu einer höhern Schriftauslegung erheben konnten, und gerade von der Worterklärung allein Heil erwarteten, faßten die Stellen derselben, wo von dem Einfluß der Dämonenwelt und vom Teufel die Rede ist, buchstäblich auf und der Teufel mit seinen Werken ward sogar lange Zeit ein Gegenstand der evangelischen Glaubenslehre. Es ließe sich eine ganze Bibliothek von Schriften sammeln, deren Verfasser insgesammt als Ritter für die Existenz und Wirksamkeit des Teufels auftraten. Eben so befangen waren ihre Ansichten von den Wundern und dem Einfluß der guten Geister, der Engel. Die Berichte der heiligen Schrift von Götter-, Engel- und Teufelerscheinungen, von Wundern, von Träumen ꝛc. nahmen sie als reine Geschichte, und fanden so den Glauben an eine materielle Verbindung der Geisterwelt mit dieser Erde in der Bibel begründet. Der Glaube an Reliquien, an Wallfahrten, an die Wunder der Marienbilder, an die Wirkungen des Ablasses, an gute Werke fiel nun zwar allmählig dem Aeußern nach. Allein da nach dem herrschenden Volksglauben viele epileptische, hysterische und hypochondrische Kranke an den sogenannten heiligen Orten Befreiung von ihren Leiden oder doch Linderung derselben gefunden hatten oder doch gefunden zu haben glaubten, so war das Volk mit der Abschaffung jener Gebräuche nichts weniger als zufrieden. Die angeblichen Wunderkuren des Fürsten von Hohenlohe, des Propheten Müller und mehrere Somnambülen und das Zuströmen zahlreicher Volksmassen zu ihnen haben den Beweis geliefert, wie geneigt noch

jetzt der gemeine und vornehme Pöbel ist, Jedem Glauben beizumessen, der sich als einen Wunderthäter ausgibt. Nun aber fühlten sich zur Zeit der Reformation die Abergläubigen von krankhaften Gefühlen gepeinigt, die man dem Einfluß böser Geister zuschrieb. Immer mehr und mehr verbreitete sich dieser Wahn und nahm bald einen so epidemischen Charakter an, daß namentlich Deutschland im sechzehnten Jahrhunderte von Besessenen und Hexen, d. h. von solchen, die sich dafür hielten oder von Andern dafür gehalten wurden, wimmelte. Alle geistigen Krankheiten, alle Formen körperlicher Leiden, die man noch nicht kannte, wurden auf Rechnung des Teufels oder der bösen Geister gestellt. So wurden z. B. nach Mohsens Geschichte der Wissensch. in der Mark Brandenburg S. 500 f. in Friedberg in der Neumark allmälig 150 Menschen vom Teufel besessen, und das Consistorium verordnete öffentliche Gebete um Erlösung von der Gewalt des Teufels. Die Unkunde der Naturwissenschaften, die noch in ihrer Wiege lagen und die auffallenden Symptome der Epilepsie, der Tollheit, des Wahnsinnes, des Veitstanzes nicht aus natürlichen Gründen zu erklären vermochten, bot der Theologie hilfreiche Hand in der Bearbeitung des Teufelsglaubens, diese aber ging so weit, daß man sogar fort und fort behauptete, daß schon die kleinen Kinder von einem bösen Geiste oder dem Teufel besessen seien, und denselben bei der Taufe durch eine besondere Beschwörungsformel (Exorcismus) austreiben zu müssen glaubte.

In dieser Periode wurden auf Universitäten besondere Lehrstühle für Nekromantie, Chiromantie, Astrologie und Alchymie errichtet (**Cardanus de subtilit. lib. 19.** S. 660), die geheimen Wissenschaften noch mehr in Systeme ge-

bracht und, wie man sich dünkte, wissenschaftlich behandelt. Die vielfach verschuldeten Fürsten nahmen die Adepten in ihre Protection und ließen sich gern von ihnen mit der Hoffnung schmeicheln, daß nun das Geheimniß der Goldmacherkunst bald entdeckt sei.

§. VI. Fortsetzung.

Unter diesen Umständen ging es nun ganz natürlich zu, wenn Propheten, wie Stöfler und Stiefel mit ihrer Vorhersagung von dem nahen Untergange der Welt allgemeinen Glauben fanden. Die Reformation hatte, wie gedacht, dem Aberglauben selbst vielen Vorschub geleistet und die Keime zu den spätern theosophisch-alchimistischen Träumen hinterlassen. Im siebzehnten Jahrhundert war es besonders Theophrastus Paracelsus von Hohenheim, gest. 1541, der dieselben befruchtete. Er suchte eine Verbindung der medicinischen Studien mit den alten neuplatonischen und kabbalistischen Lehrsätzen herzustellen, und gerieth dadurch in eine Art von Pantheismus und zu der irrigen Meinung, man könne durch physische und chemische Untersuchungen zu theologischen Entdeckungen und umgekehrt durch Gottesfurcht zu Geheimnissen der Naturwissenschaft vordringen.

Diese neue oder vielmehr wieder aufgefrischte Lehre fand den allgemeinsten Anklang und verschaffte ihrem Urheber bei seinem Leben und nach seinem Tode zahlreiche Bewunderer und Anhänger, leitete aber zugleich zu der traurigsten Schwärmerei. Denn sie kam dem ohnehin vorhandenen Hange zur Mystik entgegen und öffnete den Schwärmern Weigel, Jacob Böhme u. A. die Bahn. Zugleich bemächtigten sich die Rosenkreuzer der geheimen Wissenschaften und Theophrastus Paracelsus

lebte von Neuem auf. Ein gewisser Christian Rosenkreuz, ein Deutscher, der auf seinen Irrfahrten in Aegypten und Fez die geheime Weisheit des Morgenlandes erlernt haben sollte, war im vierzehnten Jahrhundert der Stifter einer Gesellschaft, deren Zweck sein sollte, vermittelst geheimer Künste und Wissenschaften Schätze und Reichthümer zu erlangen, womit man Könige und Fürsten unterstützen und dieselben dadurch einer allgemeinen Umwandlung der Dinge geneigt machen wollte, welche mit der bevorstehenden allgemeinen Reformation der Welt, der Bekehrung der Juden, der Ausbreitung der Lehre Jesu über den ganzen Erdboden, der Vertreibung der Gottlosen und (?) dem nahen Ende der Welt eintreten sollte. Den Namen Rosenkreuz leiten alle Anhänger von dem Kreuze Christi her, welches mit dem rosenfarbenen Blute desselben besprengt sei, ohne welches Niemand ein wahrer Nachfolger Jesu sein könne, durch welches aber man alle mögliche Weisheit und Erkenntniß erlange. Die Lehre Theophrast's, daß man wahre Philosophie und Arzneikunst nicht von Menschen, sondern einzig und allein durch Gott, durch seine erleuchtende Gnade erlangen könne, war ihr Grundsatz, daher glaubten sie, daß alle Krankheiten nur durch den Glauben geheilt werden könnten. Diese Gesellschaft spielte, immer von Neuem hervortretend, durch ganz Deutschland Comödie und verzweigte sich mit dem Freimaurerorden. Besonders trat sie nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts als die angebliche Inhaberin eines höhern Ordensgrades der Freimaurerei und des eigentlichen Geheimnisses derselben in dem Nimbus von Theosophie, Magie und Alchemie im südlichen Deutschland hervor, namentlich rühmte sie sich der Kunst des Goldmachens und des Citirens der Geister. Robert Fludd, Os-

wald Croll, Jos. Quercetanus u. m. A. verfochten diesen Aberglauben mit allen möglichen Waffen, Schröpfer und Wöllner exercirten ihn.

Indeß fanden diese Helden noch mächtigere Gegner an Thomas Erastus, Andr. Libavius, Heinrich Smetius u. A., welche diese Schwärmerei mit den Waffen der Vernunft bekämpften. Noch kräftiger ward dies Gewebe des Aberglaubens angegriffen, als Baco von Verulam, Christian Thomasius mit ihrer Philosophie auftraten und strengere Vorschriften zur Prüfung der Erscheinungen, zur Beurtheilung der Schlußfolgen aufstellten und die Rechte der Vernunft vertheidigten. Zwar fand der Aberglaube noch einigen Halt in Leibnitz's philosophischem System, und in dessen Emanations- und Monadenlehre. Indeß machte Leibnitz selbst von diesen Sätzen keine Anwendung, und die strenge Folgerichtigkeit seiner Speculation war nicht geeignet, den Aberglauben zu protegiren.

§. VII. Fortsetzung.

Unter den Coryphäen des neuern Aberglaubens bemerken wir besonders folgende Männer:

1) Johann Faust geb. zu Knittlingen in Schwaben oder Kundlingen im Anhaltschen zu Ende des funfzehnten oder Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, welcher als Schwarzkünstler eine noch gegenwärtig vorhandene Celebrität erlangt hat. Man hat zwar die Existenz desselben mehrfach bestritten und für ein Gebilde der Fabel erklärt, allein Tritheim und Melanchthon berichten, ihn persönlich gekannt zu haben. Faust, der Sohn eines wohlhabenden Bauers, soll, nachdem er erst Theologie, dann Philosophie und endlich Medicin, Astrologie

und Magie studirt, unterstützt von seinem Famulus Wagner, Sohn eines Predigers aus Wasserburg, mit dem Teufel ein Bündniß auf 24 Jahre geschlossen, von diesem einen Geist, Mephistopheles, erhalten und die grassesten Zaubereien und Teufelsbeschwörungen getrieben, z. B. 1523 aus Auerbachs Keller in Leipzig auf einem Faß geritten, den dortigen Gästen aus in den Tisch gebohrten Löchern beliebige Weinsorten geschenkt, auf seinem Mantel Reisen durch die Luft gethan haben u. s. w., und nach Ablauf der stipulirten Frist 1550 in dem Dorfe Rimlich Nachts zwischen 12 — 1 Uhr von dem Teufel geholt worden sind. (S. das Leben des Schwarzkünstlers Faust von G. R. Widmann 1588, neueste Aufl. 1726.) Desgleichen soll Faust ein Werk über die schwarze Magie, „Höllenzwang“ oder der „schwarze Rabe“ geschrieben haben, mittelst welcher man Geister beschwören, Schätze heben könne u. s. w. und welches in öffentlichen Bibliotheken an Ketten geschlossen sei; doch müsse man den Höllenzwang so gut rück= als vorwärts lesen können, weil man sonst die citirten Geister nicht wieder wegbringe.

Wenn man aber auch die Existenz eines wirklichen Faust annimmt, so kann man ihn doch für weiter nichts, als für einen geschickten Taschenspieler halten, den die damalige Unwissenheit und ein plötzlicher Tod in den Ruf eines Schwarzkünstlers brachte. Der „Höllenzwang,“ der neuerdings in Leipzig 1802 und 1823 neu aufgelegt wurde, ist ein ihm untergeschobenes späteres Machwerk voll des tollsten Unsinnes.

2) Emanuel von Swedenborg, geb. 1689 den 29. Januar zu Stockholm, wo sein Vater, der Bischof von Westgothland, damals weilte, widmete sich anfangs dem Studium der Chemie und Berg=

wissenschaften, bereiste mehrere Länder Europa's zu wissenschaftlichen Zwecken, erhielt eine Stelle am Bergwerkscollegium und ward 1719 in den Adelsstand erhoben. Seine Beschäftigung mit mystischen Schriften machte ihn zum Schwärmer und Geisterseher. Vertieft in diese Machwerke, „erschien ihm, dem früher so gründlichen Denker, einst, so erzählt er selbst, ein strahlender Mann in Purpur gekleidet und sprach zu ihm: Ich bin Gott, der Herr, Schöpfer und Erlöser, und habe dich erkoren, den Menschen den innern geistigen Sinn der heiligen Schrift zu öffnen, und werde dir eingeben, was du schreiben sollst! Nun waren ihm, wie er glaubte, die Augen geöffnet, um Himmel und Hölle zu sehen und mit den Geistern umzugehen.“ Nicht nur Freunde und Bekannte, sondern auch die größten Männer der Vorwelt erschienen ihm nach und nach und unterredeten sich mit ihm. Um diesen Umgang desto ungestörter pflegen zu können, legte er seine Stelle nieder, und beschäftigte sich ausschließlich mit dem Besuch, den die Geister ihm abstatteten, und mit Niederschreibung dessen, was er hier vernahm. In seinen Extasen, wo er die Offenbarungen der Geister empfing, schien er ein Träumender zu sein, in dessen Gesichtszügen Schmerz oder Entzücken sich ausdrückte, je nachdem sein Geistes-Auge Blicke in den Himmel oder die Hölle that. Er glaubte selbst fest an seine Visionen, sprach aber später, weil die Geistlichkeit Klage gegen ihn erhoben hatte, zurückhaltender von ihnen, und beschränkte sich mehr auf Darlegung der Offenbarungen, die er erhalten zu haben glaubte. Er nahm nur einige Bücher der Bibel als heilig an, aber eben so heilig, sagen Swedenborgs Anhänger, die bald als eigne kirchliche Secte sich besonders in England und Amerika &c. sehr ausbreiteten, sind seine eignen Schriften. Die

Bibel nannten sie das Wort oder den geistigen Vater, Swedenborgs Schriften die geistige Mutter, beide zusammen die geistigen Eltern. Gott ist ihnen in Wesen und Person Eins, doch auch eine aus Vater, Sohn und Geist bestehende Dreieinigkeit. Die Offenbarungen Gottes geschahen zuerst durch Christus, dann durch Swedenborg. Engel und Teufel sind menschlichen Ursprungs. Die Genugthuung durch Christus, die Gnadenwahl und die Auferstehung des Fleisches verwarfen sie. Das jüngste Gericht ist nach ihnen schon da gewesen.

Wenn aber auch Swedenborg's Visionen um so mehr Aufsehen machen mußten, als er als ein Mann von hoher wissenschaftlicher Bildung und ungeheuchelter Frömmigkeit mit Recht allgemein verehrt wurde, so kann dies Alles doch nicht hinreichen, um gegen den gewöhnlichen Gang der Natur der von ihm gerühmten unmittelbaren Verbindung mit der Geisterwelt Glauben beizumessen. So wenig Swedenborg zugetraut werden kann, er habe die Welt täuschen wollen, so sprechen doch alle Umstände dafür, daß er sich selbst täuschte. Offenbar hatte er durch die Lectüre der mystischen, alchemistischen und kabbalistischen Schriften älterer Theosophen seine ohnehin lebhafte Phantasie dermaßen erhitzt, daß sie ein Uebergewicht über den Verstand erlangte und denselben gefangen nahm, und so konnte es, wie wir später auf diesen Punkt ausführlicher zurückkommen werden, leicht geschehen, daß er die lebendigen Bilder seiner Einbildungskraft für wirkliche Erscheinungen nahm, und indem die Imagination durch fortwährendes, tieferes Versenken in die überirdische Welt immer mehr Uebung in ihrem Spiel gewann, endlich dahin gelangte, wo Swedenborg sich für einen Geisterseher erkennen zu müssen glaubte. Vielleicht auch, daß bei Swedenborg, wie bei dem

Buchhändler Nicolai in Berlin und Allen, welche Phantasmen hatten, ein körperliches Leiden mitwirkte. Die Berichte von Swedenborgs Prophezeiungen, z. B. daß er den Brand in Stockholm in derselben Stunde, als das Feuer ausbrach zu Gothenburg, wo er eben sich befand, angezeigt haben soll, ermangeln aller Beweise ihrer Wahrheit.

3) Alexander Graf von Cagliostro, eigentlich Guiseppe Balsamo, Sohn armer Eltern zu Palermo, wurde geboren 1743, trat frühzeitig in den Orten der barmherzigen Brüder, widmete sich dem Studium der Medicin, mußte jedoch in Folge seiner Ausschweifungen den Orden wieder verlassen. Hierauf ergriff er die Rolle eines Schwarzkünstlers und wußte sich durch Kunststücke der natürlichen Magie und das Vorgeben, daß er das Schatzgraben verstehe, bei dem leichtgläubigen Volke seiner Geburtsstadt in ein hohes Ansehen zu setzen.

Inzwischen ergab sich, daß diese Künste nur der Deckmantel der Betrügereien waren, ja er wurde sogar der Nachahmung fremder Handschriften bezüchtigt und mußte fliehen. Auf dem Wege nach Rom, den er einschlug, lernte er Florenza Feliciani, eine Gürtlerstochter, kennen und heirathete dieselbe. Hierauf durchzog er Frankreich, Italien, Deutschland, Polen, England unter dem falschen Namen eines Marchese Pellegrini, später eines Grafen Cagliostro, lebte auf hohem Fuß und erwarb sich durch seine feinen Gaunereien, zu welcher er selbst sein schönes Weib mißbrauchte, die er dem Meistbietenden sich hinzugeben zwang, große Summen. Ueberall producirte er sich als Adepten, rühmte sich, den Stein der Weisen bereiten zu können, und bot eine von ihm erfundene Lebenstinktur und ein Schönheitswasser zu horrenten Preisen aus.

Später stiftete er eine geheime Secte, stellte sich unter dem Titel Groß=Copha als Großmeister der wiederhergestellten ägyptischen Maurerei an die Spitze derselben und durchwanderte Europa zum zweiten Male als Wunderthäter und Magier. Doch auch diese Rolle wußte er nicht durchzuführen. In Paris wurde er in die berüchtigte Halsbandgeschichte des Cardinal Rohan verwickelt, in die Bastille gesetzt und dann aus Frankreich verwiesen. Er wendete sich nach Rom, ward aber hier 1791 zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt und starb 1795 im Gefängniß zu St. Leo. Er war ein feiner Betrüger.

4) Johann Joseph Gaßner, geb. zu Bratz bei Plüdenz in Schwaben. Nach Vollendung seiner Studien Pfarrer zu Klösterle geworden, glaubte er die Kraft, Besessene durch Besprechungen zu heilen, in sich zu entdecken. Er unterschied drei Arten der vom Teufel geplagten Menschen: 1) angefochtene (circumsessi), 2) verzauberte (obsessi oder maleficati) und 3) besessene (possessi). In einer besondern Schrift: die Kunst, weise, fromm und gesund zu leben, auch ruhig und gottselig zu sterben, oder nützlicher Unterricht, wider den Teufel zu streiten (1774), beantwortete er die Frage: ob der Teufel dem Leibe der Menschen schaden könne und wie zu helfen sei? Durch die Erzählungen der Bibel von den Besessenen und das Forschen in den Werken der berühmtesten Magier glaubte auch er zu dem Geheimniß gelangt zu sein, gleicher Weise der leidenden Menschheit seine Hilfe zu bieten. Zunächst machte er Versuche in seiner Pfarrgemeinde und erregte dadurch wenigstens Aufsehen. Das abergläubische Volk erzählte sich Wunderdinge von dem neuen Teufelsbanner, der unter wachsendem Zulauf an mehrern Orten in Schwaben, besonders in Ellwan=

gen, sein Wesen trieb. Der Bischof von Constanz, der Gaßner's Charlatanerie durchschaute, gab ihm zwar den Rath, zu seiner Gemeinde zurückzukehren. Allein Gaßner fand Beschützer von stärkerm Glauben und setzte seine Beschwörungen fort. Besonders nahm ihn der Bischof von Regensburg in seine Protection und ernannte ihn zu seinem Hofcaplan und geistlichen Rathe. Fortwährend versammelten sich angeblich Lahme, Blinde, Epileptische um ihn, und wenn er seinen gewaltigen Machtspruch: Cesset (fahre aus!) aussprach, so, erzählte man, wurden die Kranken gesund. Allein — offenbar ließ Gaßner sehr oft gesunde Leute die Rolle der Kranken spielen, und diejenigen, welche nicht durch ihn zum Besitz der Gesundheit gelangten, wurden bedeutet, daß es ihnen am Glauben fehle. Mehrere Regierungen erkannten dies und erließen geschärftere Befehle gegen diese Wunderkuren, welche Gaßner veranlaßte, auf seine einträgliche Dechanei Bendorf sich zurückzuziehen und hier sein Leben 1779 in aller Stille zu beschließen.

5) Johann Georg Schrepfer, geb. zu Nürnberg 1739, ward erst preußischer Husar, etablirte 1768 eine Kaffeewirthschaft zu Leipzig und gab sich dort als Freimaurer aus. Dem sehr verschmitzten Mann gelang es nicht nur, Viele zu täuschen, sondern, ohne Freimaurer zu sein, errichtete er 1772 sogar eine sogenannte schottische Loge, in welcher er durch angebliche Geistererscheinungen und andere Gaukeleien Unzählige anlockte und betrog. Durch sein ausschweifendes Leben in Noth gerathen, verließ er Leipzig als Bankerottirer, nahm den Titel eines französischen Obersten mit dem Namen eines Baron von Steinbach an und projectirte eine Reformation des Freimaurerordens. Da er diesen Zweck verfehlte und sogar gerichtliche und

außergerichtliche Züchtigungen erfuhr, nahm er abermals zu Geisterbeschwörungen seine Zuflucht, und wußte dadurch jetzt das größte Aufsehen zu erregen, indem er nur wenigen Auserwählten, unter welchen sich selbst fürstliche Personen befanden, nachdem er zuvor durch berauschende Getränke und schauerliche Ceremonien ihre Sinne erhitzt hatte, seine Zaubergebilde zeigte. Offenbar ging Alles sehr natürlich zu, da Schrepfer künstlicher Vorrichtungen bedurfte und sich wohl hütete, tiefer Blickende in seine Loge einzulassen. Uebrigens schien er unter dem Schutze eines mächtigen, wiewohl irdischen Gönners zu stehen, der ihn gegen Angriffe schützte.

Gleichwohl gerieth er in neue Geldverlegenheit und ward von seinen zahlreichen Gläubigern gerichtlich verfolgt. In dieser Bedrängniß lud er 1774 den 8. Oct. Morgens vier Freunde zu einem Spaziergang in das nicht weit von Leipzig entfernte Rosenthal ein, um ihnen dort Etwas zu zeigen, was sie noch nicht gesehen hätten, trat dort einige Schritte zur Seite und tödtete sich durch einen Pistolenschuß. Die von ihm hinterlassenen Briefe drohten seinen Feinden und Verfolgern Rache, seinen Gläubigern verhieß er im Kurzem durch Unbekannte Zahlung.

Mag aber auch Schrepfer, der nach seinem Tode noch Anhänger behielt, ein Werkzeug Höherer gewesen sein oder auf eigene Hand gehandelt haben, auf jeden Fall war er ein Betrüger, der durch Kunststücke der natürlichen Magie zu täuschen wußte.

6) Alexander Leopold, Prinz von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, geb. zu Kupferzell bei Waldenburg 1794, achtzehntes Kind aus der Ehe des Erbprinzen Karl Albrecht, wollte sich anfänglich dem Militärstande widmen, wählte jedoch unter der Leitung seiner sehr frommen Mutter und des Jesuiten Reil den geistlichen Stand,

obgleich er der einzige männliche Zweig seiner Familie war. Nachdem er sich auf dem Theresianum zu Wien 1804, auf der Academie in Bern 1808, und wieder zu Wien im erzbischöflichen Seminar 1810 vorbereitet und nach mannichfachen Unterbrechungen seine Studien endlich im Seminar zu Tyrnau 1814 und auf der neu errichteten kathol. Universität zu Ellwangen absolvirt hatte, ward er von dem Metropolitanstift zu Olmütz zum Kanonikus erwählt. Auf allen diesen Lehranstalten jedoch hatte der Prinz nicht des ordentlichsten Lebenswandels sich befleißigt, und in Würtemberg zeigten sich Schwierigkeiten bei dem Examen. Indeß erhielt er 1815 in Baiern die Würde als Subdiakonus und die Priesterweihe. Von dem König von Baiern unterstützt, reiste er 1816 nach Rom und wurde von den Jesuiten auf dem Monte Cavallo aufgenommen, lebte in geistlichen Uebungen und wählte sich erst den heiligen Aloysius, später den heiligen Xaver zum Schutzpatron. Auch gab ihm der heilige Vater dreimal die Vollmacht, 3000 Rosenkränze, Crucifixe u. s. w. zu weihen.

Nach München zurückgekehrt, ward er dort der Scheinheiligkeit beschuldigt, worauf er sich 1816 mit dem Range eines supernumerären Rathes des Domkapitels nach Bamberg wendete. Ob indessen auch des Ultramontanismus und Obscurantismus angeklagt, wußte er sich doch bei dem Volke durch seine Predigten und geschmeidigen Sitten so in Ansehen zu setzen, daß ihn dieses fast als einen Heiligen verehrte. 1820 durch einige Kapuziner und den Pfarrer Cassender zu Eltmann mit dem damals berüchtigten Bauer Martin Michel in Unterwittighausen im Badischen, der Krankheiten durch Besprechen heilte, bekannt geworden, forderte dieser den Prinzen auf, doch auch seine

Kraft in Wunderkuren zu versuchen, da er, als Priester, hierzu viel mehr vermögend sein müsse, als ein armer Bauer. Der Prinz versuchte hierauf seine Kraft an einer Prinzessin von Schwarzenberg, die an einer Rückgrathsverschiebung lahm war, aber durch den berühmten Heine bereits wieder sitzen und stehen gelernt hatte. Als der Prinz ihr befahl: „aufzustehen und zu gehen," so that sie dies zwar, sank indeß später in ihren frühern Zustand zurück. Von dieser Zeit an ward der Prinz von Preßhaften umlagert. Er betete über sie. Das Vertrauen wirkte bei Abergläubigen ein momentanes Gefühl der Besserung und das Volk pries den Wunderthäter. Wo die Besprechung nichts half, da (hieß es) fehlte der Glaube, ohne welchen auch Jesus kein Wunder zu thun vermocht habe. Um diese Zeit ward der Prinz nach Brückenau berufen, um seine Macht an dem augenkranken Prinzen Friedrich von Hildburghausen zu versuchen, wirkte aber so wenig, daß es mit dem Leidenden, da er in Vertrauen auf die Wunderheilung den Gebrauch ärztlicher Mittel einstellte, schlimmer ward, als vorher.

Nichts desto weniger erregten die Mirakel, welche das Volk zu sehen glaubten, so großes Aufsehen, daß Hohenlohe 1821 sich veranlaßt fand, die Sache dem Pabste vorzutragen. Jedoch war der römische Hof klug genug, um sich nicht in den Handel zu mischen. Der heilige Vater erinnerte an die Beschlüsse des Tridenter Concils, daß Wunder ohne Prüfung des Bischofs nicht zugelassen werden sollen, und an die hierher gehörige Bulle Benedikts XIV., nannte die Hohenlohischen Wunder blos priesterliche Gebete um Heilung ꝛc. Hierauf verfügte der Bürgermeister von Hornthal, daß der Prinz künftige Wunderkuren blos unter polizeilicher Aufsicht vornehmen könne, dieser aber erklärte, weil er nicht für

gut fand, dies einzugehen, seine Wunderkraft für erschöpft, reiste nach Wien und Ungarn, wo er gegenwärtig die Würde eines Domprobstes zu Großwardein bekleidet, jedoch übt er, da die Wunderkraft wahrscheinlich wieder zurückgekehrt ist, dieselbe auf ergangene Aufforderungen noch immer, indem er selbst entfernten Abergläubigen in Frankreich und Schottland die Antwort ertheilt, daß er zu einer bestimmten Stunde für sie beten werde und daß zu derselbigen Zeit die Kranken ihr Gebet mit dem Seinigen vereinigen möchten ꝛc. Allein — bis jetzt hat sich noch Keiner gefunden, der bewiesen hätte, daß er durch die Kraft dieses Gebets gesund worden sei.

So kräftig John Loke's klare und verständige Philosophie, Dav. Hume's kritische Zweifel und Kant's Erforschung der Kräfte der menschl. Vernunft in der Theorie das Reich des Aberglaubens bekämpften, so eifrig die Volksschriftsteller dasselbe im wirklichen Leben verfolgten: eben so unläugbar lehrt doch namentlich die Geschichte von den Wunderkuren des Fürsten von Hohenlohe, daß dasselbe noch lange nicht zerstört sei. Andere Erscheinungen rechtfertigen diese Behauptung. Der thierische Magnetismus mit einer Masse abergläubiger Voraussetzungen, die Homöopathie mit ihren marktschreierischen Anpreisungen auf dem Gebiet der Naturwissenschaften, der Mysticismus und das Streben der sogenannten Neuevangelischen, die Kirche nach der Dogmatik des finstern Mittelalters zu reformiren, die Wiederauffrischung der Lehre vom Teufel u. s. w. auf dem Felde der Theologie, die mehrfachen Demonstrationen von einer allgemeinen Harmonie der Dinge, kraft welcher Alles,

was geschieht, schon in den Gestirnen vorgebildet sein soll, die hin und wieder sich zeigenden Versuche, die Zauberei, die Wunderkuren, die Goldmacherkunst aus philosophischen Gründen zu vertheidigen, beweisen es, daß selbst unsere Wissenschaft noch nicht frei ist von den schmachvollen Fesseln des Aberglaubens. Und nehmen wir dazu, wie die häufig oberflächlichen Studien, die Mode gewordene Trägheit in Erforschung der letzten Gründe der Erscheinungen, die kecke Anmaßung in fast allen Wissenschaften ein unheilvolles Spiel treiben, bedenken wir, wie selbst die neuesten Entdeckungen in der Naturwissenschaft, die Wahrnehmung sogenannter unwägbarer Stoffe, die nicht den Gesetzen der Schwere zu gehorchen scheinen, den Glauben an die bekannten Naturgesetze wankend zu machen drohen, beachten wir es, daß unsere Zeit nichts weniger als frei von Wundersucht ist; so ist es ohne Zweifel eine gerechte Befürchtung, daß der helle Tag noch nicht angebrochen sei, von dem so oft die Rede ist. Nächstdem geht im Volke noch so viel Aberglaube im Schwange, daß es nicht an Punkten fehlt, an welche der neue Wahn seinen Faden anspinnen kann.

Wenn aber laut der ganzen Geschichte des Aberglaubens der Wahn, in welche Maske er sich auch kleiden mochte, doch immer dem Lichte der eindringenden Wahrheit wich, wenn wir nicht in Abrede nehmen dürfen, daß in allen Zweigen der Wissenschaft Männer an der Spitze der gelehrten Forschung stehen, welche mit überwiegender Kraft Irrthümer und vorgefaßte Meinungen bekämpfen, wenn die bessern Schriftsteller dem Dämon der Finsterniß, wo er sich zeigt, die Spitze bieten, wenn unsere Volksschulen immer mehr zu Sitzen ächter Aufklärung sich erheben, und im Ganzen doch der Geist besonnener Prüfung unser Volk beherrscht; so müs-

sen wir uns wohl zu der Hoffnung berechtigt fühlen, daß die nächsten Kämpfe, welche das Licht mit dem Aberglauben zu bestehen hat, nicht von langer Dauer sein werden. Jede Zeit hat ihren Aberglauben gehabt; unsere Zeit ist nicht frei von dieser geistigen Krankheit; die Zukunft wird gegen den Wahn zu Felde ziehen müssen. Aber — wie das neunzehnte Jahrhundert doch viel freier ist vom Aberglauben, als das achtzehnte, so wird die Menschheit diesen Feind ihres Glücks in immer siegreichern Kämpfen je länger je mehr ausrotten.

Drittes Kapitel.

Uebersicht der verschiedenen Arten des Aberglaubens bei den Alten.

Ehe wir weiter gehen, erscheint es, um das Reich des Aberglaubens als ein Ganzes zu überblicken, nothwendig, die wichtigsten Darstellungen derselben zu erwähnen. Wir thun dies mit Verweisung auf den zweiten Abschnitt, wo die noch jetzt herrschenden Arten desselben mit Einschluß des kirchlichen Aberglaubens besonders beleuchtet werden sollen.

I. Aeromantie.

Die Wahrsagerkunst aus der Luft, oder der Beobachtung der verschiedenen Lufterscheinungen, der Meteore, des Laufs der Wolken und ihrer Gestalt u. s. w.

II. Alectryomantie.

Die Wahrsagerkunst aus in den Erdboden abgesteckten magischen Kreisen, welche so viele Abtheilungen enthielten, als das Alphabet Buchstaben zählt, in welche man Weizen= oder andere Körner legte, und beobachtete, in welcher Ordnung ein in die Mitte gesetztes Huhn die Körner auffraß, wo dann man die sodurch bezeichneten Buchstaben zu Worten zusammensetzte und dieselben deutete.

III. Aleuromantie und Alomantie.

Erstere war Wahrsagerkunst mit Hilfe des Mehles, die zweite mittelst des Salzes, das man schon in den ältesten Zeiten als ein Symbol der Weisheit und höhern Erkenntniß betrachtete. Bei beiden glaubte man aus der Art des Knisterns bei angezündetem Opfer die Zukunft erkennen zu können, oder man setzte später unter den Christen mehrere Salzhäufchen auf und deutete, je nach den Veränderungen, welche dieselben (durch die Luft und den Einfluß der Witterung) erfuhren, die kommenden Dinge. Deshalb findet man noch immer häufig, daß das Volk es für ein Anzeichen des Unglücks ansieht, wenn Jemand über Tisch und sonst das Salzgefäß umstößt.

IV. Amniomantie.

Derjenige schon bei den Römern vorkommende Aberglaube, daß derjenige, welcher ein Geburtshäutchen (Amnioshäutchen), welches einige Kinder bei der Geburt noch auf dem Kopfe haben, besitze, bei Allem, was er beginnt, von dem Glück begleitet werde, woher denn auch zur Bezeichnung der sogenannten Glückskinder das Sprüchwort sich schreibt:

er ist mit dem Amnios geboren. Die römischen Advokaten zahlten für dieses Häutchen oft schweres Geld.

V. Anthropomantie.

Die Wahrsagerkunst aus den rauchenden Eingeweiden eines getödteten Menschen. Man findet diesen fürchterlichen Aberglauben, der ohne Zweifel unzähligen Menschen das Leben kostete, bei den Griechen und Römern. Die römischen Kaiser Heliogabalus, Nero und Julianus Apostata waren demselben ergeben und schlachteten und zerstückten mit kalter Ruhe Männer, Weiber und Kinder. Nach Strabo übten denselben nicht minder die Bewohner von Lusitanien, und aus den bereits angeführten Geständnissen des Reichsmarschalls Laval, §. VIII, geht hervor, daß diese Wahrsagerkunst auch später unter den Christen häufig und gewiß häufiger geübt wurde, als die Geschichte meldet.

VI. Apantomantie.

Die Wahrsagerkunst aus Gegenständen, denen man zufällig begegnet. Man findet diesen Aberglauben schon in den ältesten Zeiten und bei verschiedenen Völkern. Die Indier kehren um, wenn ihnen eine Schlange begegnet, denn, meinen sie, nun wird der Zweck des Weges fehlschlagen oder mir Unglück begegnen. Selbst der berühmte Astronom Tycho Brahe glaubte an eine üble Vorbedeutung, wenn ihm ein Haase oder eine alte Frau begegnete, ein Aberglaube, der unter dem gemeinen Volke in Europa sich noch häufig vorfindet. Eben so betrachtet man hin und wieder das Begegnen von Rabenzügen, einer schwarzen Katze, eines weißen Huhns für ein böses Vorzeichen. Eine Schafheerde aber, die über den Weg zieht, soll Glück be-

deuten. Der von Aberglauben nicht freie Napoleon, der z. B. oft von seinem Stern sprach, und sich, wenn er den Mantel, den er in der Schlacht zu Marengo geführt, um hatte, für unüberwindlich hielt, äußerte bekanntlich, als er auf dem Feldzuge nach Rußland bei Ueberschreiten der russischen Grenze mit seinem Pferde strauchelte: Wenn ich abergläubisch wäre, so kehrte ich wieder um, aber ich bin es nicht und eile vorwärts.

VII. Arithomantie,

Arithmantie, Arithmomantie, Weissagung aus Zahlverhältnissen. Dieselbe ward durch die spätern Pythagoräer in Umlauf gebracht und besteht darin, daß man Zahlenverhältnisse willkührlich mit einzelnen bestimmten Gegenständen, worüber man die Zukunft zu erforschen wünscht, in Verbindung setzt, und aus der Größe und den sonstigen Verhältnissen der Zahlen die Zukunft deutet, z. B., wenn man die Buchstaben der Namen zweier Personen in Zahlen verwandelt, und nun folgert, daß die Person, deren Namenszahlen größer, die andern überlebe. Dieser Aberglaube wird noch jetzt getrieben.

VIII. Astrogalomantie.

Wahrsagerkunst aus den Knöchelchen der Springbeine von Thieren, welche man in Beziehung auf einen bestimmten Gegenstand mit Buchstaben bezeichnete, und aus welchen man nach jedem Wurfe aus den oben liegenden Buchstaben, Ziffern, Punkten ꝛc. eine Antwort auf die vorgelegte Frage zusammensetzte. Hierher gehört auch die Kybomantie oder Kubomantie, wobei man sich zu diesem Zweck sechseckiger Würfel bediente.

IX. Astrologie.

Der Wahn, aus den Gestirnen, ihrer Stellung am Himmel, ihrem Lauf ꝛc. künftige Dinge und die Schicksale der Menschen vorherzusagen. Vergleiche später über diesen weitverbreiteten Aberglauben, den zweiten Abschnitt, welcher Mehreres darüber enthalten wird.

X. Axinomantie.

Das Weissagen aus Aexten, um den Schuldigen zu entdecken. Man legte zu dem Behuf ein Beil oder eine Axt auf einen mit mehreren Zierrathen verschnittenen Pfahl oder hieb dieselbe auch wohl in denselben ein. Bei wessen Namensnennung sich die Axt oder das Beil bewegte, der ward für den Schuldigen gehalten. Dieser Aberglaube soll sich noch an mehreren Orten unter dem Namen Axtlaufen erhalten haben. Bisweilen legte man auch ein Stück schwarzen Bernstein auf eine heiße Axt, verbrannte es nicht, so ging der Wunsch des Fragenden in Erfüllung.

XI. Belomantie.

Das Wahrsagen aus Pfeilen, die man, mit Zeichen oder Zetteln versehen, im Köcher mischte und dann, wie der Zufall es an die Hand gab, herauszog oder in die Luft warf, wornach die Lage der Spitze, die Entfernung u. s. w. die Antwort auf die im Sinne gehabte Frage ertheilen sollte. Man brachte dies besonders in Anwendung zur Erforschung der Wendung eines beabsichtigten Krieges, einer Schlacht. In diesem Falle schrieb man die Namen der zu belagernden Städte, der zu erobernden Provinzen, der feindlichen Truppenabtheilungen auf Zettel, befestigte diese an Pfeile und zog diese, nachdem sie vorher gemischt worden, aus dem Kö-

cher heraus und suchte daraus die Antwort zusammenzusetzen. Diese Sitte herrschte bis auf Muhameds Verbot im Morgenlande, und soll nach neuern Reisebeschreibern noch jetzt unter den Türken geübt werden, welche während des Herausziehens der Pfeile einige Verse aus dem Koran ablesen.

XII. Botanomantie.

Die Wahrsagerkunst aus den Pflanzen. Dieselbe bezog sich besonders auf Vorherverkündigung des Wetters, und war mehr das Resultat naturhistorischer Beobachtungen, als ein Zweig der Magie, indem es mehrere Gewächse gibt, welche, wie z. B. die sogenannte afrikanische Gold = oder Ringelblume, durch ein frühzeitiges Oeffnen der Blume am Morgen einen schönen, heitern, durch ein langes Geschlossenbleiben nach 7 Uhr Regen anzeigt, die Witterung verkündigen. So auch der siberische Haasenkohl, welcher die Blume die ganze Nacht offen behält, wenn den folgenden Tag Regen kommt, so mehrere Kleearten, welche bei der Annäherung eines Sturmes die Blätter zusammenfalten. — Die Botanomantie der Alten, namentlich bei den Griechen, bestand darin, daß der Fragende Namen und Fragen auf die Blätter einer Pflanze oder eines Baumes, besonders des Eisenkrauts, des Haidekrauts, der Salbei, der Feige und Tamarinde schrieb, und sie so dem Winde übergab, die liegen bleibenden Buchstaben aber zur Antwort zusammenordnete.

XIII. Brizomantie,

Oniromantie und Onirocritie, die Wahrsagerkunst aus den Träumen. Man vergleiche weiter unten von dem Aberglauben in Hinsicht auf die Träume, wo dieser Gegenstand ausführlicher behandelt werden soll.

XIV. Capnomantie.

Die Wahrsagung aus dem von den Opfern aufsteigenden Rauche.

XV. Catoptromantie.

Wahrsagerei mittelst der Spiegel.

XVI. Cephalomantie.

Die Wahrsagerei mittelst eines Eselskopfs, den man unter gewissen Ceremonien auf Kohlen röstete, der Meinung, daß dadurch die Dämonen gezwungen würden, auf die an sie gerichteten Fragen Antwort über die Zukunft und sonst verborgene Dinge zu geben.

XVII. Ceromantie.

Die Weissagung mittelst geschmolzenen Wachses oder Bleies, das tropfenweise in ein Gefäß mit Wasser gelassen wird und hier willkührliche Figuren bildete, aus deren Gestalt man Antwort auf die Fragen folgerte, die man an die Zukunft richtete. Diese Art Wahrsagerei wird noch gegenwärtig in den sogenannten zwölf Nächten, vorzüglich in der heiligen Christnacht von jungen ledigen Leuten getrieben, welche darin Aufschluß über die zukünftige Ehe finden wollen.

XVIII. Chartomantie.

Die Wahrsagerei aus den Karten. Siehe unten Kartenschlagen.

XIX. Chiromantie.

Die Wahrsagerei aus der Hand oder die angebliche Kunst, aus den Linien, Räumen und Bergen der Hohlhand die Schicksale und den ganzen Le-

benslauf eines Menschen zu prophezeien. Sie wird noch heutiges Tages von sogenannten klugen Frauen, vornehmlich von den Zigeunern geübt. Davon unten Mehreres.

XX. Coscinomantie.

Die Wahrsagerei mittelst eines Siebes, welches man, die Frage, auf die es ankommt, im Sinne, auf dem Finger dreht, und je nach den Wendungen oder dem Stillstand die Antwort zusammensetzte.

XXI. Dactylomantie.

Die Wahrsagerei mittelst metallener unter gewissen Ceremonien geweihter Ringe, auf welche magische Zeichen gestochen werden, welche von einer ganz verhüllten, um den Kopf geschorenen Person, die in den Händen Eisenkraut hielt, an einen Faden unter Gebetsformeln auf einer am Rande mit Buchstaben bezeichneten Tafel so lange hüpfend bewegt wurde, bis sie auf einen dieser Buchstaben sprangen. Wenn dies mehrmals geschehen, wurden die Buchstaben zu einer Antwort zusammengesetzt.

XXII. Elementargeister

sind nach dem Glauben des Mittelalters diejenigen Geister, welche den vier Elementen vorstehen, und in ihnen und über sie herrschen: die Gnomen in der Erde, die Nixen oder Ondinen im Wasser, die Sylphen in der Luft, die Salamander im Feuer. Der Graf von Gabelis spricht sich in s. berühmten Roman darüber also aus: „dieser unermeßliche Raum zwischen der Erde und den Himmeln hat viel edlere Bewohner, als Vögel und Insekten; dieses so weit ausgedehnte Meer noch ganz andere Gäste, als Wallfische und Seehunde; die Tiefe der Erde ist nicht allein für Maulwürfe da, und

das Element des Feuers, weit edler, als die drei andern, ist nicht gemacht, um unnütz und leer zu bleiben!"

XXIII. Elfen,

auch Alfen, sind nach dem nordischen Volksglauben kleine, kaum fußhohe Geister, die in der Erde wohnen sollten. In unzählbaren Schaaren schweifen sie bald sichtbar, bald unsichtbar in der Luft umher und sind theils glänzende oder gute und sehr schöne Wesen, helle Elfen (Liosalfar), oder schwarze, böse, häßlich gebildete Wesen, Schwarzelfen (Schwartalfar). Jene sind heller, als die Sonne, diese schwärzer, als Pech. Zu den letztern gehört der Alp oder Incubus. S. diesen. Die Norweger denken sich die Elfen wie kleine nackte Bursche von blauer Farbe, die einen unaufgekrämpten Hut auf den Kopfe tragen, unter gewissen Hügeln, Häusern und Bäumen wohnen, und mit ihrem Hauche Krankheiten erzeugen können. In runden Streifen im thauigen Grase, glaubt man in Schweden, führen sie des Nachts Tänze auf (Elfentänze), und wer des Nachts in einen solchen Kreis tritt, dem werden sie sichtbar, er ist aber auch in ihre Macht gegeben. Oft sitzen sie in kleinen hohlen Steinen (Elfmühlen), ihre Stimme ist leise. Nach dem Glauben der Isländer bilden sie unter der Erde einen eigenen Staat, wie der Isländische. Alle zwei Jahre reist der Elfenkönig aus Island mit einigen Abgeordneten des Volks nach Norwegen, zum Elfenoberkönig, um über den Gehorsam des Volkes und das Verhalten des Königs Bericht zu erstatten. Die Elfen sind gerecht und fügen ohne Beleidigung Niemand Böses zu. Doch sind sie den neugebornen und noch ungetauften Kindern gefährlich, denn sie rauben dieselben gern und schieben die

ihrigen (Vaskiptingar, Umskiptingar) unter. Ihre Wohnungen, die sich selbst im Meere befinden, sind höchst reinlich, ihre unsichtbaren Heerden klein, aber sehr ergiebig. An heiteren Tagen kommen sie gern hervor, um sich an der Sonne zu ergehen. Bisweilen laden sie Menschen zu sich, die mit ihren Töchtern (Ellisen) Kinder zeugen, die aber, wenn sie unsterbliche Seelen erlangen sollen, in Taufwasser gebadet werden müssen. Die Ehen mit Elfentöchtern, wenn sie auch anfangs glücklich sind, schlagen später um. In der Neujahrsnacht ziehen sie als Menschen umher, die Wahrsagern an Kreuzwegen die Zukunft enthüllen. Fromme Hausväter empfehlen dagegen den Ihrigen ein bescheidenes Betragen gegen sie, lassen den Tisch decken und mit Speisen besetzen. Die Landleute auf Seeland wissen viel von ihnen zu erzählen. Die Elfenkönige oder Ellkönige sollen gern Mädchen necken und unvergleichliche Musiker sein. Ein besonderes Musikstück heißt das Elfenkönigsstück, jedoch wagt's kein Spielmann vorzutragen, weil sonst Alt und Jung und selbst leblose Dinge würden zu wüthendem Tanze fortgerissen werden, ohne wieder aufhören zu können, wenn nicht der Spielmann das Stück rückwärts spielen oder ihm Jemand von hinten die Saiten zerschnitte.

XXIV. Feen,

oder weiße Frauen, vom latein. **Fatua**, provenzalisch **Fada**, ital. **Fata**, nach andern vom celtischen **Faar**, d. i. Hexe, weibliche Geister, eine Art von Schicksalsgöttinnen, sowohl guter als böser Art, erstere Wunder von Schönheit, letztere die häßlichsten Mißgeburten. Sie gehörten einer höhern Gattung vernünftiger Wesen an, als der Mensch, mit dem sie jedoch nach Willkühr bisweilen verkehrten, theils Segen, theils Verderben bringend. Der Glaube

an Feen hängt mit der Druidenlehre zwar der Sache nach zusammen, stammt jedoch aus dem Morgenlande, besonders Arabien, von woher er von den Troubadours (Romantische Dichter in Frankreich, Italien und Spanien im zehnten bis zwölften Jahrhundert) nach Europa verpflanzt und weiter ausgebildet wurde. Die Feen konnten sich, nach dem Volksglauben, ihren Geliebten zeigen, die sie sich aus den schönsten Jünglingen erwählten, suchten deren vertrauten Umgang, verschwanden aber auch wieder nach Gefallen. Sie waren menschlichen Leidenschaften und Gebrechen, so wie dem Tode unterworfen, doch war ihre Lebensdauer länger, als die der Menschen. In der Jugend waren sie schön und edelmüthig, im Alter häßlich, zänkisch, bösartig. Ihre Kleidung war weiß. Ihren Liebhabern machten sie köstliche Geschenke, stürzten sie aber in alle mögliche Unglücksfälle, wenn sie ihnen untreu wurden oder sich der Liebe der ihnen zugethanen Fee rühmten. Oft waren sie den Gebährenden nahe, nahmen das neugeborne Kind sogleich in ihren besondern Schutz und beschenkten dasselbe fürstlich. Sie weilten in Gebirgsschluchten, Thälern, wohnten unter der Erde in kostbaren Palästen, und halfen den Menschen oft wunderbar zur Ausführung prächtiger Bauten. Ihnen war eine höhere Macht verliehen. Die Naturkräfte standen, wenn auch ihre Macht mannichfach beschränkt war, unter ihrer Gewalt. Sie wurden vielfach als Zauberinnen betrachtet. Den Zauber einer Fee konnte die andere nicht sogleich aufheben. Die Feen standen unter einer Feenkönigin. Die Feen spielten in der romantischen Ritterpoesie eine bedeutende Rolle, und die Feenromane waren seit Basilio's Pentamerone bis in das neunzehnte Jahrhundert herein, und sind theils noch jetzt die beliebtesten Lectüren. Unter Ludwig von Flandern und Lud-

5

wig XIV. waren sie am französischen Hofe der Hauptgegenstand der Unterhaltung. Jede Provinz hatte ihre Fee. Oft unterlagen die Feen der Gewalt der Zauberer und wurden selbst verwandelt, obschon sie vorher durch ihren Stab unzählige Wunder verrichtet hatten. Die berühmteste Fee war Melusine, welche das Schloß Lusignan erbaut haben sollte, und die Dame am See. Die berühmtesten arabischen Feenmährchen enthält die 1704 zuerst herausgekommene Tausend und Eine Nacht. Die vorzüglichsten französischen Feenmährchen findet man gesammelt in dem Cabinet de Fées. Paris und Gent 1786, 37 Bände.

XXV. Gastromantie.

Die Wahrsagerei mittelst brennender Wachskerzen. Man stellte dieselben nach ungleicher Zahl in gläserne runde Gefäße, beschwur und befragte die Dämonen, und ein Knabe oder ein ein unschuldiges Kind tragendes, schwangeres Weib lasen die Antwort in dem Farbenspiel, oder den Gebilden, welche die sich brechenden Strahlen in den Vasen bewirkten.

XXVI. Geomantie.

Die Wahrsagung aus mehreren Punkten, Spalten, Linien, welche man willkührlich oder blindlings auf die Erde zeichnete.

XXVII. Gespenster.

Unter Gespenstern versteht man theils die Seelen der Verstorbenen, die nach dem Volksglauben aller Zeiten gleich schattenartigen Luftgebilden in der Gestalt ihrer ehemaligen Leiber oder auch in andern beliebigen Gestalten den Lebenden erschienen, theils böse Geister, welche die Gestalt Verstorbener

annahmen, um die Lebenden zu beunruhigen. Mehreres siehe in dem zweiten Abschnitt.

XXVIII. Gottesurtheile.

Die judicia Dei, Gottesurtheile oder Ordalia, d. i. in dem Altdeutschen so viel wie Urtheile, waren feierliche Handlungen, mittelst welcher in Fällen, wo dem menschlichen Richter alle Beweise für Recht oder Unrecht, Schuld oder Unschuld mangelten, die Gottheit vermocht werden sollte, die Wahrheit durch ein Wunder zu enthüllen. Sie waren (S. Friedr. Majers Gesch. der Ordalien, insbesondere der gerichtlichen Zweikämpfe in Deutschl. Jena 1795.) vornehmlich:

1) Der gerichtliche Zweikampf, wo die streitenden Parteien oder Personen selbst oder durch dazu aus ihrer Mitte erwählte Männer vor gerichtlichen Zeugen mit einander kämpfen mußten. Der Sieg des einen über den andern entschied die Wahrheit und das Recht.

2) Die Wasserprobe. Der Verdächtige wurde meist in Gegenwart eines Priesters entweder in ein fließendes Wasser (Probe des kalten Wassers) geworfen, oder mußte seine Arme in siedendes Wasser (Probe des heißen Wassers) stecken. Sank er unter oder zog er seine Arme verletzt hervor, so ward er für schuldig erklärt.

3) Die Feuerprobe. Dieselbe war schon bei den Griechen und Römern bekannt. Der Verdächtige mußte ein glühendes Eisen halten, über glühende Pflugschaare hinwegschreiten, mit einem in Wachs getränkten Hemde angethan (Probe des wachsenen Hemdes) durch Feuer gehen, und ward für schuldig erklärt, wenn er diese Probe nicht bestand.

4) Der geweihte Bissen. Der Priester reichte diesen Bissen unter furchtbaren Verwünschun-

gen dem Angeklagten. Vermochte dieser denselben ohne Anstrengung zu verschlucken, und ward nach dem Genuß nicht krank, so ward er für unschuldig erklärt, im entgegengesetzten Falle war er schuldig. Die Angelsachsen aßen zum Reinigungsmittel ein Stück Brod oder Käse (judicium corsned, purgatio per corsned, per casibrodium) mit dem Gebet zur Gottheit, daß dieselbe, im Fall der Schuld, solchen Genuß zu ihrem Verderben möge gereichen lassen. Daher schreibt sich das betheuernde Sprichwort: Dieses Brod soll mir im Halse stecken bleiben, wenn dies nicht wahr ist! und ähnliche Fluche, die man noch jetzt in Deutschland, Frankreich und England findet. Wahrscheinlich hängt diese Probe auch mit der Gewohnheit der Juden zusammen, den des Ehebruchs beschuldigten Frauen, zum Beweismittel ihrer Schuld oder Unschuld, das sogenannte bittere Fluchwasser oder Eiferwasser (4 Mos. 5, 18 f.) zu reichen. Die Angeklagte, welche läugnete, ward in den Tempel geführt. Hier entblößte ihr ein Priester das Gesicht, wie Andere behaupten, auch den Obertheil des Leibes, schnitt ihr die Haare ab, las ihr einen furchtbaren Eid voll Verwünschungen, wenn sie schuldig wäre, vor, führte sie vor das Heiligthum, füllte einen Becher mit dem Waschwasser der Priester, mischte darein Erde vom Fußboden des Heiligthums, wusch damit die auf eine Tafel geschriebene Eidesformel ab, und reichte ihr den Becher zum Trinken. Im Fall der Schuld sollte ihr unter Hinschwinden der Hüften der Leib aufschwellen, und sie selbst, wo nicht auf der Stelle, doch in Jahresfrist sterben. Vielleicht brachten die Israeliten diesen Volksaberglauben aus Aegypten mit. Nach Dampiers Reisebeschreibung findet sich ein ähnlicher Gebrauch bei den Bewohnern der Goldküste von Guinea.

5) Die Probe des heiligen Abendmahls. Man reichte dem Verdächtigen oder Angeklagten unter einer feierlichen Beschwörung eine geweihte Hostie, welche ihn im Fall der Schuld tödten sollte. Dieser Gebrauch wurde besonders gegen Geistliche in Anwendung gebracht.

6) Das Kreuzgericht. Der Verdächtige mußte unter einem Kreuz mit kreuzweise ausgestreckten Armen unbeweglich eine bestimmte Zeit stehen. Ertrug er dies nicht, so war er schuldig. Bei zwei Verdächtigen, welche dieser Probe unterworfen wurden, war derjenige der Schuldige, welcher die Arme zuerst sinken ließ. Oefters wurden auch zwei Würfel, der eine mit einem Kreuz bezeichnet, in einem Beutel gemischt. Wer den mit einem Kreuz bezeichneten zog, war unschuldig.

7) Das Bahrrecht, bei Untersuchungen über die Thäter eines Mordes gewöhnlich. Der Verdächtige mußte die Wunden des Ermordeten berühren, und war schuldig, wenn dieselben von Neuem zu bluten anfingen oder der Leichnam sich bewegte. Hierher gehört auch das

8) sogenannte Scheingehen. Der Verdächtige mußte die Hand des Ermordeten ergreifen. Aehnliche Ceremonien veranstaltet man auch wohl jetzt noch, um das Gewissen eines verdächtigen Missethäters zu wecken und denselben zum Geständniß zu bringen.

Die letzte Spur von den eigentlichen Gottesurtheilen, welche nach dem sechzehnten Jahrhunderte durch Einführung des kanonischen Rechts, das den Reinigungseid an ihre Stelle setzte, und mit der steigenden Aufklärung aufhörten, kam 1728 zu Szegedin in Ungarn vor, wo man eine Wägung mehrerer Hexen veranstaltete. Indeß finden Gottesurtheile in mehreren außereuropäischen Staaten,

namentlich bei den Chinesen und den Hindus überhaupt die Wasser- und Feuerprobe, bei den Tschuwassen und Ostiaken der geweihte Bissen statt. Die Senegambier in Afrika halten den wegen Verbrechen verdächtigen Personen ein glühendes Eisen auf die Zunge. Die Neger auf Guinea geben denselben gewisse Kräuter in die Hände und glauben, daß die Schuldigen sich daran verbrennen.

Offenbar hing der Erfolg oder Nichterfolg dieser Gebräuche im Allgemeinen immer von denen ab, welche sie zu leiten und zu bestimmen hatten, den Priestern. Diesen war daher hier ein weites Feld zum Betrug geöffnet, das sie zur Befriedigung ihres Ehrgeizes, zur Erhöhung ihres Ansehens, zur Vermehrung ihrer Macht und zur Vollführung tückischer Anschläge redlich benutzten, so daß man kühn annehmen darf, daß unzählige Unschuldige aufgeopfert und unzählige Verbrecher freigesprochen wurden.

So erfreulich es indessen auch ist, daß die Gottesurtheile gänzlich aufhörten, seitdem Thomasius den Hexenglauben bannte, so kann man doch auch nicht genug beklagen, daß an die Stelle des ausgetriebenen bösen Geistes ein neuer Unhold eintrat, indem das kanonische Recht später an die Stelle der Gottesurtheile, die jedoch nun auch überall abgeschaffte Tortur setzte.

XXIX. Gyromantie.

Wahrsagung mittelst gewisser Kreise, welche der Wahrsager unter allerlei Feierlichkeiten auf der Erde beschrieb, und in welcher er sich hierauf unter Hersagung mysteriöser Zauberformeln so lange im Wirbel herumdrehte, bis er zu Boden stürzte, und nach den Buchstaben, auf welche er gefallen war, die Antwort auf die an ihn gestellte Frage gab.

XXX. Hydromantie.

Die Wahrsagerei aus Wasser, und wenn dies aus Quellwasser geschah, Pegemantie. Der Ursprung dieses Aberglaubens zieht sich tief in das Alterthum hinauf, da desselben schon von Joseph in Aegypten gedacht wird, indem derselbe 1 Mos. 44, 5. ausdrücklich von einem Becher redet, „daraus sein Herr trinke und weissage.“ Diese Wahrsagerei bestand in Beobachtung der Abwechselung des Wassers, des Steigens und Fallens desselben, der Farbe, der Ebbe und Fluth und der im Wasser sich darstellenden Bilder. Um z. B. den Ausgang einer Krankheit zu erforschen, tauchte man einen Spiegel (Katoptromantie) in das Wasser und beobachtete, ob des hineinsehenden Kranken Gestalt in einem heitern oder trüben Bilde sich abspiegelte, wornach man auf seine Wiedergenesung oder seinen Tod schloß. Eben so hielt man in ein mit Wasser halb angefülltes Becken einen in vollem Gleichgewicht an einem Faden schwebenden Ring, betete zu den Göttern und folgerte aus den freiwilligen, wiederholten Schlägen des Ringes an den Rand des Beckens für das, was man von der Zukunft zu wissen wünschte. Oder man warf 3 Steine oder Münzen in's Wasser und schloß nach den dadurch bewirkten Wirbeln und Kreiseln. Eine ähnliche Wahrsagerei trieb oder treibt man noch hin und wieder mit Brod und Kohle, um zu erforschen, ob Jemand lebe oder gestorben sei, ein Kranker genesen oder sterben werde. Man bedient sich zu diesem Behufe dreier Stückchen in Würfel geschnittenen Brodes und zweier Stückchen Kohle, ordnet von jedem in einem Quadrat zwei gegenüber, befestigt an dem dritten Brodwürfel mittelst einer Nadel einen Faden und hält denselben an diesem mit fester Hand ruhig in

der Mitte des Quadrats. Je nachdem das Brod an dem Faden sich zu bewegen anfängt und entweder nach dem Brode oder der Kohle zu sich bewegt, bedeutet dies Leben oder Tod.

XXXI. Incubus

oder auch Alp, Nachtmännchen, Druth, nach dem Volksaberglauben ein böser Geist, welcher mit den Hexen Unzucht treibt und des Nachts auf die Brust der Schlafenden sich niederläßt, um dieselben zu ängstigen. „Auf seinem nächtlichen Renner durch die schwarzen Nebel der Nacht dahinreitend," schildert ihn Darwin, „galopirend über Flüsse, Seen und Teiche sucht der heimtückische Alp ein junges von Verzweiflung der Liebe und einem unruhigen Schlummer geängstetes Mädchen; er steigt ab und setzt sich grinzend auf die bewegte Brust, die unglückliche Gequälte will gehen, laufen, schwimmen, fliehen, sich fortschleppen — umsonst. Der häßliche Dämon beschwert ihren Busen, er richtet sich auf, schaukelt sich, rollt seine wilden Augen in ihren blutenden Höhlen, er horcht mit stiller Lust auf ihre Klagelaute und freut sich ihrer Leiden."

XXXII. Kobolde,

auch Gnomen, Berggeister u. s. w., nach dem, durch mehrere Dichter benutzten und verschönert dargestellten Volksaberglauben, Mittelgeister, welche im tiefen Schooße der Erde, oder in der Luft, oder dem Feuer wohnen und die dort ruhenden Schätze bewachen, daher sie auch Erdgeister, Bergmännlein u. s. w heißen, ihre Umgebungen gern necken und ängstigen, ihnen aber auch oft wohlthun und nie wirklich schaden. Ihr allgemeiner Name ist eigentlich Gnome. Wohnen sie in der Luft, so heißen sie Sylphen, im Feuer, Salamander,

in oder auf der Erde, Kobolde. Man stellt sich dieselben, wenn sie Berge bewohnen, meist als alte, graue Männchen vor, welche die Bergleute boßhaft foppen, ihnen die Lichter auslöschen, sie in Abgründe stürzen, das Gestein über sie zusammen werfen und sie im bösen Wetter ersticken machen. Anderer Seits zeigen die Gnomen aber auch oft eine gutmüthige Natur. Bisweilen warnen sie die Menschen vor Gefahren und retten sie in Noth, sie besorgen die Bildung der Erze, und bescheeren oder verschließen sie den Menschen. Berbiguier in s. Werke über die Kobolde, Paris 1821, schreibt ihnen alle Uebel zu, welche das menschliche Geschlecht treffen, alle Verbrechen, welche dasselbe begeht, alle Krankheiten und Unfälle, selbst die Unordnungen und Stürme in der Natur. Uebrigens können, nach der Theorie des Volksaberglaubens, die Kobolde in mannichfaltigen Gestalten erscheinen und bald schön, bald häßlich sein, doch sind sie letzteres am gewöhnlichsten. Ihre Frauen, die ursprünglich schön sind, heißen Gnoniden. Das eigentliche Vaterland dieser eingebildeten Wesen ist der Orient, wo die kabbalistische Phantasie sie schuf. Nach dem Bericht des Talmud war ein solcher Erdgeist von der Größe eines Gerstenkorns und der Gestalt eines Wurmes dem Salomo bei der Erbauung des Tempels zu Jerusalem vornehmlich dadurch behilflich, daß er ihm die großen Felsenplatten spaltete, und in Tafeln verwandelte, aber es hatte auch Salomo viel List und Mühe gekostet, dieses Geistes sich zu bemächtigen. Der Glaube an die Kobolde wurde durch die Kreuzzüge und durch die pythagoräisch-kabbalistische Philosophie, vorzüglich seit Raymund Lullus im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, durch Picus von Mirandula, Paracelsus, Cardanus, Jordanus und Brunus,

später durch Marsilius Ficinus, Reuchlin u. A. in Europa und Deutschland einheimisch. Unter allen Koboldon hat durch Musäus Volksmährchen der Kobold des Riesengebirges in Schlesien, Rübezahl oder Rübenzahl, die meiste Berühmtheit erlangt. Derselbe erscheint, nach der Dichtung, den Reisenden bald als Bergmann, bald als Jäger, bald als Hirt ꝛc. Zeigen sich die Reisenden falsch und hinterlistig oder nennen ihn Rübezahl, so verfolgt er sie mit Sturm, Regen und Ungewitter, die Guten und Edlen dagegen belohnt er. In dem Munde des dortigen Landvolkes gibt es eine Menge von Sagen über Erscheinung dieses Berggeistes, seiner Neckereien und Wohlthaten, die nächst Musäus vorzüglich neuerdings Menzel in dramatischer Form 1829 und Gehe in seiner Oper: der Berggeist, zu lieblichen Dichtungen benutzt haben. Der Name Rübezahl ist nach Einigen eine Entstellung des Beiworts Rabenzahl, das der Gott der alten Deutschen, Odin, führte, und der Berggeist ist Odin selber. Denn nach der nordischen Sage erhält Odin in Walhalla von den auf seiner Schulter sitzenden Raben Nachricht von dem, was auf der Oberwelt vorgeht. Nach Andern soll Rübezahl einst eine Edle des Landes geliebt, in seine Gebirgshöhlen entführt, und ihr zu Gespielinnen Rüben in Menschen verwandelt haben. Da seine Gemahlin aber dieses Lebens überdrüßig und statt der schnell gealterten Gespielinnen immer neue verlangt habe, so habe Rübezahl neue Rüben gesäet. Als jedoch Rübezahl um der Ungeduld seiner Gemahlin willen einst ausgegangen sei, um nach der Saat zu sehen, sei dieselbe, während er eben im Begriff stand, die aufgegangenen Rüben zu zählen, entflohen. Darum könne der Berggeist den ihm aufgelegten Spitznamen Rübezahl nicht leiden, und wer ihn im Ge-

birge ausspricht, soll sich Ungewitter zuziehen. Wer ihn dagegen Herr des Gebirges oder Herr Johannes heißt, dem ist er günstig. Die Gebirgsbewohner, Bergleute, Jäger nehmen solche und andere Dichtungen von Koboldten um so lieber auf, als die Einsamkeit, in der sie sich befinden, das Dunkel, worin sie arbeiten, so manche Naturerscheinungen, die ihnen begegnen, ihre Phantasie aufregen müssen.

XXXIII. Lecanomantie.

Die Wahrsagerei aus einem mit Wasser angefüllten metallenen Kessel, worein mehrere mit geheimnißvollen Worten und Zeichen versehene Edelsteine, Gold- und Silberstangen gelegt werden. Diese bot man den Dämonen unter entsetzlichen Beschwörungen an, wenn sie die Zukunft und das Verborgene enthüllen wollten, und las dann aus der leise flüsternden oder zischenden Stimme auf dem Grunde des Wassers die Antwort.

XXXIV. Liebestränke.

Philtrum, nach der Meinung Abergläubiger in flüssiger Form gereichte Mittel, mit deren Mischung sich besonders alte Frauen befaßten, die für Zauberinnen galten, welche eine leidenschaftliche Liebe dessen, der sie empfängt, gegen den erregen sollen, der sie reicht. Bei den Griechen galt der Vogel Jynx, besonders dessen Zunge für ein solches Mittel, eben so das Blut der der Venus geheiligten Tauben, Schlangengerippe, Uhufedern. Im Mittelalter benutzte man zu diesem Behuf gewisse narkotische Kräuter. Das Ganze aber lief darauf hinaus, daß man durch natürliche Mittel auf die Geschlechtsorgane wirkte, woraus unter begünstigenden Verhältnissen allerdings ein Wahnsinn entstehen konnte.

XXXV. Lindwurm.

Der Lindwurm war, wie der **Drache**, ein fabelhaftes Geschöpf der Einbildungskraft, dessen besonders zu den Zeiten der Ritter öfters gedacht wird. Der erste, auch Linddrache genannt, war ein wurmförmiges Ungeheuer, als Drache oder als große, vierbeinige, geflügelte Schlange dargestellt. Bei frühern christlichen Dichtern ist derselbe der personificirte Teufel, der allegorisch von mehrern Heiligen, wie von St. Georg erlegt wird, als jener die Königstochter Aga zu verschlingen drohte. Der zweite wird als ein unförmliches Thier beschrieben, mit zwei Füßen, einem Schlangenschwanze, zwei Fledermausflügeln, einem grausenerregenden Kopfe oder auch mit mehrern Köpfen. Wahrscheinlich schwebte der Fabel die große Abgottsschlange vor. In den Ritterromanen gab man ihm Löwenfüße und einen ungeheuern, Feuer speienden Rachen. Mit ihm hatten die Ritter mehrfache Kämpfe zu bestehen. Der Volksaberglaube versteht darunter auch einen Spuck des Teufels, der als ein Feuer durch den Schornstein in ein Haus einziehen soll, um den Bewohnern derselben, als dem Teufel Verbündeten, Geld, Schinken, Würste u. dergl. zu bringen. Man sagt dann von dem, in dessen Hause dies geschieht: **Er hat den Drachen.** An sich ist dieses Feuer eine bloße feurige Lufterscheinung, wie die Feuerkugel, die sich durch die Atmosphäre schnell hinbewegt, und wenn sie in die Nähe eines Schornsteins kommt, durch die Luft eingezogen wird.

XXXVI. Loose.

Die Wahrsagung oder Entscheidung durch Etwas und auf eine Weise, die den Charakter des Zufälligen hat, war eine der ältesten Wahrsagungen, wo-

bei man Würfel, Zettel, Täfelchen von gleicher Gestalt aber verschiedener Farbe oder mit verschiedenen Abzeichen, mit Namen, einer Reihe Zahlen versehen, gebrauchte, welche man durch die betheiligten Personen nach vorhergegangener Mischung aus einem Beutel oder andern Behälter ziehen ließ. Eben so gebrauchte man zu diesem Zwecke Stäbchen von verschiedener Länge, jedoch von gleichem Ansehen. Ferner mehrere aus einem Gefäß geworfene verschiedenenartige Gegenstände, wo, wie dort die größere Länge, die weitere Entfernung die Entscheidung gab. Nicht minder bediente man sich eines Stockes. Eine Person fing den ihr von einer andern zugeworfenen Stock, Beide fassen hierauf dann abwechselnd den Stock, indem sie immer genau Hand an Hand setzen, bis derselbe durch Beider Hände hindurch gegangen war. Wer zuletzt noch so viel von dem Stocke fassen kann, daß er denselben über'm Haupte zu schwingen vermag, hat den Vortheil. Uebrigens gibt es noch unzählige Arten des Loosens.

Bei den Hebräern looste man, wenn man zu einem wichtigen Unternehmen schritt, bei Theilungen, vor Gericht, zur Entdeckung des Schuldigen, bei Amtswahlen. Josua errieth durch Loose den Mann, welcher aus der Stadt Jericho 200 Säckel und mehrere andere Gegenstände gestohlen hatte. Durch's Loos wählte man den König Saul und erfuhr, daß der Prophet Jonas den Sturm erregt habe. Durch's Loos vertheilte man die Kleider Jesu; durch's Loos wählte man den Apostel Matthias. Man gebrauchte gewöhnlich Würfel und Stäbchen. Zudem hatten die Hebräer auch ein heiliges Loos, das Urim und Thumim, ein Theil des hohenpriesterlichen Brustschmucks, wodurch die Gottheit in wichtigen Fällen um Rath gefragt wurde, 2 Mos. 28, 30. Worin dieses Orakel be=

standen, läßt sich schwerlich ausmitteln. Die meisten Theologen nehmen an, daß bei der Antwort dieses Orakels in den Steinen des Brustschildes am hohenpriesterlichen Ornat eine Veränderung vorgegangen sei. Die Griechen bedienten sich zum Loosen meist der Würfel mit Buchstaben, Wörtern oder Zeichen, die aus einem Gefäß gezogen und von den Priestern geleitet wurden. In den meisten Tempeln befanden sich solche Loose und der Tempel zu Präneste stand in dieser Hinsicht in einem hohen Rufe. Ueberhaupt war das Loosen bei fast allen Völkern gebräuchlich, und namentlich die nördlichen Völker, vorzüglich die Russen, Kuren, Rugier, Schweden, Dänen, Germanen hatten mehrere sehr sinnreiche Arten, zu loosen.

XXXVII. Lufterscheinungen.

Seltsame Bilder, welche durch die von der Sonne emporgezogenen Dünste entstehen, und von dem abergläubischen Volke für dämonische Erscheinungen gehalten wurden.

XXXVIII. Magie.

Das ursprünglich persische Wort Maja bezeichnet eigentlich die Mutter aller Dinge, welche in der Götterlehre der Perser zugleich die Göttin der Liebe ist, dann davon abgeleitet, die von dem Priesterstande der alten Perser theils selbst in Anspruch genommen, theils ihm beigelegte höhere Weisheit und Kenntniß der Natur, verbunden mit der Kraft, übernatürliche, die Kräfte anderer Menschen übersteigende Dinge zu bewirken. Diese Kraft wurde die magische genannt, der, welcher sie besaß, hieß ein Magiker. Die Hindus sind noch heut von diesem Aberglauben befangen. Der Kirchenvater Origenes schon erzählte von den Wundern der

Brahminen durch geheimnißvolle Worte. In China glaubt man fest an Krankheitsheilungen durch Handauflegen. Herodot, Diodor und Cicero erzählen von den Magiern. Im alten und neuen Testamente begegnen uns viele Berichte von solchen wunderthätigen Heilungen, und so pflanzte sich der Glaube an sie in die christliche Zeit herüber und gelangte sogar zu einem kirchlichen Ansehen. Vorzüglich waren solche Heilungen bei den alten Aegyptiern häufig, wo das Priesterthum einen physikalischen Charakter annahm. Nach Herodot wurde die Heilung aller Krankheiten durch Magie für möglich gehalten. Der wichtigste Theil dabei war die Beschwörung, mittelst welcher böse Geister durch gewisse Formeln unter Anwendung von Talismanen, unter Besprengungen, Räucherungen rc. dienstbar gemacht wurden. Verfolgen wir die Geschichte dieser Geheimlehre, welche in den Mysterien vorgetragen wurde, bis zu ihrem Anfang, so waren es vornehmlich Orpheus, Thales und Pythagoras, welche denselben zu den Griechen von Aegypten herüberbrachten. Wie in der Geschichte des Aberglaubens ausführlicher bemerkt worden ist, wurde diese Geheimlehre besonders von Plato und seinen Anhängern wissenschaftlich behandelt und dargestellt. Unter letztern wandte vornehmlich Plotin ihr sein Studium zu, und lehrte: daß aus dem ewigen Lichtquell Gottes unaufhörlich Bilder, Gestalten und Geister ausfließen, zu ihnen könne der Mensch durch Reinigung von der Sünde sich erheben, und die allgemeine Sympathie dieser Geister im Universum setze den Eingeweihten in den Stand, über die bösen Geister und die Kräfte der Natur durch bloße Machtworte zu gebieten. Unter den spätern Griechen rief vor allen Apolonius von Tyana die Magie, welche schon als eine böse

Kunst verboten war, zu Ehren, da er einen Unterschied zwischen der wahren und falschen Magie machte. Dieselbe wurde jedoch von den meisten Philosophen bestritten. Nur die Stoiker erklärten sich für ihre Zulässigkeit. Die Aristoteliker, Kyniker und Epikuräer brachen über sie den Stab. Demohngeachtet fand sie in Rom viel Eingang und selbst Einfluß auf ihre Gesetzgebung. Die durch ihren Mißbrauch veranlaßten Verbote gegen die geheime Kunst, vermochten jedoch den Glauben an sie so wenig zu zerstören, daß magische Heilungen selbst von Aerzten für Thatsachen erklärt wurden, die häufig selbst Formeln dafür vorschrieben.

Als die griechische Philosophie unterging, fand die Magie ein neues Vaterland in der eben aufblühenden arabischen Philosophie. Sie war zu sehr seit Jahrhunderten eingebürgert, als daß sie nicht hätte die Umgestaltung der Dinge in Europa zur Zeit des Mittelalters glücklich überstehen sollen, um so mehr, als dieser Zeitraum gerade der Geheimnißkrämerei freundlich entgegenkam, und diese einem christlichen oder kirchlichen Gewande, das sie nunmehr immer völliger annahm, keineswegs widerstrebte. Nur gegen die falsche, schwarze Magie erklärte sich die Kirche, indem sie dieselbe als Teufelswirkung und Zauberei bestrafte.

Wie der Aberglaube überhaupt, so fand auch die Magie im engern Sinne, von der hier die Rede ist, in der neuern Zeit einen mächtigen Bekämpfer. In demselben Maße, als Gossendi, Descartes, Baco von Verulam, Hobbes, Thomasius die Naturkunde und Philosophie, insbesondere die Chemie aus ihrem Schlummer weckten, auf eine bessere Bahn leiteten und eine Menge bisher wunderbarer Erscheinungen aus Gesetzen der Natur hinlänglich erklärten, verlor die geheime Wis-

fenschaft an Credit. Zwar suchte man in der Chemie zugleich Erklärungsgründe für die wirklichen oder angeblichen Thatsachen magischer Heilungen, und es gingen daraus mehrere theosophisch-chemiatrische Lehrgebäude hervor, in welchen man mittelst geistig-physischer Mittel, also durch Magie mit der körperlichen Arzneimittellehre krankhafte Stoffe im Körper in gesunde zu verwandeln glaubte. Namentlich bildeten diese Wissenschaft, auf den Grund der von Paracelsus aufgestellten Grundsätze, Helmont, Rob. Fludd, Cardanus, Campanella, Ath. Kircher, Swedenborg, Louis Claude St. Martin und deren Anhänger weiter aus und sammelten sich eine Partei, die in den Erscheinungen des thierischen Magnetismus unserer Tage einen neuen Anhaltepunkt gefunden hat.

Die natürliche Magie gehört eigentlich nicht hierher, indem man mit diesem Namen die Beschreibung sogenannt natürlicher, sowohl physikalischer, als mechanischer und chemischer Kunststücke bezeichnet, welche dem, der den ursächlichen Zusammenhang nicht kennt oder überhaupt wenig unterrichtet ist, als Wunder erscheinen und in Staunen setzen. Hierher gehören die Automaten, mechanische Figuren, wie die Vaucansonsche Ente, dessen Flötenspieler und provenzalischer Schalmeipfeifer, Kempele's Schachspieler, welche mittelst ihrer Vorrichtungen alles das thun, was das Original in natürlichem Zustande zu thun vermag. So schnatterte, fraß, bewegte sich z. B. die eben benannte Ente, wie ein natürlicher Vogel ihres Geschlechts. Sie wurde später von Beireis in Helmstädt gekauft. Hierher die chemischen, physikalischen und optischen Experimente, wodurch Philadelphia, Bosco, Petorelli, Comte u. A. so großes Aufsehen machten, wie z. B. ein Chemiker zu Paris, der mit Hilfe magne-

tischer Stäbe und chemischer Tinten Gegenstände, die er verbrannte, aus ihrer Asche schreibend wieder restaurirte. So erzählt die Zauberkunst aller Zeiten ꝛc., Ilmenau bei Voigt, 2. Auflage 1833, S. 180 von einem Wagen, der den 26. Aug. 1826 von Bristol nach London von zwei in der Luft fliegenden Drachen gezogen wurde und mit solcher Schnelligkeit und Leichtigkeit dahin rollte, daß kein Reiter ihm folgen konnte. Hierher gehört die gesammte Taschenspielerei, worüber Wiegleb, Funk, Eberhardt, Rosenthal, Halle, Helmuth und neuerdings Leisner das Wesentlichste in ihren Schriften mitgetheilt haben.

XXXIX. Nekromantie.

Das angebliche Vermögen, Geister verstorbener Personen in leiblicher Gestalt erscheinen zu lassen oder zu citiren, und sie um eine Angelegenheit oder um die Zukunft zu befragen. Der Glaube an diese Geistererscheinungen zieht sich tief in das graue Alterthum hinauf. Die Zauberin zu Endor beschwor auf Saul's Verlangen den Geist des abgeschiedenen Propheten Samuel. Ulysses rief den Schatten des Sehers Tiresias aus der Unterwelt hervor (Odyss. 11, 90). Homer beschreibt die Ceremonie also:

Aber nun eilt' ich und zog das geschliffene Schwert von der Hüfte,
Eine Grube zu graben von einer Ell' ins Gevierte,
Hierum gossen wir rings Sühnopfer für alle Todten:
Erst von Honig und Milch, von süßem Weine das Zweite,
Und das Dritte von Wasser, mit weißem Mehle bestreut.
Dann gelobt ich flehend den Luftgebilden der Todten,

Wenn ich gen Ithaka kåm', eine Kuh, unfruchtbar und fehllos
In dem Pallaste zu opfern und köstliches Gut zu verbrennen,
Und für Tiresias noch besonders den stattlichen Widder
Unserer ganzen Heerde von schwarzer Farbe zu schlachten;
Und nachdem ich flehend die Schaar der Todten gesühnet,
Nahm ich die Schaf und zerschnitt die Gurgeln über der Grube.
Schwarz entströmte das Blut und aus dem Erelus *) kamen
Viele Seelen herauf — — — —
Dicht umdrängten sie alle von allen Seiten die Grube
Mit gramvollem Geschrei, und bleiches Entsetzen ergriff mich.
Nun befahl ich, und trieb auf's Aeußerste meine Gefährten,
Beide liegende Schafe, vom grausamen Erze getödtet,
Abzuziehn und in's Feuer zu werfen und anzubeten
Aidas schreckliche Macht, und die strenge Perseponeia.
Aber ich eilt' und zog das geschliffene Schwert von der Hüfte,
Setzte mich hin und ließ die Luftgebilde
Sich dem Blute nicht nah'n, bevor ich Tiresias fragte.
Jetzo kam des alten Thäbeiers Seele ꝛc.

Orpheus, der die Todtenbeschwörungen aus Aegypten nach Griechenland gebracht haben soll, beschwur seine Gattin Euridice aus dem Grabe hervor, und als nach seinem Tode ihm zu Ehren ein Tempel geweiht wurde, so wallfahrtete man in der

---

*) Dem Todtenreich.

Folge dahin, um darin die Todten zu beschwören und um die Zukunft zu befragen. Periander, der Tyrann von Corinth ließ daselbst seine von ihm getödtete Gemahlin citiren, um von derselben Auskunft über ein kostbares Pfand zu erhalten. Vorzüglich waren die Thessalischen Priester in der Kunst, Todte zu beschwören, berühmt. Pausanias ward in dem Tempel der Minerva, wohin er sich geflüchtet hatte, von den Spartanern durch Hunger getödtet. Von diesem Augenblick an, so erzählt die Sage, spukte sein Geist auf die fürchterlichste Weise, und es verging kein Tag, wo er seine Feinde und Mörder nicht mit neuen Plagen heimsuchte. Thessalische Priester wurden berufen, um Pausanias Schatten zu besänftigen und zu bannen. So gab es in Griechenland in Epiros, am Flusse Avernus, zu Heraklea in Thracien, und andern Orten Todtenorakel, wo Priester oder Inspirirte die Nekromantie ausübten. In Thessalien, dem angeblichen Sitze der Zauberei in Griechenland, beschäftigten sich gewisse Zauberer als Psychagogen (Seelenführer) ausschließlich damit.

Diese Todtenbeschwörer fanden auch unter den Römern Eingang, und erlaubten sich hier die schauderhaftesten Ermordungen von Menschen und die empörendste Behandlung der Leichname, um die unterirdischen Götter sich geneigt zu machen. Man findet mehrere hierher gehörige Stellen bei den Alten, von denen wir einige anführen.

Horaz. Satyr. I. 8 beschreibt eine solche Todtenerscheinung folgendermaßen:

Ich selbst, mit diesen Augen, sah' Canidien
Im schwarzen aufgeschürzten Rock mit nacktem Fuß
Und aufgelöstem Haar, nebst Segana
Der ältern, heulend irren, beide scheußlich
Im bleichen Scheine des Mondes anzusehen!

Auf einmal fingen auch die Beiden an,
Die Erde mit Nägeln aufzukratzen, und
Ein schwarzes Lamm mit ihren Zähnen zu zerreißen,
Damit das Blut, sich in die Grube sammelnd,
Die Seelen der Verstorbnen an sich zöge,
Die ihren Fragen Antwort geben sollten.
Auch sah ich da zwei Puppen, eine wollne,
Aus Wachs die andere: jene größere
Stand drohend mit gezückter Geisel, diese lag
In Todtenängsten, Sklaven gleich gekrümmt,
Und Gnade flehend. Murmelnd riefen drauf
Der Hekate die eine, Tisiphonen
Der Schrecklichen, die andere: und nun hättet Ihr
Die Schlangen sehen sollen, und die Höllenhunde,
Die heulend hin und wieder liefen, und den Mond,
Der, um kein Zeuge dieser gräßlichen
Geheimnisse zu sein, sich blutroth hinter
Den größten Grabstein schlich — —
Ich könnte viel besonders noch erzählen,
Wie mit den Geistern Segana gesprochen,
Und wie mit zartem, weinerlichen Stimmchen
Kaum hörbar ihr die Geister Antwort gaben;
Und wie sie drauf gefleckter Schlangen Zähne
Mit einem Wolfsbart heimlich in die Erde
Umscharrt, und in der angefachten Flamme
Das arme Bild von Wachs dahingeschmolzen ꝛc.

Seneka im Oedipus V. 548 — 568 gibt eine Beschwörungsart, dergleichen man sich zum Citiren der Todten bediente:

„Sobald der Priester angelangt ist,“ heißt es hier, „so bereitet er ohne Zaudern die h. Gebräuche. Der dunkle Wald hüllet ihn in eine Nacht. Er macht einen tiefen Graben, und thürmet Feuerbrände darauf. Er trägt ein trauriges Leichenkleid; seine grauen Haarlocken umgränzen tödtliche Eibenblätter; traurig schreitet er langsam fort, und mit heili=

ger Niedergeschlagenheit bewegt er den Zauberstab. Schwarze Schafe und Kühe werden rücklings fortgeschleppt, und die gefräßige Flamme verzehrt die Speise und die Opferthiere. Nun ruft er die Manen (abgeschiedene Geister) und ihre Beherrscher herbei; er singt das Zauberlied, entweder die Schatten zu besänftigen, oder sie, wider ihren Willen zum Erscheinen zu zwingen. Er schüttet reichlich das Blut in die Grube, gießt Milch und Wein zum Trankopfer aus und ruft die Geister mit lauterer Stimme und durch Grausen erweckende Beschwörungen herbei."

Bei fast allen Völkern findet man den Glauben an Geisterbeschwörungen. Die Art und Weise, wie man dabei zu Werke ging, war sehr verschieden. Die Chaldäer, Brachmanen und Aegyptier, die Kalmukkischen Lamen, die Ombiasen in Madagaskar, die nordischen Zauberer, die Albiboner, die Caledonier u. a. Völker glauben sich im Besitz der Kunst, Todte zu beschwören. Mehrere Völker bedienten sich, um die Todten zu wecken, einer sogenannten Zaubertrommel, Zauberglocke, die alle andern Vorkehrungen entbehrlich machte, und durch gewisse Schläge die Geister heraufrief, zur Antwort zwang und wieder hinwegbannte. Die Sinesen verfertigen eine Strohpuppe, welche mit der Seele, die hervorgerufen werden soll, eine Aehnlichkeit hat, und der Seele zum Körper während ihres Weilens auf der Oberwelt dienen soll. Die Caledonier riefen, ehe sie eine wichtige Unternehmung oder eine Schlacht begannen, die Geister ihrer Ahnen aus den Wolken herbei, indem sie auf einen besondern Schild, den Schild der Todten, schlugen und besondere Lieder sangen. War dies geschehen, so legten sie sich nieder und schliefen. Hierauf erschienen ihnen die Geister im

Traume und sagten meistentheils ein Unglück voraus. Bei andern Völkern findet man andere Gebräuche. Ihre Anführung würde zu weit führen. Die Kirchenväter, namentlich Chrysostomus und Tertullian läugneten zwar die Möglichkeit, daß Seelen Abgeschiedener wirklich wieder in's Leben gerufen werden könnten, die Erscheinung von Gestalten der Verstorbenen aber gaben sie zu und erklärten sie für ein Werk des Teufels. In den mittlern und spätern Zeiten des Christenthums ward diese angebliche Kunst zu den schwer verpönten Arten der Zauberei gerechnet. Man unterschied übrigens das Hervorrufen von Schatten der Verstorbenen (Skiomantie) von wirklicher Heraufbeschwörung der Todten aus den Gräbern in lebender Gestalt (Nekyomantie). Hierzu wurde Blut erfordert.

XL. Nixen.

Wassernixen, nach dem Aberglauben der Völker weibliche, das Meer, die Flüsse, Quellen, Teiche bewohnende, menschenähnliche Wesen. Auch dieser Glaube zieht sich tief in das Alterthum hinauf, und der Name selbst ist wahrscheinlich von Nikur entstanden, der in der nordischen Götterlehre die Menschen zu täuschen und zu verderben sucht, dieselben in die Fluthen hinabzieht, wenn sie dem Ufer sich näherten, die Lippen derselben an seine Rüster legt und ihnen das Blut aussaugt. Daher, sagte man, sind die Gesichter der Ertrunkenen so roth, und statt zu sagen: er ist ertrunken, sprach man: „Nikur nahm ihn auf." Als apfelgrauer Hengst, erzählt die nordische Sage, lief einst Nikur aus dem isländischen See Hiadarvatu zu den Stuten Auduns und besiegte den Zuchthengst. Audun fing ihn, spannte ihn an einen zweispännigen Ochsenwagen und fuhr damit allen seinen Dün-

ger zusammen. Nachdem Nikur dies am Tage sich hatte gefallen lassen, drang er, wie die Nacht einbrach, bis über die Hufe in den harten Boden, zerriß das Geschirr, lief an das Wasser und verschwand. Andere leiten den Namen von Nökken oder Nikkin her, Wesen, welche in der nordischen Mythologie zu den bösen Gattungen der Elfen (Swartelfar) gerechnet wurden. Außerdem steht die Sage auch mit dem griechischen Aberglauben von den Göttinnen der Quellen und Flüsse, den Najaden oder Nympfen in Verbindung. Wie diese betrachtete man sie als die beschützenden Gottheiten der kleinen Landgewässer, ließ sich dieselben vielfach in die Angelegenheiten der Menschen, vorzüglich der Lebenden mischen. In den Volksmährchen spielen sie in der Regel eine schalkhafte, oft boshafte Rolle. Noch Andere leiten den Namen und die Vorstellung von den weiblichen Genien bei den Belgiern her. Nach den zahlreichen Volksmährchen ziehen sie gern Menschen, vorzüglich Kinder in die Fluthen hinab, berauben sie des Athems und des Lebens. Sie sollen, um Menschen anzulocken, vorzüglich wenn sie Ammen für ihre Kinder brauchen, goldene Becher auf der Oberfläche des Wassers schwimmen lassen. Alte Fischer und Fährleute erzählen mancherlei von den Wassernixen, die jeder Fluß haben soll, so daß man von Elb-, Saal-, Donau- u. a. Nixen redet. Sie wollen dieselben oft an und auf den Gewässern wahrgenommen, sie Wäsche breiten, mit ihnen in freundlichen Umgang gekommen und sie in ihren Wohnungen besuchen gesehen haben.

Göthe gibt folgende Schilderung:

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
  Ein Fischer saß daran,
Sah nach der Angel ruhevoll
  Kühl bis an's Herz hinan;

Und wie er sitzt, und wie er lauscht,
Theilt sich die Fluth empor;
Aus dem bewegten Wasser rauscht
Ein feuchtes Weib hervor.

Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm:
Was lockst Du meine Brut
Mit Menschenwitz und Menschenlist
Hinauf zur Todesgluth?
Ach wüßtest Du, wie's Fischlein ist
So wohlich auf dem Grund,
Du stiegst herunter, wie Du bist,
Und würdest erst gesund.

Labt sich die liebe Sonne nicht
Der Mond sich nicht im Meer'!
Kehrt wellenathmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?
Lockt Dich der tiefe Himmel nicht,
Das feucht verklärte Blau'?
Lockt Dich Dein eigen Antlitz nicht
Herab in ew'gen Thau'?

Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll,
Netzt ihm den nackten Fuß;
Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll,
Wie bei der Liebsten Gruß.
Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm;
Da war's um ihn gescheh'n,
Halb zog sie ihn, halb sank er hin,
Und ward nicht mehr geseh'n.

Auch haben die Anwohner der Flüsse vielfach den mit der Vorstellung von Nixen zusammenhängenden Aberglauben, daß der Fluß jährlich eine bestimmte Anzahl von Opfern fordere, und wollen dies aus bestimmten Anzeichen, aus ängstlichem, ahnungsvollem Rufen ꝛc. erkennen.

XLI. Onomatomantie.

Wahrsagung aus dem Namen, besonders dem Taufnamen eines Menschen, indem man die Buchstaben desselben mit gewissen Zahlen und deren Deutung, mit den Zahlen von Himmelszeichen u. s. w. in Verbindung bringt.

XLII. Onychomantie,

auch Onychokritik, Wahrsagerei aus Oel und Ruß. Man bestrich damit, besonders mit Olivenöl, den Fingernagel eines noch nicht gemißbrauchten Knaben, ließ es an der Sonne trocknen und deutete aus den Figuren, die sich hier in der Farbe gebildet hatten, die Zukunft.

XLIII. Orakel

hießen in den Religionen des Alterthums theils die Orte, wo, wie man glaubte, Götteraussprüche gegeben wurden, theils diese Aussprüche selbst. Schon in der ersten Morgendämmerung der Menschheit begegnen wir bei vielen Völkern dem Institut der Orakel, ohne über ihre Entstehung nähere Nachrichten aufspüren zu können. Die ältesten waren ohne Zweifel die Aegyptischen zu Meron, dann zu Theben und Ammonium. Sie waren dem Jupiter geweiht. Die Nachrichten, welche die Geschichte über das Orakel zu Dodana und das später alle andern durch seine Berühmtheit überstrahlende zu Delphi gibt, lassen auf die Entstehung der übrigen schließen.

Das Orakel zu Dodona soll nach der Sage durch die eine von den beiden Tauben entstanden sein, welche Jupiter seiner Tochter Theba schenkte. Denn als diese Tauben eines Tages von Theben in Aegypten ausflogen, kam die eine nach Lybien,

die andere nach Epirus, wo Dodona lag, um hierselbst Orakel zu stiften. Die letztere namentlich ließ sich auf einen Eichbaum nieder und rief den Einwohnern mit vernehmlicher Stimme zu: „Hier errichtet ein Orakel zu Ehren des Jupiter!" In der Nähe des Haines und dieser Eiche ward der Tempel erbaut. Die weissagenden Priesterinnen verwalteten ihr Amt auf verschiedene Art: Sie achteten bald auf das Gesäusel des Windes in dem prophetischen Baume, bald traten sie an die in der Nähe desselben entspringende Quelle und belauschten auch das Gesprudel des Wassers, bald weissagten sie aus dem Geräusch der um den Tempel hängenden Kupferbecken, die sie zusammenschlugen.

Die Entdeckung des Delphischen Orakels schreibt die Sage einem Hirten zu, der am Fuße des Parnasses (eines berühmten Berges in Griechenland) seine Heerde weidete, zufällig zu der dort verborgenen Höhle kam und durch den berauschenden Dunst, der aus selbiger aufstieg, die Gabe der Weissung empfing. Man baute hierauf um diese Höhle einen Tempel, stellte auf die Höhle selbst einen Dreifuß (Tripos), auf diesen setzte sich die Priesterin, Pythia genannt, durch welche Apollo reden sollte, um durch die berauschenden Dünste seine Eingebungen zu empfangen. Hierher stammt das Sprichwort: Vom Dreifuße herab sprechen, um dadurch dunkle, aber für unfehlbar sich angebende Aussprüche zu bezeichnen. Anfangs war für die Ertheilung der Orakelsprüche im Jahr nur Ein Monat, später noch in jedem Monat ein Tag bestimmt. Wer die Aussprüche des Orakels, die anfangs in Versen, später in ungebundener Rede, aber immer kurz und dunkel gegeben wurden, hören wollte, mußte Geschenke für den Tempel mitbringen. Daher strotzte derselbe bald von ungeheuern Schätzen

und die Stadt ward durch unzählige Statüen und andere Denkmäler, welche ihr die abergläubische Dankbarkeit weihte, immer mehr verschönert. Die Römer hatten eigentlich keine Orakel, sondern behalfen sich mit den auswärtigen.

So verbreitet aber auch im Alterthume der Glaube an Offenbarung der Götter durch auserwählte Menschen war und gewiß auch den Orakeln zu Grunde lag, eben so gewiß ist es doch auch, daß bei diesen Weisen, die Zukunft zu enthüllen, am meisten Priestertrug sein Wesen trieb, und daß die Orakel im Dienst der Politik standen, welche von Anfang her die Religion zum Kappzaume der großen Menge zu machen suchte.

Dahin deutet schon die weitere Erzählung von der Gründung des Orakels zu Delphi: Nachdem Apollo den Drachen Pytho oder Delphine getödtet und hier sein Heiligthum zu gründen beschlossen hatte, erblickte er ein segelndes Handelsschiff aus Kreta. Da sprang er alsbald in Gestalt eines ungeheuern Delphins in's Meer, stürzte sich in das Schiff und zwang die Mannschaft, in dem Hafen von Crissa einzulaufen. Als die Mannschaft an's Land gestiegen war, erschien ihr plötzlich ein Jüngling wunderherrlicher Gestalt und erklärte ihnen, daß sie ihr Vaterland nie wieder sehen, sondern hier in seinem Tempel als Priester dienen würden. Begeistert und mit Lobgesängen priesen sie ihr glückliches Loos und erbauten Delphi.

Das geht nicht minder aus den Thatsachen hervor, welche die Parteilichkeit des Orakels außer Zweifel setzen. Das Orakel zu Delphi erkläret sich nie anders als zu Gunsten des Königs Philipp, und der große Redner Demosthenes nannte es daher spottend „das Philippische Orakel.“ Ohne Zweifel hatte sich dieser König sehr freigebig gegen

dasselbe bewiesen. Die Priester selbst haben häufig Aeußerungen fallen lassen, die ihre List enthüllen.

Endlich — war bei den Orakeln Alles auf Sinnentäuschung berechnet. Delphi z. B. lag in einem grausenhaft romantischen Theil des Parnaßgebirges und war durch die Natur eine Veste. Das Geschrei der Menschen, der Ruf der Trompeten hallte von unzählichen Echo's gebrochen in den umgebenden Gebirgsschluchten wieder. Das Allerheiligste, wo die Pythia auf dem Dreifuß saß, war in der schauerlichsten Stelle dieser Umgebungen selbst gelegen, wohin die Priester allein durch unterirdische Gänge gelangten. Dieselben bewirkten einen Schall, der in Furcht und Entsetzen versetzte, wie denn die Dichter den Ruf dieser Priester als übermenschlich schildern. In der Nähe des Allerheiligsten befand sich der Ort, wo die Fragenden verweilten; dieselben wurden häufig durch wohlriechende Rauchwolken, welche aus der Höhle zu ihnen herüberdrangen, eingehüllt. Waren um die zu gebenden Antworten, die, wie bereits erinnert, immer kurz, dunkel und zweideutig genug waren, so daß dadurch der Ruf des Orakels nie gefährdet werden konnte, die Priester verlegen, so erklärten sie, daß Apollo erst durch mehrere Opfer versöhnt werden müsse und verschoben den Orakelspruch auf einen spätern Tag. Ehe die Priesterin den Dreifuß bestieg, mußte sich dieselbe in dem nahen castalischen Quell baden und mit Lorbeerzweigen umkränzen. Wenn sie sich zu dem Heiligthume begab, schüttelte sie den an der Höhle stehenden Lorbeerbaum und aß bisweilen einige Blätter von demselben Hierauf gerieth sie in Entzückung. Die Sehergabe kam über sie. Schauer durchrieselte ihre Glieder, auf ihrem Antlitz wechselte die Farbe. Aus ihrem Munde ertönte grauenvolles Stöhnen und ängstliches Klaggeschrei.

Immer mehr ward sie von unaussprechlichen Gefühlen ergriffen. Das Haar sträubte sich empor, die Augen funkelten, der Mund schäumte, sie wollte von dem Dreifuß fliehen, sie rang in einem entsetzlichen Kampfe, und die Priester mußten sie zurückhalten, während sie — jetzt begannen die eigentlichen Orakelsprüche — unter dem fürchterlichsten Angstgeschrei einzelne Worte ausstieß. Diese sammelten die Priester, ordneten dieselben und händigten sie schriftlich denen aus, welche das Orakel verlangt hatten. Die Fragenden wurden, nachdem sie durch Opferreinigungen die Weihe erhalten hatten, in verhülltem und mit Lorbeerzweigen umkränzten Haupte, in der einen Hand einen Lorbeerzweig, in der andern eine Tafel mit den Fragen, auf welche das Orakel Antwort geben sollte, unter rauschender und betäubender Musik in feierlicher Prozession zum Orakel geführt.

Bisweilen fragte man die Orakel durch versiegelte Billets, in welchen die Frage enthalten war. Dieselben wurden auf den Altar des Tempels gelegt. Auf diesen Zettelchen mußten die Priester bei verschlossenem Tempel des Nachts schlafen, um im Traum die Antwort vom Gotte zu empfangen.

Man hatte aber auch Orakel im Traum, wo der Fragende vom Gotte selbst die Antwort empfing. Das in dieser Beziehung berühmteste Orakel war das des Triphonius zu Delphi, welches gegen 543 abbrannte. Ehe man in die Höhle hinabstieg, mußte man zuvor eine bestimmte Anzahl von Tagen in einer Kapelle, „guter Genius“ genannt, dazu sich vorbereiten und einer Menge Ceremonien unterwerfen, namentlich mußten mehrere Opfer dargebracht werden. Nach Beendigung dieser Weihungen wurden die Fragenden nach dem Orakel geführt, welches sich, umgeben mit weißen Steinen und metallenen Obelisken, auf dem Gebirge

befand. Die von Menschenhänden bereitete Höhle, von der Form eines Brennofens, hatte in der Mitte ein kleines Loch, so daß ein Mensch in dasselbe kriechen konnte. Durch dieses stieg man auf kleinen Stufen hinab, um zu einer zweiten Höhle mit einem breitern Eingang zu gelangen. Der Fragende mußte sich nun vor dieser Höhle auf die Erde legen und die Füße hineinsetzen, worauf er sich schnell in sie hinunter gezogen fühlte, um Wunderbares zu hören und zu sehen. Hatte er einige Zeit hier zugebracht, so kam er in gleicher Art wieder heraus, ward nun auf die sogenannte Kanzel der Mnemosyne geführt und, noch ganz betäubt, nach dem gefragt, was ihm begegnet sei; hierauf wurde er wieder zur Kapelle des guten Genius gebracht, wo er nach und nach wieder sich erholte. Man irrt wohl nicht, wenn man die angeblich wundervollen Erscheinungen aus dem Mangel an frischer Luft und der in Vertiefungen meist anzutreffenden Entwickelung des kohlensauren Gases, das betäubend auf den Menschen wirkt, zu erklären sucht.

Die Heiligkeit, welche die Orakel im Glauben des Volks einmal erlangt hatten, schützte dieselben, namentlich das zu Delphi, lange vor feindlicher Beraubung. Indeß vermochte sich dieser Glaube bei der fortschreitenden Kenntniß der Natur nicht aufrecht zu erhalten, und die Phokäer plünderten in dem heiligen Kriege (um 355 v. Chr.) die Schätze, die es selbst besaß, oder die Fürsten und Völker ihm zur Aufbewahrung anvertraut hatten. Im J. 97 vor Christo kam das, was seitdem dem Orakel geweiht worden war, in die Hände der Gallier, und was diese übrig ließen, fiel Sulla zu, als er gegen Mithridates zog. Die Orakel verstummten aber, wenigstens öffentlich, wie das Christenthum über das Heidenthum siegte, und man be-

trachtete dies als einen Haupttriumph des Evangeliums. Die Kirchenväter erklärten die Orakel für ein Werk des Teufels.

XLIV. Ornithomantie.

Die Wahrsagerei aus dem Fluge, dem Geschrei, dem Gesang, dem Fressen der Vögel. Bei den Griechen und Römern war es das ausschließliche Geschäft einer besondern Abtheilung der Priester, der Augurn, die Vögel zur Deutung der Zukunft zu beobachten. Man achtete dabei theils auf die Vögel selbst, theils auf die ihr Erscheinen begleitenden Umstände. Ein Zeichen bevorstehenden Glücks war es, wenn ein Adler, eine Taube, ein Hahn erschien; des Unglücks, wenn ein Habicht, ein Geier, eine Eule, eine Schwalbe sich zeigte. Eben so verhieß es Glück, wenn eine Schar verschiedener Vögel sich zeigte, wenn ein Habicht seine Beute nicht erhaschte oder wieder fallen ließ 2c.

Dieser Aberglaube hat sich jedoch bis auf unsere Zeit unter der großen Menge fortgepflanzt. So z. B. gilt es für ein Zeichen des Glücks, wenn einem Reisenden eine Schafheerde über den Weg zieht, für ein Zeichen des Unglücks dagegen, wenn ihm ein Hase begegnet u. s. w. Uebrigens war dieser Aberglaube bei verschiedenen Völkern verschieden, so daß das, was bei einigen als gutes Zeichen galt, andern ein böses Zeichen war.

XLV. Poltergeister,

Spukgeister, nach dem Volksglauben unruhige, bösartige Wesen, meist die Seelen Gottloser, welche im Grabe keine Ruhe finden können, und des Nachts hervorkommen, um bald unsichtbar, bald in allen möglichen Gestalten die Lebenden zu necken, ja sogar

allerlei Böses zu verüben. Sie trieben durch Werfen, Gerassel mit Ketten u. s. w. Unfug in dem Bereich ihres ehemaligen Aufenthalts, in alten Kirchen, Klöstern, Burgen, selbst in Privathäusern. Der Aberglaube wurde von Betrügern vielfältig benutzt, um geheime Zwecke zu erstreben, besonders um durch nachherige Geisterbannungen Geld zu erwerben, oder die verdächtig gemachten Häuser zu einem geringen Preise an sich zu bringen. Nach der Sage verfolgen die Poltergeister manche Personen, gegen andere hegen sie Liebe und Freundschaft und suchen ihnen nützlich zu werden. Abergläubige Bauern erzählen von solchen Geistern, welche ihr Vieh besorgen und das Gesinde in ihrer Arbeit unterstützen. Indeß empfangen sie mitunter auch einige empfindliche Peitschenhiebe von ihnen, welche die Geister mit einem höhnischen Lachen begleiten. Man stellt diese Geister, wenn sie böse waren, oft dar, als zur Strafe eines unruhvollen Umherwanderns auf der Oberwelt verdammt, bis sie Jemand von derselben in einer bestimmten nur alle hundert Jahre wiederkehrenden Stunde erlöse, wo dann sie erst zur Ruhe gelangen können.

Offenbar hat dieser Aberglaube viele Aehnlichkeit mit dem Glauben der Römer an die Manen oder Laren, und Larven oder Lemures. Unter den erstern dachte man sich die guten Geister der Verstorbenen, welche bisweilen als Schattenbilder auf die Oberwelt kämen und sichtbar würden. Insbesondere sollte dies jährlich den 30. August, den 4. October und den 7. November geschehen, weshalb diese Tage für unglücklich galten. Die letztern waren Spukgeister in schreckhafter Gestalt, die Geister böser Menschen, welche des Nachts erschienen und schadenfroh die Menschen plagten.

Wie die alten Griechen über die Gespenster dachten, geht aus Homer hervor, welcher eine Geistererscheinung folgender Maßen schildert:

Odyss. IX, 153 f.

— Ich blieb dort sitzen am Rande der Grube bis endlich
Meine Mutter kam, des schwarzen Blutes zu trinken.
Und sie erkannte mich gleich und sprach mit trauriger Stimme 2c.

Ebendas. XI, 487 — 491.

— Drauf antwortete Achilleus und sagte:
Preise mir jetzt nicht tröstend den Tod ruhmvoller Odysseus!
Lieber möcht' ich fürwahr dem unbegüterten Meier,
Der nur kümmerlich lebt, als Tagelöhner das Feld bau'n,
Als die ganze Schaar vermoderter Todten beherrschen 2c.

Ebendas. IX, 36 — 41.

— Und aus dem Erebos kamen
Viele Seelen herauf der abgeschiedenen Todten,
Jünglinge und Bräute kamen und kummerbeladene Greise
Und aufblühende Mädchen in jungem Grame verloren.
Viele kamen auch von ehernen Lanzen verwundet,
Krieg erschlagene Männer, mit Blut besudelter Rüstung.

Ebendas. XI, 204 — 222.

In Beziehung auf die Mutter des Odysseus:
— Da schwoll mein Herz von inniger Sehnsucht
Sie zu umarmen, die Seele von meiner gestorbenen Mutter.
Dreimal sprang ich hinzu, an mein Herz die Geliebte zu drücken;
Dreimal entschwebte sie leicht, wie ein Schatten oder ein Traumbild,

Meinen umschlingenden Armen, und stärker ergreift mich die Wehmuth.
Und ich redete sie an: — —
— — mir gab die treffliche Mutter die Antwort:
Ach! dies ist das Loos der Menschen, wenn sie gestorben,
Dann nicht Fleisch und Bein wird mehr durch Nerven verbunden,
Sondern die große Gewalt der brennenden Flammen verzehrt
Alles, sobald der Geist die weißen Gebeine verlassen
Und die Seele entfliegt, wie ein Traum zu den Schatten der Tiefe ꝛc.

Eben so schildert Virgil die Art und Weise, wie dem Aeneas seine gestorbene Gattin erschien:

Aeneid. II, 790. Vergl. ebendas. VI, 700.

So sprach sie, und ich (Aeneas) weinte, wollte Vieles sagen,
Doch sie verließ mich, schwand in leichte Lüfte hin.
Dreimal versucht' ich's, meinen Arm
Um ihren Hals zu schlingen, doch dreimal
Umfaßt mein Arm das theure Bild umsonst,
Es floh, leicht wie der Wind, beflügelt wie ein Traum ꝛc.

Dem Römer Brutus erschien des Nachts im Traum eine schreckliche große und furchtbare Gestalt, die sich ihm leise näherte. Erwacht frug er: Wer bist Du? Die Gestalt aber erwiederte: ich bin Dein böser Geist, bei Philippi (wo später Brutus in der Schlacht seinen Tod fand) sollst Du mich wieder sehen. Dasselbe begegnete dem zu Cäsars Tode Mitverschworenen C. Cassius und Cassius Parmensis, welche den Ermordeten in erzürnter und drohender Gestalt, schwarz, mit fürchterlichem Barte und zerstreuten Haaren gesehen und gesprochen zu haben behaupteten. (Plutarchi Brut.

Florus IV, 757. Valer. Maximus de Somniis I, 6.)

Bei Lucian schildert Eukrates die Erscheinung eines Gespenstes also:

„Ich begab mich ganz allein in den Wald meines Gutes. Sobald ich tiefer hineingekommen war, hörte ich ein Gebell von Hunden. Ich dachte: mein Sohn treibt sein gewöhnliches Spiel und jagt mit andern Jünglingen seines Alters im dichtesten Wald. Aber das war es nicht. Denn bald darauf fing die Erde an zu beben, ich hörte ein Getöse, als ob es donnerte, und indem sah' ich eine fürchterliche Frau beinahe ein halbes Stadium, 300 Fuß hoch auf mich zu gehen. In der linken Hand trug sie eine Fackel und in der rechten einen Dolch, ungefähr 20 Ellen lang. Von unten hatte sie Drachen statt der Füße, und von oben sah' sie einer wahren Medusa gleich, so was Gräßliches und Schauerliches hatte sie in ihren Augen und in ihrem ganzen Aussehen; und statt der Haare hatte sie Schlangen, theils in Zöpfen um ihren Hals hängen, theils rollten sie ihr in wallenden Kreisen über die Schultern. Noch jetzt läuft es mir bei der bloßen Erzählung kalt durch alle Glieder." Lucian, übersetzt von Wieland I, 179. 180.

Als Drusus über die Elbe setzen wollte, erzählt Dio Cassius, erschien ihm eine sehr große Frau mit drohender Miene, verbot ihm den Weg und verkündigte ihm sein baldiges Ende. Nicht mit Unrecht wird man aber auch diese Geschichten natürlich zu erklären suchen, wie jetzt Niemand an eine übernatürliche Erscheinung denkt, wenn er ein Gespräch Napoleons mit dem Flußgott des Niemen liest.

Welche Vorstellungen die nordischen Völker von Geistererscheinungen sich gebildet hatten,

darüber gibt Ossian, der Homer des Nordens, uns Aufschluß, wenn er unter anderm sagt:

— Fingal ergab sich
Keiner Ruhe. Mit Waffen bekleidet erstand' er, den Hügel
Schlich er heran, die Flamme des Tharens von Sarno zu sehen.
— Ein Windstoß nahte vom Berge,
Mit dem Gespenste von Loda die Schwingen beladen. Der Geist kam,
Seinen Sitz zu besuchen, in Mitte der Schrecken, er schwenkte
Seinen dämmernden Spieß. Ihm glühten die Augen wie Flammen
Unter der finsteren Stirne. Sein Laut glich fernerem Donner;
Fingal trat ihm entgegen, in Nacht die Lanze gestrecket!
Also rief er am Gipfel des Hügels: Entferne Dich Nachtsohn!
Winke den Winden und fleuch! Was willst Du von Fingal mit Deinen
Schattenwaffen? und soll ich fürchten Dein düsteres Ansehn,
Leidiger Geist von Loda? Dein wolkichter Schild ist zu kraftlos,
Dieser Irrwisch, Dein Eisen zu schwach! sie stürmet der Windschwall
Unter einander: Du selber verschwindest: Entferne Dich, Nachtsohn!
Winke den Winden und fleuch! — Mit hohlem Gebrülle kam Antwort:
Willst Du von meinem Gebiete mich treiben? Mir krümmen sich Völker,
Helden entreiß ich im Felde den Sieg. Ich blicke zur Erde,

Ganze Geschlechter sind weg, mein brausender Odem ertödtet.
Winde, die sind mein Gespann, und Donner-Gewitter mein Vortrab rc. — —
Vorwärts hing es (das Gespenst) in schrecklicher Länge; doch nahte sich Fingal,
Blößte sein Schwert, die Schneide vom bräunlichen Lano. Der Stahlblitz
Fuhr durch's finstere Gespenst, es wallet gestaltlos in Luft aus
Aehnlich der Säule des Rauchs rc.

Ossian's Lieder von Denis I, 142.

Ebendaselbst schildert Ossian die Erscheinung Treumor's:

— — von seinem
Hügel schwang er sich her. Ein Gewölke, dem Rosse des Fremden
Aehnlich, trug ihn empor in blutiger Bildung; sein Kleid war
Nebel von Lano — die Klinge
Schien ein erloschener Streif von grünen Dämpfen; unkennbar
Blieb sein verdüstert Gesicht. Er nahte sich schwebend dem Helden —
Dann schwand er und schwand, gewachsen wie Nebel
Wenn ihn auf Hügeln der Strahl der Sonne verzehrt rc.

Ferner in dem Gedichte Temora. VIII. Gesang.
Eine schreitende groß und glänzende Bildung,
Bei dem hohen Strom sank er hin, der
Durch den Hügel erbraußte — ihre (der Gattin
des Cadmor) Augen waren gegen den Hügel
Gekehrt. Die glänzende Bildung stieg wieder
Herab. Sie hob sich in Mitte der Freude.
Er zog sich wieder in Nebel zurück. Seine

Duftenden Glieder schwinden allmählig
Und mengen sich mit der Berge Wind;
Dann wußte sie, daß er (in der Schlacht) fiel ꝛc.

In der heiligen Schrift werden ebenfalls mehrere Geistererscheinungen erwähnt. In der Geschichte Hiobs wird eines Nachtgeistes gedacht; die Aegyptier wurden durch die Gespenster erschreckt. Das Herz des von Tobias gefangenen Fisches sollte allerlei böse Gespenster vertreiben, Tob. 6, 9. Da Jesus nach seiner Auferstehung unter seine Jünger trat, meinten sie einen Geist zu sehen, Luc. 24, 37. Eben so, als er am Meer wandelte, Marc. 6, 49. 50. So hat sich der noch vorhandene Gespensterglaube aus verschiedenartigen Elementen ausgebildet. Ihm liegt der alte Keim nur modificirt ganz zum Grunde.

Prätorius (in seiner Schrift Antropodemus plutonicus) führt 22 Gattungen von fürchterlichen Nachtgeistern an, als: 1) Alpmännchen, Schröteln und Nachtmähren. 2) Bergmännchen, Wichteln. 3) Wettermännchen. 4) Drachenkinder, Elben. 5) Säulenleute. 6) Feuermännchen, Irrwische, Tückebolde. 7) Wüthendes Heer, 8) Hausmänner, Kobolde, Gütgen. 9) Indianische Abenteuer. 10) Kielkröpfe, Wechselbälge. 11) Luftleute, Windgeister. 12) Mondleute, Seleniten. 13) Nixen, Syrenen. 14) Seemänner. 15) Pflanzengeister oder Alraunen. 16) Qualmenschen. 17) Riesen oder Hünen. 18) Steinmänner. 19) Thierleute, bestialische Wärwölfe. 20) Verwünschte Leute. 21) Waldmänner oder Satyren. 22) Zwerge.

XLVI. Rabdomantie.

Die Wahrsagung mit dem Zauberstab oder der Wünschelruthe, virgula mercurialis, d. h.

einer unter besondern magischen Ceremonien gefertigten, zweiästigen in Einem Stiele verbundenen Ruthe von Holz, Messingdraht oder andern Metall, in Form einer Gabel. Ursprünglich wurde dieses Instrument wohl beim Bergbau gebraucht, um Erzgänge damit ausfindig zu machen. Später bemächtigte sich desselben der Aberglaube oder die Betrügerei, die gern im Trüben fischt, und benutzte sie zu abergläubischen Zwecken. Besonders spielt die Wünschelruthe bei den Schatzgräbern eine wichtige Rolle. Gewöhnlich schnitten die sogenannten klugen Männer aus einem Weiden- oder Haselstrauch frisch eine Ruthe von der bezeichneten Gestalt, erwärmten sie durch Reiben in den Händen, legten sie im Gleichgewicht auf den Zeigefinger und durchforschten auf diese Weise die Gegend, wo verborgene Quellen oder Schätze liegen sollten. Nahete er einem solcher Orte, so bewegte sich, glaubte man, die Ruthe auf dem Finger auf und ab und drehete sich schneller um ihre Achse. Dabei sollte der, der diese Kunst verstehe, von einem eigenthümlichen, sich bis zu heftiger Erschütterung steigenden Gefühl durchdrungen sein, je mehr dies der Fall war, desto näher an der Oberfläche befand sich die Quelle oder das Metall. War die Wünschelruthe von Messing, so ward sie ganz nahe an die Erde hingehalten, und zeigte da, wohin sie sich neigte, das Vorhandensein des Gesuchten an. In Frankreich soll es noch sehr viele Leute geben, die diesem Aberglauben fröhnen, und welche mit dem Spottnamen der *Wasserhunde* belegt wurden.

Dieser Aberglaube, der in Deutschland so gut wie erloschen schien und blos noch unter wenigen abergläubischen Landleuten seinen Spuk trieb, erhielt wieder neue Nahrung durch einen Italiener *Campetti*, einem jungen Landmanne aus *Gargnano*,

welcher durch seine Versicherung, durch körperliche Wahrnehmung unter der Erde verborgene Wasser und Metalle entdecken zu können, und mehrfach davon abgelegte Proben, vor einigen Jahren solches Aufsehen erregte, daß 1806 der König von Baiern den berühmten Naturforscher Ritter in München mit der nähern Untersuchung dieser Erscheinung beauftragte. Ritter reiste nach Italien, brachte Campetti mit nach München, und stellte mit ihm Proben mit Schwefelkiespendeln an, die sich in der Nähe von Metallen von selbst schwingen sollten. Außerdem bediente man sich eines der Wünschelruthe ähnlichen Instruments, das Ritter Balancier nannte, und in einem ½ Zoll breiten und 6 Zoll langen metallenen Stabe bestand. Die Versuche aber haben den gehegten Erwartungen nicht entsprochen.

XLVII. Sibyllinische Bücher.

Sie sind Sammlungen von Büchern, welche die Prophezeiungen sogenannter weiser Frauen enthalten. Sibyllen nämlich hießen im Alterthum begeisterte Frauen. Der Name ist griechischen Ursprungs und bezeichnet eigentlich eine Gottesratherei, ein Weib, welches unter dem besondern Einfluß der Götter steht, von ihnen Offenbarungen enthält und den Rath der Götter den Menschen verkündigt. Im Alterthum war der Glaube an die Sehergabe den Frauen allgemein, so daß wir überall, wie bei dem Pythischen Orakel, Frauen als Mittelspersonen erblicken, durch welche die Götter zu den Menschen reden. So finden wir's bei den Priesterinnen zu Dodona, so bei den Bachantinnen, die mit wilder Begeisterung Prophetien eröffneten, so bei den Hebräern, unter denen bis auf Christus Zeiten herab mehrere Prophetinnen auftre=

ten, so bei den Britanniern, Galliern und Germanen, unter welchen letztern die Aurinia und Veleda zu hoher Berühmtheit gelangten und weise Frauen mit dem Namen der Alraunen bezeichnet wurden, welchen der nordische Aberglaube später kleine, aus der Wurzel der Alraunpflanze (Mandragora) geschnittene Püppchen beilegte, welche weissagende Antworten geben sollten. Ja, so finden wir noch heut nicht nur bei rohen Völkern Frauen in dieser Rolle, auch in dem civilisirten Europa sind es noch Frauen, die sich mit Wahrsagen, Kartenschlagen u. dergl. abergläubischen Dingen beschäftigen. Die Erscheinung aber erklärt sich daraus, daß das weibliche Geschlecht seiner Natur nach zu tiefern Aufreizungen des Gemüths sich hinneigt und in Folge des ihnen verliehenen zartern Organismus in manchen Dingen ein schärferes Ahnungsvermögen enthüllt, als bei dem Manne sich finden kann.

Es standen im Alterthum mehrere Sibyllen auf. Folgende sind die berühmtesten:

1) Die Chaldäische, Persische, Babylonische, Aegyptische, Jüdische, auch Sabba oder Sambethe genannt. Dieselbe soll aus Babylon gebürtig gewesen sein, schon zu Noah's Zeiten gelebt, einen seiner Söhne geheirathet, zur Zeit der Sündfluth sich mit in der Arche befunden, den Thurmbau, Alexanders siegreiche Heereszüge und Christi Geburt vorher verkündigt haben.
2) Die Lybische, Tochter des Jupiter.
3) Die Delphische, auch Athemis oder Daphne genannt, in dem Tempel zu Delphi erzogen, weissagte schon lange vor dem Trojanischen Kriege. Homers Gedichte sollen mehrere Orakel derselben enthalten.

4) Die Italische oder Cumäische, angeblich aus Cimmerium nahe bei Cumä gebürtig, lebte kurz nach dem trojanischen Kriege.
5) Die Erythräische, entweder aus Erythra oder aus Babylonien, lebte zur Zeit des trojanischen Krieges und soll die Zerstörung Troja's vorhergesagt haben. Andere setzen sie in die Zeit der Gründung Roms.
6) Die Samische, Phyto oder Herophyle genannt, aus der Insel Samos zur Zeit Numa's.
7) Die Cumanische, Amaltheia, Herophyle Pararandra, Deiophobe, Demo genannt, aus der Stadt Cuma in Italien, vor dem trojanischen Kriege. Sie bewohnte eine Höhle nahe bei ihrer Geburtsstadt. Als Aeneas zu ihr kam, um ein Orakel zu hören, war sie, erzählt die Sage, bereits 700 Jahre alt, hatte aber noch 300 Jahre zu leben. Sie schrieb ihre Weissagungen auf Baumblätter, legte sie am Morgen in Ordnung und übergab sie dann dem Winde.
8) Die Hellespontische oder Gergithische, aus der Stadt Mermassos im trojanischen Gebiet, sie lebte um die Mitte des sechsten Jahrhunderts und wurde in dem Tempel des Apollo zu Gergithium begraben. Die Gergithier bildeten sie neben einer Sphinx auf ihren Münzen ab.
9) Die Phrygische zu Ankyra.
10) Die Tiburtinische, Albuna genannt, weissagte in einem Haine oder einer Grotte am Fluß Anio unweit Tibur.

Diese Frauen sprachen in einem begeisterten, oft an Wahnsinn grenzenden Zustande Weissagungen aus; dieselben waren von einem strengen Geiste durchdrungen. Sie meinten sogar, nach ihrem Tode noch fortzuleben und theils durch ihre mit der Luft ver=

mischten Geister, theils durch ihren Körper, der verwesend die Kraft der Weissagung den Pflanzen, die von ihm Nahrung zögen, und durch sie den h. Thieren, welche diese genössen, mittheilte, die Göttersprüche der Welt zu verkündigen und die Zukunft zu enthüllen. Sie waren meist reine Jungfrauen und wurden vielfach göttlicher Verehrung gewürdigt. Die Sibyllen sprachen in Versen, oder ihre Aussprüche wurden von den Priestern in Verse gesetzt, die man später sammelte (sibyllinische Bücher), und von Seiten der Priester verkaufte.

Die berühmteste Sammlung dieser Art war die, welche, wie die Sage erzählt, die cumäische Sibylle selbst dem Tarquinius Priscus zum Kauf anbot.

Ein unbekanntes altes Weib kam einst zu Tarquinius und brachte ihm neun Bücher, dafür einen so ungeheuern Preis fordernd, daß der König sie abwies. Allein die Alte kam nach kurzer Zeit wieder, sagte, daß sie drei dieser Bücher in's Feuer geworfen habe, und verlangte für die noch übrigen sechs denselben Preis. Der König wies sie abermals ab. Dessenungeachtet kam sie zum dritten Male, hatte wieder drei Bücher durch die Flamme verwüstet, und forderte für die noch vorhandenen drei dieselbe Summe. Da ward des Königs Aufmerksamkeit rege und er bezahlte auf Anrathen der Priester für diese drei Bücher den geforderten Preis. Dieselben wurden hierauf dem Priestercollegium (quindecim viri sacris faciundis) zur Verwahrung übergeben und als eine Prophetie oder ein Orakel für Roms Zukunft betrachtet. Somit war dem Senat aber auch Alles in die Hände gegeben. Denn diese Prophetien, die deshalb Cicero ein „Werk staatskluger Männer“ nannte, waren so dunkel, daß dieselben immer nach Willkühr gedeutet werden konn-

ten. Deshalb hielt auch der Senat, unter dessen Einfluß die Priester die sibyllinischen Bücher auslegten, streng auf dieselben und suchte sorgfältig die von Zeit zu Zeit entstehenden andern Sammlungen ähnlicher Orakel zu unterdrücken. Augustus ließ als Pontifex Maximus allein über 2000 falscher sibyllinischer Bücher verbrennen. Diese Schriften waren für Rom das, was die Orakel für Griechenland waren. Sie wurden auf dem Capitolium im Tempel des Jupiter unter der Erde in einem steinernen Kästchen aufbewahrt. Im bekannten Tempelbrand gingen auch jene alten Schicksalsbücher verloren. Der Senat veranstaltete jedoch sogleich eine neue Sammlung aller in den italischen, griechischen und sicilischen Städten vorhandenen sibyllinischen Orakel, woraus 1000 Verse als ächt ausgewählt und zu einer neuen Sammlung verbunden wurden. Augustus veranlaßte eine Revision derselben, und ließ sie in zwei goldenen Kapseln unter dem Fußgestell des Palatinischen Apollo, als ihres natürlichen Schutzpatrons, aufbewahren. In dem Brande dieses Tempels 363 n. Chr. wurden diese Kapseln glücklich gerettet und waren noch im fünften Jahrhundert vorhanden und in Ansehen. Hier sollten sie durch Stilicho aus Haß gegen Rom, als dessen Palladium sie angesehen wurden, vernichtet worden sein. Gleichwohl blieben mehrere sibyllinische Orakel im Umlauf, da solche, ungeachtet des strengen Verbots, von Privatleuten gesammelt und verbreitet wurden. So wollten noch in der Mitte des sechsten Jahrhunderts, bei der Belagerung Rom's durch die Gothen, römische Senatoren aus den sibyllinischen Büchern ersehen, daß die Belagerung nur bis zum 5. Monat dauern werde. Der Erfolg widersprach jedoch der Prophetie ganz.

Auch andere Völker hatten ihre sibyllinischen Bücher, namentlich die Griechen und der ganze Orient, der überdies, wie gezeigt, als ihr eigentlicher Geburtsort anzusehen ist. Ihre Sprüche waren in den ältesten Zeiten roh und unbehilflich, später nach Maßgabe der steigenden Cultur, besonders seit Plato, gefälliger an Form und sinniger an Inhalt. Die Reden waren meist moralisch, Strafpredigten, welche die Laster der Zeit züchtigten und die Strafgerichte der Götter drohten. Mit dem Eintritt der allegorisch-phantastischen Philosophie des Neuplatonismus vermehrten sich die sibyllinischen Weissagungen in's Ungeheuere. Vorzüglich gingen dieselben aus Alexandrien hervor. Mit dichterischer Begeisterung abgefaßt, fanden sie bei dem Publikum in jener in einer welthistorischen Bewegung begriffenen Periode die willkommenste Aufnahme. Die Juden verfaßten und verbreiteten ähnliche Schriften, deren Inhalt Züchtigung der verderbten Zeit, Prophezeiungen der herannahenden göttlichen Strafgerichte, Fluch gegen die Römer und die Judäa hart bedrückenden Ptolemäer, Hinweisung auf den Messias war. So enthält z. B. eines der sibyllinischen Bücher folgende Prophetie auf Rom's Untergang:

„Vom Himmel herab wird das Verderben über dich kommen, du stolzes Rom, also daß du deinen Nacken beugen mußt, und wo du stehest, Wölfe und Füchse wohnen werden. — Wenn 15 Kaiser (so viele nämlich zählte man von Cäsar bis auf Hadrian), welche die Welt vom Abende bis zum Morgen unterjochen, regiert haben, wird einer kommen, dessen Name dem Namen eines Meeres ähnlich ist (Adrian oder Hadrian). Hierauf werden drei Herrscher (Antoninus Pius, Mark. Aurelius und Lucius Verus, in deren Zeit diese Prophe-

tie wahrscheinlich fällt) herrschen, deren Zeit die letzte sein wird. Denn bald wird von den äußersten Grenzen der Erde der dorthin entflohene Muttermörder (Nero) wiederkehren, und nun, o Rom! wirst du trauern. Denn Verirrung wird sein unter allen Sterblichen auf Erden, wenn nun der allmächtige Herrscher kommt, und, sitzend auf seinem Stuhle, die Seelen der Lebendigen und der Todten und die ganze Welt richtet. Jammer, Zerstörung und Fluch wird über dich kommen, wenn die Städte fallen und die Schlünde der Erde sich öffnen!" Ein anderes sibyllinisches Buch, das den Sieg des Christenthums besingt, stellt denselben unter dem „Bilde eines den Himmel berührenden und alle Sterbliche umfassenden Tempels dar."

So begreiflich aber auch diese Stimmen in einer Zeit sind, wo so viele Zeichen sich vereinigten, welche einen allgemeinen Umsturz der Dinge verkündigten, weil sichtbar die alten Formen in Staat und Kirche sich überlebt hatten, so trugen doch offenbar dergleichen Orakel viel zur Verbreitung des Christenthums, nicht blos unter Juden, sondern auch unter Römern und Griechen bei, und machten auf Jesum als den Messias aufmerksam.

Anderer Seits vermehrten aber auch die Christen in ihrer Weise die sibyllinischen Bücher, indem sie neue Prophetien, von ihrem Standpunkt aus, in die Welt ausgehen ließen, so daß man nächst den römischen und griechischen, auch christliche Sibyllenbücher hat, wie die verschiedenen Sammlungen der sibyllinischen Bücher von Servatus Galläus (Amsterdam 1689), Betulejus (Basel 1545) u. m. a. beweisen. Mit Recht rechnen wir in vieler Beziehung dahin die Offenbarung des Johannes, welche in der christlichen Aera bis auf diesen Tag unzählige Köpfe verschroben und durch

unselige Mißverständnisse den Träumereien von dem tausendjährigen Reiche, dem Untergange der Welt und andern Ereignissen, die da kommen sollten, einen heiligen Anhaltepunkte gegeben hat.

XLVIII. Stein der Weisen,

auch philosophischer Stein, lapis philosophicus, ist nach der Meinung der Alchymisten eine Materie oder vielmehr ein Auflösungsmittel (menstrum universale oder materia prima), welches den Urstoff aller Dinge und darum die Kraft enthalten sollte, Alles in seine Bestandtheile aufzulösen, alle Krankheiten zu heilen, das Alter zu verjüngen, unsterblich zu machen, und unedle Metalle in edle, vorzüglich in Gold zu verwandeln.

Das Wort kommt schon bei Aristoteles vor und ward seit dem fünften Jahrhunderte gebräuchlich, verrückte aber auch durch die verhießenen Vortheile unzählige Köpfe und verleitete sie zu Bestrebungen nach dem, was außer dem Bereich der Möglichkeit liegt. Auf die Idee kam man wahrscheinlich dadurch, daß man in Folge der geheimen Wissenschaften in den Mineralien, vorzüglich den Steinen, weil dieselben aus der Tiefe der Erde kommen, geheime Kräfte suchte, die ihnen durch die sie bewachenden Erdgeister verliehen sein sollten.

XLIX. Talismane

bedeutet im Arabischen ursprünglich ein Bild, Abzeichen, und ist ein Bild in Metall oder Stein, welches unter gewissen Stellungen der Gesteine und gewissen Ceremonien gegossen oder gegraben worden ist. Die Erfindung schreibt man gewöhnlich einem Aegyptier Namens Jachis zu, der 300 Jahre vor Salomo gelebt haben soll. Im Grunde war die eherne Schlange, welche Moses in der Wüste gegen

den Biß giftiger Schlangen vernichtet, eine Art von Talisman. Diese Bilder oder Metallstücke oder Steine, zu denen man gern grauen Jaspis nahm, sollten als Verwahrungsmittel gegen die Wirkungen der Magie heilsam sein und außerdem die Zukunft eröffnen, von Krankheiten heilen oder gegen sie schützen, vor bösen Insekten bewahren, Leidenschaften, namentlich Haß und Liebe, einflößen, muthvoll machen, vor Bezauberungen sichern und eine Menge anderer Wunderdinge bewirken. Albert der Große unterschied zwischen astrologischen und magischen Talisman. Sogar gewisse Worte gelten noch häufig jetzt als Talisman. Die römischen Triumphatoren trugen kleine Büchsen bei sich, weil diese nach der damaligen Meinung gegen die Mißgunst und den Neid schützen sollten. Besonders unter den gemeinen Soldaten im Kriege war dieser Aberglaube häufig, am meisten jedoch wird er im Morgenlande getrieben.

L. Teufel,

auch Teuker, Belial, Beelzebub, Beelzebul, Samael, der Oberste, gleichsam der Fürst der bösen Geister. Die alten Orientalen nahmen ein Heer von Dämonen, sowohl guter und wohlthätiger, als böse und schädlicher Natur an. Die letztern hießen Strafgeister. Zoroaster ordnete diese Ideen und brachte den Glauben an böse Geister in ein System, nach welchem Ahriman als das Haupt derselben betrachtet wurde. Er war ein grundverdorbenes (absolut böses) Wesen, welches neben dem guten Gott Einfluß auf die Welt und die Menschen übte. Aehnliches finden wir bei den Griechen; diese hatten Kakodämonen, welche jedoch nicht grundböse, sondern mehr das Böse bestrafende Geister waren, wie z. B. die Fu-

rien als Rachegöttinnen für die, welche eine Uebelthat vollbracht haben, geschildert werden. Die Hekate war den Griechen die Göttin der Unterwelt und der Zauberinnen; die Lamien waren ihnen das, was im christlichen Zeitalter die Hexen sind.

In der babylonischen Gefangenschaft wurden die Hebräer mit dem vorderasiatischen Volksglauben an das Reich Ahrimans durch die Chaldäer bekannt. Der Satan, d. i. Feind, Widersacher (der jedoch nicht mit dem Satan im Buche Hiob zu verwechseln ist, welcher in dieser poetischen Schrift die Rolle eines bloßen Anklägers spielt), war das Nachbild Ahrimans bei den Persern, der Urheber alles Bösen in der Welt. Er hieß bald Beelzebub, Beelzebul, d. h. der, dessen Hauch Alles verpestet, bald Belial, der Fürst der Hölle, bald Samael oder Samiel, der Verführer oder Verwüster, bald Lucifer, der im Feuer wohnt, bald Asmodi, der Eheteufel. Uebrigens trifft man den Glauben an den Teufel fast bei allen Völkern an, und offenbar kamen sie dadurch auf die Idee desselben, weil sie das Böse in der Welt am kürzesten durch die Annahme eines grundbösen, den Menschen feindlich gesinnten Geistes zu erklären meinten. Wir übergehen jedoch die Vorstellungen anderer Völker billig, um bei der wichtigern Ausbildung des Teufelsglaubens bei den Hebräern und im Christenthume näher zu verweilen.

Der Glaube an den Teufel nahm nämlich unter den Hebräern bald eine bestimmtere Gestalt an und ward unter ihnen naturalisirt. Es bildete sich die Lehre von den bösen Engeln und ihrem Oberhaupte, dem Satan. Man dachte sich denselben unter dem Bilde einer Schlange oder eines Drachen, der, wie er 1. Mos. II, f. die ersten Menschen verführt hatte, auf alle Menschen einen ver-

derblichen Einfluß äußern und dieselben zur Sünde zu verleiten suchte. Nächst dem Sittlich=Bösen wurden ihm auch viele physische Uebel zugeschrieben. Vorzüglich sahe man Geisteskrankheiten, Nervenübel, mit welchen epileptische Zufälle verbunden waren, für ein Werk des Satans an. Diejenigen, welche an diesen Uebeln litten, hießen (nämlich vom Teufel oder andern bösen Geistern) Besessene. Der Teufel, glaubte man, habe ihre Körper und Seelen zur Wohnung ausersehen und hause in ihnen.

Dieser Glaube war zu tief eingewurzelt, und hing mit der Religion, so wie mit den Vorstellungen von dem künftigen Messias, der den Teufel überwinden und sein Reich zerstören sollte, zu innig zusammen, als daß Jesus hätte wagen können, denselben unmittelbar anzugreifen. Dagegen suchte er diesen Glauben auf alle mögliche Weise unschädlich zu machen und durch seine erhabenen Belehrungen von Gott und dessen Vorsehung, von der sittlichen Natur und Bestimmung des Menschen den Fall vorzubereiten. Uebrigens betrachtete man zur Zeit Jesu den Teufel und die bösen Geister als Engel, welche einst gut waren, aber durch Ungehorsam gegen Gott fielen und nun unaufhörlich bestrebt sind, den Menschen nicht blos leiblich zu schaden, sondern sie auch zum gleichen Abfall von Gott zu verleiten. In dieser Beziehung heißt der Teufel der Antichrist, weil er sich dem, was Christus wollte, widersetzt, der Feind der Menschen, weil er dieselben zu verderben sucht, der Fürst dieser Welt, weil diejenigen, welche Christo nicht ergeben sind, den irdischen Genüssen huldigen, der Lügner vom Anbeginn, weil er die ersten Menschen verführt hat, und durch Reize der Ehre, der Wollust, des Reichthums ist er bemüht, die Menschen bald auf diese, bald auf jene Weise zu verführen. Alles, was

die Sinnlichkeit erregt, ist sein Werk; er legt den Menschen gleichsam Schlingen, um dieselben in seine Gewalt zu bekommen, um sie dann, nach kurzem Sinnenrausche hohnlachend in den Abgrund des Verderbens zu stürzen, welches der Sold jeder Sünde ist.

Christus kam, um die Werke des Teufels zu zerstören, seine Macht zu brechen und die Welt von seinem Einfluß zu befreien. Wer im Glauben fest an Christo hängt, wird der List des Satans entgehen und ihm ein mächtig, zurückweisendes: Hebe Dich weg von mir Satan! entgegen rufen. Die Manichäer und andere dem Dualismus oder der Lehre von zwei die Welt regierenden Wesen (Principien) verschiedener Art ergebenen Sekten lehrten die persönliche Selbstständigkeit eines unerschaffenen, dem guten Gott entgegengesetzten Teufels, und die Kirchenväter, so wie die Einsiedler und Mönche thaten alles Mögliche, um das Bild des Satans auf eine recht erschütternde, Grausen erregende Weise darzustellen. Die Kirche nahm diese Meinung mit wenigen Beschränkungen in die christliche Glaubenslehre auf, und die Menschen mußten nächst an Gott an einen Teufel glauben, der nun vielfach als der Büttel des lieben Gottes betrachtet und von den Kanzeln dargestellt wurde. Eben so fest glaubte die Kirche an die durch die Ordination an ihre Diener verliehene Macht, die Teufel auszutreiben und die römischen Liturgien nahmen bestimmte Formeln hierzu unter dem Titel des Exorcismus auf, welche gewöhnlich anheben: Ich sage Dir, fahre aus Du unreiner Geist, fahre aus! im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des h. Geistes! Ja schon im dritten Jahrhundert entstand eine besondere Gattung von Kirchendienern, Exorcisten genannt, deren Amt es war, den Teufel von den Besessenen ver-

mittelst gewisser Beschwörungsformeln zu bannen. Und die Macht dazu gehört noch gegenwärtig zu den niedern Weisen des katholischen Priesterstandes, dem die Befugniß der Teufelsaustreibungen als amtliches Vorrecht zusteht. Die katholische Kirche beruft sich hierbei auf die in der Bibel erzählten Teufelsaustreibungen von Jesu und den Aposteln.

Ebenfalls im dritten Jahrhundert bildete sich die Ansicht aus, daß ein Jeder, der noch nicht in die Gemeinschaft der christlichen Kirche aufgenommen worden sei, sich in den Händen des Teufels befände, und nicht nur die Katechumenen und später die Taufpathen für die Täuflinge mußten dem Teufel und seinen Werken feierlich entsagen, wie denn auch die Geistlichen ihn von den Täuflingen durch besondere Beschwörungsformeln austreiben mußten.

Nachdem der Glaube an den Teufel sich einmal so weit in der katholischen Kirche ausgebildet hatte, lag die Benutzung desselben für hierarchische Zwecke dem Priesterthum zu nahe, als daß sie denselben nicht in ihren besondern Schutz hätten nehmen sollen. Die Geistlichen genossen als Teufelsbanner ein höheres Ansehen. Um dies zu befestigen und zu erhöhen, ließen sie es nicht an Predigten von der Gewalt des Teufels, an furchtbarer Schilderung seines Wesens fehlen, um so den Feind, den sie bekämpften, in einer möglichst großen Macht darzustellen. Was den Priestern nicht gelang, das that die erhitzte Phatasie der Asceten, welche, nach den damaligen Zeitideen, bei Tag und Nacht von dem Teufel träumten und entsetzliche Kämpfe mit demselben zu bestehen hatten, ja dergleichen siegreich bestandene Kämpfe waren unerläßlich, wenn Jemand zur Ehre der Heiligsprechung zu gelangen wünschte. Ehe dies geschehen konnte, mußte sogar zuvor ein

sogenannter Teufelsadvocat die Acten über die Verdienste dessen, der in die Zahl der Märtyrer aufgenommen werden sollte, prüfen und die vorliegenden Beweise für dessen Tugenden zu entkräften und umzuwerfen suchen. Erst dann, wenn das Kardinalscollegium die Einwürfe dieses Fiscals oder päpstlichen Konsistorialadvocaten hinlänglich widerlegt hatte, wurde zur Canonisation geschritten.

Der Teufel mußte sich aber den Menschen um so mehr empfehlen, da in seinem Dasein ein allezeit fertiger Sündenträger vorhanden war. Denn unter der Herrschaft dieses Glaubens war es ja nicht mehr der Mensch, der Böses that, sondern der Teufel, der ihn dazu verführte. So war derselbe der allgemeine, allzeitfertige und bereite Sündenbock, auf welchen die Menschen ihre Schuld ablegten. Und da man einmal den Teufel als die Quelle und den Urheber alles Bösen betrachtete, so konnte es nicht fehlen, daß man überall, wo Böses geschah, den Teufel sah und sich in Kämpfe mit ihm verwickelt fand. Die Phantasie bot ihre Bilder dar, um die Spukgestalt dieses Erzbösewichts bald in dieser, bald in einer andern Weise darzustellen. Der Teufel war der eigentliche Popanz des Zeitalters, den man jedoch schon damals häufig benutzte, um Leichtgläubige und Schwache zu schrecken. Am liebsten bildete man ihn ab, als eine schwarze, häßliche, menschenähnliche Gestalt mit Hörnern, einem Kuhschwanze und Bocks- oder Pferdefüßen, er verbreitet immer einen abscheulichen Gestank um sich. Oft fügte man der Figur auch häßliche Krallen und andere ähnliche Attribute bei.

Eine wichtige Rolle spielte der Teufel in den im Mittelalter gewöhnlichen geistlichen Comödien (theatralische Aufführungen aus der heiligen Geschichte) und den öffentlichen religiösen Aufzügen,

wo er das war, was später im Schauspiele der bekannte Hanswurst wurde. Eine in ein Teufelscostüm verkleidete Person trieb hierbei allerhand Schwänke, die sich damit endigten, daß der verkappte Teufel — daher der Ausdruck: „armer Teufel" — gewöhnlich eine gehörige Tracht Prügel bekam.

Die Theologen hatten sehr viel mit dem Teufel zu schaffen. Als Antichrist war er ihnen der gefährlichste Feind der Kirche Christi. Sie bemüheten sich, nähere Untersuchungen über seine wahre Beschaffenheit, seine Macht, seinen Einfluß u. s. w. anzustellen. Und wer nicht an den Teufel und sein höllisches Reich glaubte, war kein rechter Christ.

Die Legenden, die bekanntlich daraus entstanden, daß man den Mönchen öfters aufgab, phantastische Schilderungen aus dem Leben der Heiligen und Märtyrer zu bearbeiten, hatten zur Ausschmükkung des Teufelsbilds viel beigetragen und thaten es fortwährend. Der hierher gehörigen Legenden sind unzählige. Wie man den Gegenstand auffaßte, möge die in Rücksicht auf Aberglauben zu besonderer Berühmtheit gelangte Legende von „St. Christoph" (Legenda aurea XCV) zeigen.

„Christoph, vor seiner Taufe „der Verworfene" genannt, war ein gewaltiger Riese von 12 Ellen Länge, und suchte als solcher die Dienste des mächtigsten Königs, den das allgemeine Gerücht nannte. Auch ward er von demselben gnädig aufgenommen. Als aber ein Spaßmacher in Gegenwart dieses Königs ein Lied sang, in welchem der Teufel öfters genannt wurde, und der christliche König hierbei immer das Zeichen des Kreuzes machte, so sprach Christophorus: „Wenn Du den Teufel fürchtest, so ist derselbige ja größer als Du. Lebe wohl, ich will zum Teufel, daß ich ihm diene." In einer Einöde

traf Christophorus eine Menge Soldaten, von denen einer, wilder und furchtbarer als die übrigen, auf ihn zutrat und ihn nach seinem Wege fragte, auf Christophorus Antwort aber erwiederte: „Der Teufel bin ich.“ Christoph freute sich darüber und verpflichtete sich dem Teufel als seinem Herrn auf immer. Als aber beide an ein auf einer Straße aufgerichtetes Kreuz kamen, und der Teufel vom Wege abweichen wollte, weil, wie er sagte, beim Anblick des Zeichens ihn eine große Furcht überfalle, sprach Christoph: „Nun lebe wohl, ich verlasse Dich und suche Christus, der größer ist, denn Du.“ Nachdem er endlich lange herum gefragt nach dem Göttlichen, kam er zu einem Eremiten, der ihm Christum predigte, und Christoph ward ein Gläubiger, so daß, als ein heidnischer König hinter einander jedesmal 200 Soldaten gegen ihn aussendete, ihn zu fahen, er dieselben zum Christenthum bekehrte. Dasselbe geschahe, als der König zwei schöne Freudenmädchen zu ihm in's Gefängniß sendete. Auch sie wurden, statt ihn zu verführen, Christinnen. Die spätere Zeit richtete an St. Christophorus Beschwörungsgebete um irdische Schätze, z. B.: Heiligster und höchstzuverehrender Märtyrer Christophorus, Himmelsfürst, Dich rufen wir an, Dich, den Jesus zum Schatzmeister auf Erden eingesetzt und Gewalt über alle in der Erde verborgenen Schätze gegeben hat, daß Du dieselbigen unter diejenigen, die Dich in seinem Namen anrufen, austheilest: daß Du Dich unserer erbarmest und uns mit Gott und der heiligen Jungfrau Maria erhörest, und in dieser Nacht uns 300,000 Gulden gute Münze bringest, um unsere Armuth zu unterstützen. Sende uns den Geist Astharoth, daß er im Namen des heiligen Christophorus und in menschlicher Gestalt erscheine und Gold in den Kreis bringe, welcher mit dem Namen

Gottes, der Patriarchen und Evangelisten, und des Sadrach, Mesach und Abedengo gebildet ist. Thust Du es nicht, so mögest Du keine Ruhe haben weder im Himmel, noch auf Erden. Wir rufen Dich an zum ersten, zweiten und dritten Male und beschwören Dich im Namen des Vaters † des Sohnes † und des heiligen Geistes † Amen." Dergleichen Legenden gibt es eine unzählige Menge.

Man gab dem Satan, als dem Fürsten der Unterwelt, sogar einen höllischen Hofstaat bei, den Berbiquer noch 1821 vertheidigte. Beelzebub war das höllische Staatsoberhaupt; der Satan, der entthronte Fürst; Eurynomos, der Prinz des Todes; Moloch, Fürst im Lande der Thränen; Pluto, Prinz des Feuers; Pan, General der Incubus und Hexen; Alastor, Executor der hohen höllischen Werke; Silith, General der Nachtweibchen; Lucifer, Justizminister; Leonard, Großceremonienmeister der nächtlichen Hexenversammlungen; Baalberith, hoher Priester; Proserpina, die Erzteufelinn u. s. w. Jedes Mitglied dieses hohen Hofes soll auf Erden seine Stellvertreter haben. Eine Menge von verschiedenen Volkssagen über die Erscheinung des Teufels verbreiteten sich. Man erzählte sich die abentheuerlichsten Auftritte mit ihm und glaubte, daß er, wie in der Versuchungsgeschichte Jesu, in verschiedenen Gestalten dem Menschen nahe, ihnen, je nachdem ihre Neigung sei, Ehre, Sinnengenuß, Schätze und Reichthümer anbiete, um sie nach Ablauf einer bestimmten Frist in sein höllisches Reich zu versammeln und sich an den Qualen der Verdammten zu ergötzen. Der Teufel forderte dann nach der Volkssage, zur ewigen Verpfändung der Seele an ihn, die Einzeichnung des Namens mit dem eignen Blute in ein Buch und schloß mit denen, die sich dazu verstanden, gleichsam einen Accord auf eine be=

stimmte Zahl von Jahren ab, in welchen sie in aller Fülle irdischer Freuden leben, dann aber auch nach Ablauf der bedungenen Frist ihm unbedingt verfallen sein sollten. Der Volksglaube oder vielmehr die Märchenpoesie erzählt z. B.: vom Satan, der in Gestalt eines vornehmen Herren einem armen, abgebrannten und verschuldeten Bauer auf dem Felde erschienen sei und ihm versprochen habe, die Scheune in einer Nacht vor dem ersten Hahnenrufe wieder aufzubauen, wenn er ihm das Kind, das das Weib noch unter ihrem Herzen trage, verpfände. Der Bauer habe eingewilligt. Die folgende Nacht sei kaum hereingebrochen, so sei das ganze Gehöfte von Feuerflammen erfüllt worden, und als die erschrockene Familie hinaus gesehen, habe sie unzählige Zimmerleute von schwarzer Gestalt und Hörner auf dem Kopfe in voller Arbeit erblickt, um unter dem Scheine des höllischen Zauberlichtes das Gebäude aufzuführen. Als jedoch der Bauer seinem Weibe über den Zusammenhang dieser Dinge und daß er ihr Kind dem Bösen mit seinem Blute verschrieben, Aufschluß gegeben, sei diese in ihrem Entsetzen zum Stalle geflohen und habe hier laut zu Gott gebetet. Dadurch sei der Hahn geweckt worden und habe durch sein zu frühes Krähen die jedoch beinahe fertigen teufelischen Arbeitsleute verscheucht und so die Verschreibung ihres Kindes zerstört u. s. w. Eben so erzählt man, wie der Teufel einem gottlosen und durch seine wilde Verschwendung um sein reiches Erbe gekommenen und zur Verzweiflung getriebenen Edelmann erschienen sei und ihm, im Falle er ihm an demselben Tage über 20 Jahre seine Seele leibeigen geben wolle, bis dahin des Geldes so viel versprochen habe, daß er nicht im Stande sei, dasselbe durchzubringen. Als

der Edelmann seinen Namen mit seinem eigenen Blute in das Buch des Teufels eingetragen und schwermüthig in sein Haus zurückgekommen, habe er in demselben zwei sonderbar gezeichnete große Säcke und in denselben nichts als Goldstücke mit einem Brief gefunden, daß dieser Schatz nie abnehmen werde, ob der Inhaber auch noch so viel davon nehme. Darüber habe der Edelmann seine Gewissensskrupel wieder vergessen und es schlimmer getrieben als vorher. Als aber das 20. Jahr begonnen, sei er mit jedem Tage schwermüthiger worden, eine täglich mehr zunehmende Angst habe ihn umhergetrieben. So sei endlich der 20. Jahrestag, an dem er einst dem Teufel sich verschrieben, herangekommen. Um sich zu zerstreuen, habe er eine lustige Gesellschaft zu sich gebeten, um diesen Tag mehr in Saus und Braus zu verleben. Aber es habe ihm nichts munden wollen, und er habe sich unwohl in sein Schlafkabinet begeben. Mit dem Glockenschlag 12 aber habe ein entsetzlicher Sturm sich erhoben, so daß die zechenden Gäste erschraken, bald darauf habe man im Kabinet ein ängstliches Stöhnen vernommen und als man hingegangen, habe man den Edelmann von unsichtbarer Hand erdrosselt gefunden. — So hat man unzählige ähnliche Sagen, gewebt vom Aberglauben und einer zügellosen Phantasie, welche den Teufel immer um so mehr zu verherrlichen glaubten, je fürchterlichere Bilder sie von ihm aufstellen.

Die meiste Celebrität hat indeß die Sage vom Dr. Faust und dessen Bündniß mit dem Teufel erlangt, so daß sie als Text zu allen ähnlichen Darstellungen betrachtet werden kann. Die Dichter schildern die Art und Weise, wie der Satan Faust in seine Fesseln zog, folgender Gestalt.

Göthe läßt in seiner bekannten Tragödie den

Mephistopheles zu Faust in der Gestalt eines schwarzen Pudels kommen:

Faust (zu seinem Famulus Wagner).

Siehst Du den schwarzen Hund durch Saat und Stopfel streifen?

Wagner.

Ich seh' ihn lange schon, nicht richtig schien er mir.

Faust.

Betracht' ihn recht! für was hältst Du das Thier?

Wagner.

Für einen Pudel, der auf seine Weise
Sich auf der Spur des Herren plagt.

Faust.

Bemerkst Du, wie in weitem Schneckenkreise
Er um uns her und immer näher jagt?
Und irr' ich nicht, so zieht ein Feuerstrudel
Auf seinen Phäden hinterdrein.

Wagner.

Ich sehe nichts, als einen schwarzen Pudel;
Es mag bei Euch wohl Augentäuschung sein.

Faust.

Mir scheint es, daß er magisch leise Schlingen
Zu künft'gem Band um unsre Füße zieht.

Wagner.

Ich seh' ihn ungewiß und furchtsam uns umspringen,
Weil er statt seines Herrn, zwei Unbekannte sieht.

Faust.

Der Kreis wird eng', schon ist er nah!

Wagner.

Du siehst! ein Hund, und kein Gespenst ist da.
Er knurrt und zweifelt, legt sich auf den Bauch,
Er wedelt. Alles Hundebrauch.

Faust (zum Pudel).

Geselle Dich zu uns! Komm hier!

Wagner.
Es ist ein pudelnärrisch Thier
Du stehest still, er wartet auf,
Du sprichst ihn an, er strebt an Dir hinauf,
Verliere was, er wird es bringen,
Nach Deinem Stock in's Wasser springen.

Faust.
Du hast wohl Recht; ich finde nicht die Spur
Von einem Geist, und Alles ist Dressur.

Wagner.
Dem Hunde, wenn er gut gezogen,
Wird selbst ein weiser Mann gewogen.
Ja, Deine Gunst verdient er ganz und gar,
Er, der Studenten trefflicher Scholar.

Faust (mit dem Pudel in sein Studierzimmer tretend).

Verlassen hab' ich Feld und Auen,
Die eine tiefe Nacht bedeckt,
Mit ahnungsvollem, heil'gen Grauen
In uns die bessre Seele weckt.

Entschlafen sind nun wilde Triebe,
Mit jedem ungestümen Thun;
Es reget sich die Menschenliebe,
Die Liebe Gottes regt sich nun.

Sei ruhig, Pudel! renn' nicht hin und wieder!
An der Schwelle, — was schnoberst Du hier?
Lege Dich hinter den Ofen nieder,
Mein bestes Kissen geb' ich Dir.
Wie Du draußen auf bergigem Wege,
Durch Rennen und Springen ergötzet uns hast,
So nimm nun auch von mir die Pflege
Als ein willkommner stiller Gast.

Ach wenn in unsrer engen Zelle
Die Lampe freundlich wieder brennt,
Dann wird's in unserm Busen helle,
Im Herzen, das sich selber kennt.

Vernunft fängt wieder an zu sprechen,
Und Hoffnung wieder an zu blüh'n,
Man sehnt sich nach des Lebens Bächen,
Ach! nach des Lebens Quelle hin.
Knurre nicht, Pudel! Zu den heil'gen Tönen,
Die jetzt meine ganze Seele umfassen,
Will der thierische Laut nicht passen.
Wir sind gewohnt, daß die Menschen verhöhnen,
Was sie nicht versteh'n,
Daß sie vor dem Guten und Schönen,
Das ihnen oft beschwerlich ist, murren;
Will es der Hund, wie sie, beknurren? rc.
Soll ich mit Dir das Zimmer theilen,
Pudel, so laß das Heulen,
So laß das Bellen!
Solch einen störenden Gesellen
Mag ich nicht in der Nähe leiden.
Einer von uns beiden
Muß die Zelle meiden.
Ungern heb' ich das Gastrecht auf,
Die Thür ist offen, hast freien Lauf; —
— Aber — was muß ich sehen! —
Kann das natürlich geschehen?
Ist es Schatten? Ist's Wirklichkeit?
Wie wird mein Pudel so lang und breit!
Er hebt sich mit Gewalt.
Das ist nicht eines Hundes Gestalt!
Welch ein Gespenst bracht' ich in's Haus! —
Schon sieht er wie ein Nilpferd aus,
Mit feurigen Augen, schrecklichem Gebiß,
O! Du bist mir gewiß!
Für solche halbe Höllenbrut
Ist Salomonis Schlüssel gut. — —
— — — — — — — —
Schon schwillt es auf mit borstigen Haaren.

Verworf'nes Wesen!
Kannst du ihn lesen?
Den nie entsproß'nen,
Unausgesproch'nen,
Durch alle Himmel gegoß'nen,
Freventlich durchstoch'nen?
Hinter den Ofen gebannt,
Schwillt es, wie ein Elephant,
Den ganzen Raum füllt es an,
Es will zum Nebel zerfließen.
Steige nicht zur Decke hinan!
Lege Dich zu des Meisters Füßen!
Du siehst, daß ich nicht vergebens drohe,
Ich versenge Dich mit heil'ger Lohe!
Erwarte nicht das dreimal glühende Licht!
Erwarte nicht die stärksten von meinen Künsten!

Mephistopheles (tritt, indem der Nebel fällt, gekleidet wie ein fahrender Scholastikus, hinter dem Ofen hervor).
Wozu der Lärm? Was steht dem Herrn zu Diensten?

Faust.
Das also war des Pudels Kern!

Mephistopheles.
Ich salutire dem gelehrten Herrn!
Ihr habt mich weidlich schwitzen machen ꝛc.

Klinger in Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt S. 17 f. läßt Faust, der von Verzweiflung getrieben zur Magie sich wendet, folgender Weise mit dem Teufel in den Bund treten: „Die Glocke schlug 11 Uhr. — Nun zog Faust, nach der Vorschrift der Magie den fürchterlichen Kreis, der ihn auf ewig der Ob- und Vorsicht des Höchsten und den süßen Banden der Menschheit entreißen sollte. Seine Augen glüheten, sein Herz schlug, seine Haare stiegen auf seinem Haupte empor. In diesem Augenblick glaubte er seinen alten Vater, sein junges

Weib und seine Kinder zu sehen, die in Verzweiflung die Hände rangen. Dann sah er sie auf die Kniee fallen und für ihn zu dem beten, dem er entsagen wollte. „„Es ist der Mangel, mein Elend, das sie in Verzweiflung stürzt!““ schrie er wild und stampfte mit den Füßen auf den Boden. Sein stolzer Geist zürnte der Schwäche seines Herzens. Er drang abermals nach dem Kreise, der Sturm ras'te in seinen Fenstern, die Grundvesten des Hauses zitterten. Eine edle Gestalt trat vor ihn und rief:“

„Faust! Faust!“

Faust. „Wer bist Du, der mein kühnes Werk unterbricht?“

Gestalt. „Ich bin der Genius der Menschheit und will Dich retten, wenn Du noch zu retten bist.“

Faust. „Was kannst Du mir geben, meinen Durst nach Wissen, meinen Drang nach Genuß und Freiheit zu stillen?“

Gestalt. „Demuth, Unterwerfung im Leiden, Genügsamkeit und hohes Gefühl Deiner Selbst; sanften Tod und Licht nach diesem Leben.“

Faust. „Verschwinde, Traumbild meiner erhitzten Phantasie; ich erkenne Dich an der List, womit Du die Elenden täuschest, die Du der Gewalt unterworfen hast ꝛc.“

„Du wirst mich wieder sehen,“ seufzte der Genius und — verschwand ꝛc.“

S. 47 f.

Der Teufel Leviathan sprach:

„Ich schwöre bei dem glühenden, stinkenden Pfuhl der Verdammten, der Verwegene soll diese und die Stunde seiner Geburt verfluchen, und den Ewigen einst lästern! Er soll es büßen, daß ich um seinetwillen das mir verhaßte Deutschland betreten muß!“

„Er fuhr in Dampf gehüllt hinaus, und die frohlockende Hölle jauchzte ihm nach.“

„Faust stand in seinem Zauberkreise wild begeistert. Zum dritten Male rief er mit donnernder Stimme die furchtbare Formel. Die Thür fuhr plötzlich auf, ein dicker Dampf schwebte an dem Rande des Kreises, er schlug mit seinem Zauberstabe hinein und rief gebietend:“

„Enthülle Dich, dunkles Gebilde!“

„Der Dampf floß hinweg, und Faust sah' eine lange Gestalt vor sich, die sich unter einem rothen Mantel verbarg.“

Faust. „Langweilige Mummerei für einen, der Dich zu sehen wünscht! Entdecke Dich dem, der Dich nicht fürchtet, in welcher Gestalt Du auch erscheinst!“

„Der Teufel schlug den Mantel zurück, und stand in erhab'ner, kühner und kraftvoller Gestalt vor dem Kreise. Feurige gebieterische Augen leuchteten unter zwei schwarzen Braunen hervor, zwischen welchen Bitterkeit, Haß, Groll, Schmerz und Hohn dicke Falten zusammengerollt hatten. Die Furchen verloren sich in einer glatten, hellen, hochgewölbten Stirn, die mit dem Merkzeichen der Hölle, zwischen den Augen, sehr abstach. Eine feingebildete Adlernase zog sich gegen einen Mund, der nur zu dem Genusse der Unsterblichen gebildet zu sein schien. Er hatte die Mienen der gefallenen Engel, deren Angesicht einst von der Gottheit beleuchtet wurde und die nun ein düst'rer Schleier deckt.“

Faust (erstaunt). „Ist der Mensch denn überall zu Hause? — Wer bist Du?“

Teufel. „Ich bin der Fürst der Hölle und komme, weil Dein mächtiger Ruf mich zwingt ꝛc.“

In ähnlicher Weise fassen Schink, Schreiber und Müller diesen Gegenstand auf. Auch ge-

hört hierher das alte berühmte Volksbuch: „Des durch die ganze Welt verrufenen Erzschwarzkünstlers und Zauberers Dr. Faust mit dem Teufel aufgerichtetes Bündniß, abenteuerlicher Lebenswandel und schreckliches Ende" — so wie: „Georg Rudolph Wiedemann wahrhaftige Historien von den gräulichen Sünden Dr. Johann Faustens." Von Lessings 2 Trauerspielen haben wir leider blos Fragmente.

Göthe läßt übrigens bekanntlich den unsterblichen Theil Faust's noch gerettet werden:

Chor der Engel.

Rosen, ihr blendenden,
Balsam versendenden!
Flatternde, schwebende,
Heimlich belebende,
Zweiglein, beflügelte,
Knospen, entsiegelte,
Eilet zu blüh'n.
Frühling entsprieße!
Purpur und Grün;
Tragt Paradiese
Dem Ruhenden hin.

Blüthen, die seligen,
Flammen, die fröhlichen,
Liebe verbreiten sie,
Wonne bereiten sie,
Herz, wie es mag
Worte die wahren,
Aether im Klaren,
Ewige Schaaren
Ueberall Tag!

Mephistopheles.

O Fluch! O Schande solchen Tröpfen!
Satane stehen auf den Köpfen,

Die Plumpen schlagen Rad auf Rad
Und stürzen rücklings in die Hölle.
Geseg'n Euch das verdiente heiße Bad!
Ich aber bleib auf meiner Stelle.
(Sich mit den schwebenden Rosen herumschlagend).

Chor der Engel.
Was Euch nicht angehört,
Müsset Ihr meiden,
Was Euch das Innre stört,
Dürft Ihr nicht leiden.
Dringt es gewaltig ein,
Müssen wir tüchtig sein;
Liebe nur Liebende
Führet hinein!

Mephistopheles (sich fassend).
Wie wird mir! — Hiobsartig, Beul' an Beule
Der ganze Kerl, dem's vor sich selber graut &c.

Chor der Engel.
Heilige Gluthen!
Wen sie umschweben,
Fühlt sich im Leben
Selig im Guten.
Alle vereinigt
Hebt Euch und preist,
Luft ist gereinigt,
Athem der Geist.
(Sie erheben sich, Faust's Unsterbliches entführend.)

Klinger läßt dagegen Faust den höllischen Mächten verfallen. Seite 288:

Teufel. „Faust! sei stolz darauf, Deine genialische Kraft bis zum Unsinn und zur Lästerung getrieben zu haben, die Qual der Hölle erwartet Dich dafür. Ich bin Deines Geschwätzes und der Erde müde, es ist Zeit zum Abfahren, Deine Rolle ist hier gespielt, Du beginnst eine, die nie enden wird &c."

Faust (der an dem Galgen den Strick von dem Halse seines Sohnes gelöst und den Unglücklichen begraben hat). „Das Maß meines Jammers ist voll, zerschlage das Gefäß, das ihn nicht mehr fassen kann; aber noch habe ich Muth, mit Dir um mein Leben zu kämpfen; denn ich will nicht sterben, wie der Sklave, der unter der Gewalt seines Herrn ohne Widerstand hinsinkt ꝛc."

Teufel. „Ekelhafter Prahler! mit diesem Fleische reiß' ich Dir die Maske ab, die mir Muth vorlügt, und stelle Dich hin in Deiner elenden, scheußlichen Nacktheit. Die Rache rauscht heran, und Ewigkeit ist ihr Name."

„Er stand in Riesengestalt vor ihm. Seine Augen glühten, wie vollgefüllte Sturmwolken, auf denen sich die untergehende Sonne abspiegelt. Der Gang seines Athems glich dem schrecklichen Gesauße des Sturmes, der aus den aufgerißnen Klüften steigt, wenn die Kruste der Erde von innerm Leben berstet. Der Boden ächzte unter seinem ehernen Fuße, der Sturm saußte in seinen fliegenden Haaren, die um sein Haupt schwebten, wie der Schweif in dem drohenden Kometen."

„Faust lag vor ihm wie ein Wurm, der fürchterliche Anblick hatte seine Sinne gelähmt und alle Kraft seines Geistes gebrochen. Dann faßte ihn Leviathan mit einem Hohngelächter, das über die Fläche der Erde hinzischte, zerriß den Bebenden, streute den Rumpf und die blutenden Glieder mit Ekel und Unwillen auf das Feld und fuhr mit seiner Seele zur Hölle."

„Die Teufel waren um den Satan versammelt, der mit den Fürsten zu Rathe saß, um auszumachen, mit was für Strafen man den Pabst Alexander VI. peinigen müsse. — Auf einmal fuhr

Leviathan triumphirend in ihre Mitte, hielt die Seele Faust's am Schopfe und schleuderte ihn hin."

„Da habt Ihr den Faust! ꝛc."

Der Satan rief: „Fort, Deine Gegenwart macht mich unruhig und Du beweisest, daß der Mensch mehr zu thun vermag, als der Teufel ertragen kann. Zerrt ihn in den schrecklichsten Winkel der Hölle, dort schmachte er in düstrer Einsamkeit und starre hin vor der Betrachtung seiner Thaten und dieses Augenblicks, der nie zu versöhnen ist. Daß ihm kein Schatten nahe! Geh'! und schwebe allein und verloren, eingeschlossen zwischen ausgebrannten Klippen in dem Lande, wo keine Hoffnung und kein Trost und kein Schlaf wohnen ꝛc."

„Nach den Worten des Satans ward Faust's Gestalt immer schwärzer und schwärzer. Die Züge der Menschheit verloschen. Ein düstres, gestaltloses, scheußliches, schwimmendes Gewebe umschlang seine Seele. Noch wüthete er. Die Wuth schoß glühende Funken aus dem gestaltlosen Gewebe und erleuchtete es. Und Leviathan ergriff mit eiserner Hand das düstre, verzerrte Gewebe sammt der Seele. Da goß sich die gedrohte Qual über ihn aus und ein Stöhnen erscholl aus dem Gewebe, daß, hätten es Menschen mit Ohren aus Fleische gebildet vernommen, ihr Herz bei dem Stöhnen erstarrt wäre und die Quelle ihres Lebens versunken ꝛc."

Ein geeignetes Feld für allerlei Teufelsspuk war der Glaube an Hexen, und Geistliche und Juristen hatten mit ihm nach dem Volksglauben manchen Strauß zu bestehen. Erstere predigten, letztere inquirirten gegen den Satan, ohne sein jedoch jemals leibhaftig habhaft zu werden. Die Reformation schadete ihm wenig. Der Glaube der Reformation an seine Existenz, die erneuerte Bekanntschaft

mit der Bibel, worin man die Lehre vom Satan durch heilige Autoritäten bestätigt fand, der Nothstand der Evangelischen, die nach der Kirchenlehre in den Verfolgungen ihrer Feinde das Walten des Teufels erblickten, gaben dem Teufelsglauben neue Nahrung, so daß erst im achtzehnten Jahrhunderte das phantastische Gewebe von allerlei abenteuerlichen Sagen von Teufelsspuk zu zerreißen anfing. Die Fortschritte, welche die Naturwissenschaften gemacht hatten, und das Licht, das sie über so manche räthselhafte Erscheinungen zu verbreiten anfingen, die genügenden Erklärungen, womit sie die meisten Thatsachen, die man für ein Werk der Zauberer und des Teufels hielt, aus natürlichen Gründen erörterten, dies Alles, und die gleichzeitig verbreiteten würdigen Grundsätze der Philosophie drängten den Teufel in einen entfernten Winkel der kirchlichen Dogmatik und des Volksaberglaubens zurück. Hier aber wußte er sich auch die Protection einer großen Zahl der sogenannten orthodoxen Theologen so sehr zu erwerben, daß diese für seine Existenz wie pro ara et focis kämpften. Zwar wandte sich der erleuchtete Bibelglaube auch gegen diese Veste und bekämpfte den Satan sowohl mit Gründen der Bibel selbst, als der Vernunft, indeß wurden dadurch bei weitem nicht alle Teufelsgläubige bekehrt. Ja der Teufel fand noch in unsern Zeiten, namentlich in Erhard (Apologie des Teufels 1795) und Daub (Judas Ischarioth 1816 und 1817) philosophische Apologeten, obschon sie die Idee des radical Bösen in der Kantischen und Schellingschen Schule nur personifizirten. Sogar in neuester Zeit hat der Teufelsglaube unter den Mystikern wieder die eifrigsten Anhänger gefunden und spielt seitdem in den Schriften und Reden derselben, in denen sie den Satan zum allgemeinen Sündenbock machen, eine

nicht geringe Rolle und ist ein Hauptgegenstand des pietistischen Glaubens. Sogar den Exorcismus hat man neuerdings wieder hervorzurufen gesucht.

Nicht minder hat die neuere Kunst, dem Teufel von neuem eine Stätte auf dem Theater zu sichern, nicht ohne Glück gestrebt, und die neuere Oper: „der Freischütz," mit ihrem schauerlichen Teufelsspuk, hat eine nicht unbedeutende Celebrität erlangt. Die Scene in der Wolfsschlucht, wie das tragische Ende des dem Teufel Verfallenen, welche die Lithographie mehrfach dargestellt hat, hat für den größten Theil der Zuschauer in dem ganzen Spiel das meiste Interesse.

LI. Thiergespenster,

Gespenster, welche in der Gestalt von verschiedenen Thieren umhergehen und die Menschen beunruhigen. Man glaubte nämlich, wie z. B. alle sibirischen Nationen, die Neger und Amerikaner, daß die Seelen der Thiere nicht blos fortleben und in der Unterwelt sich versammeln, sondern auch, daß die Geister derselben auf die Erde heraufsteigen und in Schattengestalten umhergehen können. Die Lappen sind von der Auferstehung der Bären fester als von ihrer eigenen überzeugt. Die Neger am Senegal wagen keine Schlange zu tödten. Die Ostiaken singen Entschuldigungslieder nach der Erlegung eines Bären und erweisen dem aufgehängten Balge viele Höflichkeiten, damit er im Reiche der Schatten nicht an Rache denke. Die Wogulen stopfen von den Bären, die sie erlegt haben, einen aus, stellen ihn vor einen Tisch, auf dessen Gegenseite ein Wogule mit einer Spießruthe steht. Ein anderer Wogule kommt nun mit der Axt und geberdet sich, als ob er den Bären angreifen wolle. Der Gegner mit der Spießruthe vertheidigt ihn und am Ende entschuldigen sie

sich beide bei dem Bären, daß sie an seinem Tode unschuldig wären, indem nicht sie, sondern die von den Russen geschmiedeten Beile ihn getödtet hätten. Die Lappen legen den Bären einen so hohen Grad von Klugheit bei, daß es zum Sprichwort geworden ist: „Der Bär vereinige in sich die Kräfte von zehn und den Verstand von zwölf Menschen." Die Kalmükken und Lamen in Tibet und Butan lassen die guten Thiere in's Paradies der Bunhanna und Luftgeister wandeln; für die Bösen aber ist der achtzehnte und letzte Ort der höllischen Qual angewiesen. Hier wurden die Pferde unaufhörlich geritten, andere Thiere fressen und saufen immer, ohne je satt zu werden, andere verhungern, andere werden mit Schlägeln verstümmelt.

Indem man aber den Thieren menschenähnliche und unsterbliche Seelen beilegte, so mußte man auch der Meinung, daß jene so gut wie diese als Gespenster erscheinen könnten und wirklich erschienen, nahe stehen. Und so war es wirklich. Man glaubte zwar, daß die Thiergespenster nicht allemal und weniger sichtbar seien, wie die Menschengespenster, aber man glaubte, daß ihr Dasein durch verschiedene Uebel, durch Plagen aller Art, Krankheiten, Furcht und Schrecken, durch Gepolter bemerkbar würde. So erzählt Aelian (hist. animarum II, 32) von einem Neger, den eine lange Schlange, die er mit einem Haken todtgeschlagen, als Gespenst überall verfolgte. Die Japaneser fürchten und sehen fürchterliche Thiergespenster. Von den Nordamerikanern hat jeder Wilde ein Thier zum Schutzgeist (totam) und wagt nie, ein solches Thier zu tödten. Einem Tschippewäh, wird in Long's Reisen erzählt, träumte einst, daß er an einem gewissen, fünf Tagereisen entfernten Orte eine so ungeheure Menge Thiere zusammen gesehen, daß man

mindestens 10 Jäger brauche, um auf dieselben Jagd zu machen. Da er seinen Kameraden nicht vermögen konnte, ihn zu begleiten, machte er sich allein auf den Weg, fand diese Thiere und erlegte mit dem ersten Schuß einen Bären. Er erschrak, da ein Bär sein Totam war, über diese That dermaßen, daß er sinnlos zur Erde fiel. Nachdem er sich wieder erholt, eilte er nach Hause, als ihm unterwegs ein Bär oder wie er meinte, der Geist seines getödteten Totams begegnete. Dieser riß ihn nieder, zerfleischte ihn und gebot ihm, sich in Zukunft besser in Acht zu nehmen, keinen Bär wieder zu tödten und was ihm jetzt widerfahren, allen Indianern zur Warnung zu erzählen.

Nicht immer erscheint nach diesen Sagen der beleidigte Schatten desselben Thieres selbst. Die Wilden glauben jede Thierclasse habe ihren Obergeist oder Manitu, der für jedes einzelne derselben Rache nimmt. Lebeau wurde einst mit einigen Wilden durch Stürme gehindert, über den See Otanakki zu schiffen. Da gaben die Letztern dies einem Manitu Schuld, der in der Nähe seinen Aufenthalt habe, und baten Lebeau, daß er durch sein Doctordiplom, das sie für ein großes Heiligthum ansahen, diesen Manitu entweder besänftigen oder verjagen möge. Lebeau band das Papier an einen Stock und trug denselben als Fahne unter Begleitung der Wilden in Procession dahin, wo der Manitu hausen sollte. Man fand daselbst eine ungeheure große Schlange, der man seit undenklichen Zeiten Opfer gebracht hatte, tödtete und verbrannte sie. Die Wilden glaubten den Manitu getödtet und waren frohen Muthes.

Aehnliche Meinungen wenigstens fanden sich auch in Europa, wo namentlich die sogenannten Währwölfe vor hundert Jahren eine so berüch-

tigte Rolle spielten, daß ein großer König mittelst öffentlicher Bekanntmachung Preise für diejenigen aussetzen ließ, welche einen Währwolf, ein Nachtmännchen, einen Kobold u. dergl. lebendig oder todt einliefern würden.

Wie in den alten und neuen Feenmährchen ausführlich erzählt wird, daß Feen allerlei Gestalten annehmen könnten und annähmen, und bald als Vögel, bald als Frösche, als Fische u. s. w. erschienen, ja wie man sogar von redenden Vögeln, singenden Aepfeln, tanzenden Wassern u. dergl. redete, so glaubte man, daß die Zauberer vorzüglich gern in der Gestalt von Wölfen, daher Währwölfe genannt, einhergingen, Berge und Felder durchstrichen und die nächtlichen Versammlungen der Hexen besuchten.

LII. Die Vampyrin.

So nennt man mit dem wahrscheinlich serbischen Worte die größeste Gattung der Fledermäuse, deren Kopf dem eines Hundes ähnlich ist, und welche in einigen Gegenden Afrikas, vorzüglich in den ostindischen Inseln und in einigen Strichen von Südamerika leben und oft in großen Schaaren von einer Insel zur andern fliegen. Obgleich meist von Früchten lebend, fallen sie doch auch Menschen und Thiere an, wenn diese im Schlafe liegen. Sie lecken mit ihrer rauhen Zunge die Füße der Schlafenden, bis sie wund werden und saugen dann das Blut aus. Daher werden sie Blutsauger genannt. Indeß soll, von einem Vampyr angefallen zu werden, mehr schreckhaft, als gefährlich sein. Unter Vampyren, von denen wir hier reden, versteht der Aberglaube, vorzüglich in Ungarn und Serbien, Polen, Oestreich, der Türkei, Lothringen, Frankreich und auch in Deutschland, diejenigen Menschen, welche wegen Verdachtes der Zauberei im

Kirchenbann verstorben sind, welche daher nicht verwesen, sondern an sich selbst nagen und des Nachts aus ihren Gräbern hervorgehen, um den Personen, mit welchen sie einst in Verbindung gestanden, das Blut auszusaugen, wodurch dieselben langsam hinwelken, aber nun auch Vampyrn werden und das schreckliche Geschick theilen, ebenfalls gerade diejenigen zu peinigen und zu tödten, welche ihnen im Leben am theuersten waren. Eltern fallen ihre Kinder, Kinder ihre Eltern, Gatten ihre Gatten, Geschwister ihre Geschwister, Freunde ihre Freunde an, um sie langsam zu Tode zu martern. Auch diese werden dann Vampyrs. Das Gedicht Thalaba von Southey erzählt von einem jungen Mädchen Oneiza, welche nach ihrem Tode zum Vampyr geworden, aus ihrem Grabe stieg und ihrem Geliebten das Blut aussaugte. Byron schildert das Treiben der Vampyrn unter Anderm: — „Alsdann auf die Erde gesandt als Vampyr, Dein Cadaver wird aus dem Grabe steigen, das Schrecken friedlicher Orte, die Dich als Kind sahen; der Peiniger und Mörder Deiner Gattin, Deiner Schwester und Deiner Kinder, wirst Du im Schatten der Nacht Dich mit Abscheu von dem Blute Deiner Lieben sättigen; Deine Schlachtopfer werden ihren Erzeuger erkennen, im letzten Todesröcheln ihn verfluchen und verflucht werden von Dir. Deine Tochter werden dahin schwinden in zarter Blüthe rosiger Jugend; aber zu einer reißt Dich besonders Dein grauses Verhängniß hin: es ist die jüngste, die von Dir zärtlichst geliebte. Noch wird sie Dich: „mein Vater!" rufen, mit diesem süßen heiligen Namen Dein Herz zerreißen." —

„Umsonst ist Dein Kämpfen — sie zu verschonen, Du wirst mit zitternden Blicken die letzte Röthe ihrer Wangen schwinden, den letzten Funken

ihrer Augen verlöschen und das Azurblau ihres feuchten Augensternes auf ewig sich schließen sehen."

„Du wirst mit ruchloser Hand die zarten Flechten ihrer langen Haare vernichten, die schön gelockt einst das Pfand der süßesten Liebe waren. Doch Du wirst sie ihr entreißen und entführen als ein ewiges Gedächtniß Deiner cannibalischen Wuth; Deine Zähne werden von Verzweiflung grinsen und Deine Lippen vom reinsten Blute, von dem Blute Deiner Kinder rauchen."

„Kehre zurück in Dein finstres kaltes Grab, schließ Dich an an die Zahl teufelischer Genien, die mit Abscheu ihren ruchlosen Meister fliehen werden." —

Die Türken nennen den Vampyr Vardoulacha, und die Griechen, welche hierin eine Strafe nach dem Tode erblicken, sprechen das Wort nie ohne Schaudern aus. Die Leichen, welche Vampyrn sind, werden nach dem Volksglauben dick, die Adern sind voll Blut, das durch alle Oeffnungen des Körpers herausdringt, das Ansehen ist frisch und blühend.

Im Jahre 1732 enstanden in Ungarn und Serbien große Bewegungen über den Vampyrismus, welche nicht nur Untersuchungen von Seiten der dortigen Polizeibehörden, sondern auch in Deutschland mehrere Schriften für und wider veranlaßten. Es starb nämlich zu Wadreyza in der Tokayer Gespannschaft Ungarns der Heiduck Arnold Paul. Einen Monat darauf starben plötzlich 4, und nach drei Monaten 17 Personen aus demselben Orte in der Weise, in welcher man glaubte, daß die von Vampyrn Angefallenen stürben. — Man warf auf Paul den Verdacht, er sei ein Vampyr geworden und grub ihn hundert Tage nach seinem Begräbniß wieder aus. Die Gesichtsfarbe der Leiche war blühend, Nägel, Bart und Haare waren gewachsen

und der ganze Körper von Blutmassen überströmt, so daß man alle Zeichen des angeblichen Vampyrismus an ihm zu finden meinte. Man ließ nach dem Gebrauche jener Zeit dem Leichname einen spitzen Pfahl durch das Herz schlagen, hieb ihm den Kopf ab, verbrannte ihn sammt dem Körper und streute die Asche in das Wasser. Dasselbe that man gegen die übrigen Leichen. Hierauf sollte das Sterben aufgehört haben.

So verschieden man jedoch damals von Seiten der Aerzte über dieses Vorkommniß urtheilte, so ist doch offenbar, daß man bei der ganzen Sache von Aberglauben geleitet wurde, und Wunder träumte, wo keine waren. In verschiednen Erdarten halten sich die Leichen oft lange, ohne daß sie verwesen.

LIII. Verzauberung.

Eine Handlung der geheimen Wissenschaften und der daraus hervorgehende Zustand, in Folge welches ein Zauberer oder eine Zauberin mittelst magischer Künste auf eine bestimmte Zeit Menschen in Thiere und Pflanzen soll verwandeln und eben so ganze Gegenden umstürzen und verändern können. Der Glaube an die Möglichkeit dieser Erscheinung findet sich unter andern schon bei Homer. Die Zauberin Circe, die Homer eine Achtung gebietende Göttin nennt, die eine menschliche Sprache redete, übertraf ihre Mutter Hekate, die Göttin der Zauberei, noch in den Künsten derselben. Sie wohnte in einem blank polirten Palaste auf der Insel Aäa in der Gegend des von ihr benannten Vorgebirges und Hafens Circeum. Wie schon vorher Viele, welche die Insel betreten hatten, Circe durch Berührung mit ihrem Zauberstabe in Thiere verwandelt hatte, so that sie es auch des Odysseus Gefährten. Nur Odysseus blieb durch das

von Hermes empfangene Kraut Moly vor der Verzauberung in Schweine geschützt und zwang die Zauberin durch Drohungen, den Zauber seiner Gefährten zu lösen, blieb dann ein Jahr bei ihr, zeugte mit ihr mehrere Kinder und empfing von ihr die Anweisung, wie er sein Vaterland wieder finden könnte.

Die griechischen Götter besaßen fast alle die Macht, beliebige Gestalten anzunehmen. Ovid's Verwandlungen nehmen daher ihren Ursprung. So z. B. beschreibt Ovid die Verwandlung der Landleute in Frösche folgender Weise:

„Jetzt traf sie (Latona) den Teich von besserer Fluth und des Thales
Niederungen: wo Landleute sich staudende Reiser zum Flechten
Sammelten, Binsen zugleich und kolbige Schilfe des Sumpfes.
Näher ging die Titania, und senkend das Knie auf die Erde,
Neigte sie sich, zu schöpfen den Trunk des kühl'nden Gewässers.
Aber der ländliche Haufen verbot. Drauf sagte die Göttin:
Warum Wassers verwehrt? Zu Aller Gebrauch ist das Wasser!
Eigen erschuf nicht Luft die Natur, noch eigen die Sonne,
Oder die lautere Fluth! Am Gemeingut nehm' ich mir Antheil!
Dennoch erfleh' ich solches zur Gabe mir! Nicht je gedacht' ich
Hier zu baden den Leib und die abgematteten Glieder;
Sondern den Durst zu kühlen! Mir fehlt schon Feuchte zum Reden;

Trocken ist Zung' und Kehle; ja kaum noch lautet die Stimme!
Wassertrunk wird Nektar mir sein! — —
Wen nicht hätten gerührt die schmeichlenden Worte der Göttin?
Dennoch bestand'n sie zu hemmen die Bittende; Drohungen endlich,
Wo nicht fern sie entweiche, mit schmähender Lästrung fügt man.
Noch nicht genug: ihr selber ringsum mit Händen und Füßen
Machen sie trübe den Teich; und tief aufwühlend vom Grunde
Regen sie weichen Morast umher mit neidischem Sprunge.
Unmuth täubte den Durst; nicht mag die Tochter des Cöus,
Noch Unwürdige fleh'n; es verdreußt, noch länger zu reden.
Worte, der Göttin zu klein; und die Hand aufhebend zum Himmel:
Lebt denn, sagte sie, ewig hinfort in jenem Gesümpfe!
Schnell war That, was die Göttin gewünscht. In die Fluthen zu springen,
Freut sie, und ganz bald unter den Pfuhl zu tauchen die Glieder,
Bald zu erheben das Haupt, und bald auf der Fläche zu schwimmen;
Oft sich über dem Bord zu sonnen am Sumpf, und hinab dann
Weiter zu plumpen in kühlende Fluth. Noch jetzo beständig
Gellt von Zank die schmähliche Zung'; und der Schande nicht achtend,

Ob sie die Fluth auch bedeckt, auch bedeckt noch schimpfen sie kecklich.
Selber der Ruf tönt rauh, und es schwillt der gebläh'te Hals auf;
Und viel weiter noch sperrt den gedehnten Rachen die Schmähung.
Schulter und Haupt sind gesellt und scheinen den Hals zu verdrängen;
Grünlich gefärbt ist der Rücken, der groß vorragende Bauch weiß.
Jugendlich hüpfen herein im morastischen Sumpfe die Fröschlein."

Typhon soll nach der Mythologie alle Götter und Göttinnen gezwungen haben, sich in Thiere zu verwandeln, wobei Hekate die Gestalt einer Katze annahm.

Die Verzauberungen spielten besonders in den Feenmährchen eine bedeutende Rolle, so daß in denselben diese Wesen meist in der Gestalt von Thieren erschienen, und ohne Aufhören von bezauberten Prinzen und Prinzessinnen die Rede ist.

LIV. Wahrsagerkunst.

Die Kunst oder Wissenschaft, zukünftige und zufällige oder auch vergangene und gegenwärtige, aber dem natürlichen Wissen der Menschen verborgene Dinge zu enthüllen. Dieselbe ist ein Erzeugniß der dem Menschen natürlichen, mit seinem Triebe zur Glückseligkeit verbundenen Neigung, die Zukunft zu erforschen, der wir in allen Zeiten, unter allen Völkern, den gebildetsten sowohl als den ungebildetsten begegnen. Wir finden die Wahrsagerkunst schon bei den ältesten Aegyptiern, 1. Mos. 41, 8. 24. 3. Mos. 19, 26. Dan. 2, 27. 4, 4. 5, 7. 4. Mos. 23, 23. 2. Kön. 21, 6. Jes. 8, 19. 44, 25.

Jer. 29, 8. Mich. 3, 7. Zach. 10, 2. Die Alten unterschieden die Wahrsagung von der Weissagung, und betrachteten die erstere als eine falsche mittelst böser Geister bewirkte Enthüllung der Zukunft, während sie letztere als eine Art der göttlichen Begeisterung ansahen. Doch fehlt auch diese Unterscheidung oft. Desto strenger nahmen dies die Hebräer, welche in ihren Propheten die Organe göttlicher Vorhersagungen erkannten, und über alle und jede andere Enthüllung der Zukunft den Stab brachen. Das Mosaische Gesetz belegte alle falschen Wahrsagungen mit der Todesstrafe, der Steinigung, 3. Mos. 19, 26. 31. 20, 6. 23, 27. 5. Mos. 18, 11.

Bis auf Sauls Zeiten schienen übrigens diese Gesetze nicht sonderlich gehalten worden zu sein. Dieser König jedoch trieb alle Wahrsager zum Lande hinaus, 1. Sam. 28, 3. Ein berühmter Wahrsager war Bileam (4. Mos. 23, 7. u. f. und 4. Mos. 22, 7. 17). Ueberhaupt standen nach Strabo's Bericht (Geograph. lib. II. §. 97) die Wahrsager oft in so hohem Ansehen, daß man dieselben für würdig hielt, die Regierung zu führen. Gleichwohl bewies sich derselbe Saul später so schwach, daß er vor einer entscheidenden Schlacht, die ihm Reich und Leben kostete, selbst die Wahrsagerin zu Endor um Rath fragte. Die Aegyptier und Griechen besaßen ihre Orakel (s. oben); die Römer consulirten diese oder sibyllinische Bücher, und hatten außerdem die Wahrsage- und Zeichendeuterkunst, die einen Theil ihrer Religion ausmachte, in ein förmliches System gebracht. Besondere Priester standen diesem Zweige der h. Aemter vor, und beobachteten, wie früher bemerkt worden ist, den Flug und Gesang der Vögel (Augures, Auruspices), oder untersuchten die Einge-

weide der Opferthiere (Haruspices) oder wählten andere willkührliche Dinge, um aus deren Zusammenstellung die Zukunft zu deuten. Cicero schrieb ein besonderes Buch über die Wahrsagungen (de divinatione).

Nicht minder hatten auch die alten Deutschen ihre Wahrsagungen. Wie Tacitus berichtet, bediente man sich zur Erforschung der Zukunft gewisser Reiser und geheiligter weißer Pferde, die man für Vertraute der Götter hielt, und aus deren Gang, Schnauben und Wiehern man den Ausgang der Unternehmungen zum Voraus zu erkennen suchte. Die Gallier suchten den Erfolg der beabsichtigten Schlachten daraus zu erforschen, daß sie Gefangene, von denen ein Theil das eigne Heer, der andere das Heer des Feindes vorstellte, zum Kampf auf Leben und Tod zwangen. Derjenige Theil, der unterlag, ließ sie Sieg hoffen, oder die Flucht fürchten. Vorzüglich legten die alten Deutschen den Frauen eine besondere Sehergabe bei und ihre Rathschläge waren ihnen von hohem Gewicht. Die nordische Mythologie hatte besondere Schicksalsgöttinnen, die Walkyren, welche Odin zu den Schlachten sendete, um die, welche im Streit fallen sollten, auszuwählen, und den Kampf zu lenken. Sie stehen ihrem Wesen nach mit den griechischen Keren in naher Verwandtschaft, und sollen der Sage zu Folge unter andern den dänischen König Hother erschienen sein, und ihm ein hieb- und stichfestes Gewand zum Geschenk gegeben haben, wodurch er seinen Gegner, den König Balder, glücklich besiegte. Unter den Deutschen war vor allem die Veleda als Wahrsagerin berühmt, die im ersten Jahrhunderte nach Christo am Ufer der Lippe gewohnt haben soll. Ihr Aufenthaltsort war ein hoher Thurm, und außer ihren nächsten Verwandten, welche die

Vermittler zwischen ihr und denen waren, welche sie consulirten, durfte sie Niemand sehen oder hören. Sie übte einen so gewaltigen Einfluß auf die Deutschen aus, daß die Römer ihre Prophetien sehr fürchteten. Wahrscheinlich lebt sie in dem Glauben an das unter dem Namen Holde oder Frau Holle besonders in Thüringen und im Voigtland bekannte Gespenst fort, das dem wüthenden Heere voranziehen und vorzüglich um Weihnachten den Mägden, die ihre Rocken nicht abspinnen, Possen spielen, auch Schnee und Eis erzeugen soll. Die Aussprüche der Wahrsagerkunst waren von denen der Weissagung, die wir bei den hebräischen Propheten und bei Christo finden, wesentlich verschieden. Die erstern waren großartiger und umfaßten nächst dem einzelnen Menschen die ganze Politik des Volkes, unter denen die Propheten auftraten, zugleich bezogen sie sich auf die Religion, und die Reden, welche jene gottbegeisterten Männer führten, waren sittlich streng. Die Wahrsagungen hingegen gehen meist in's Kleinliche, ihre Sphäre ist beschränkt, sie beziehen sich auf die Begebenheiten und Hoffnungen einzelner Familien und Menschen, höchstens einzelner Staaten, der höhere Geist ächter Religiosität fehlt ihnen, und die Mittel deren sie sich bedienen, sind oft gotteslästerlich und unsittlich, wenigstens thöricht und der vernünftigen Menschen unwürdig. Dort spricht mit einem Worte der Glaube, hier der Aberglaube.

Bei der zunehmenden Verbreitung des Christenthums verstummten zwar die alten Orakel, indem die christlichen Kaiser dieselben verboten, und die alten Wahrsagerkünste verloren ihr Ansehn; inzwischen erzeugte sich theils eine neue christliche Wahrsagerkunst, theils lebten die alten Zauberformen in

christlicher Gestalt wieder auf, und selbst die heilige Schrift ward zu diesem Zweck gemißbraucht.

Wie die Griechen und Römer häufig die Zukunft dadurch zu erforschen glaubten, daß sie vornehmlich in den gefeierten Büchern des Homer und Virgil (Sortes Homericae und Virgilianae) und in andern Büchern nach dem Gesetz der Zufälligkeit eine Stelle aufschlugen und dieselbe auf die Zukunft deuteten, eben so verfuhr man später mit der h. Schrift (Sortes Sanctorum). Nachdem man sich zu einer solchen Erforschung des göttlichen Willens durch Gebet, Fasten, Abendmahlsgenuß und andere Religionsübungen vorbereitet hatte, schlug man auf's Ohngefähr ein Buch des A. oder N. Testaments auf und glaubte, daß in der zuerst in die Augen fallenden Stelle Antwort auf die im Sinne gehabte Frage stehen müsse. Ja nicht blos Privatpersonen huldigten diesem Aberglauben, der noch jetzt unter dem Volke sein Unwesen treibt, sogar in öffentlichen Angelegenheiten, z. B. bei den Wahlen von Bischöfen und Aebten wurde von Geistlichen dieses Orakel in Gegenwart der ganzen Gemeinde befragt und darnach entschieden, und der Mißbrauch nahm mit der Zeit so überhand, daß selbst in den finstern Zeiten der ersten acht Jahrhunderte nach Christo mehrere Kirchenversammlungen und Päbste, so wie die Capitularien Karls des Großen im Jahre 789 diese Sortes sanctorum mit der Strafe des Kirchenbanns belegten und dennoch die Fortdauer dieses Unfugs nicht hindern konnten. Die übrigen Arten des Wahrsagens sind bereits erwähnt worden.

Die Zeit des Hexenthums war der Wahrsagerkunst ganz besonders günstig, und die wieder aufgefundenen Schriften der Alten über die sogenannten geheimen Wissenschaften verbreiteten eine Menge Anweisungen, die Zukunft zu befragen. Man

glaubte namentlich mit Hilfe der vermeintlichen Elementargeister, ja sogar durch eine nähere Verbindung mit dem Teufel Blicke in's Verborgene thun zu können. Shakespeares Hexen in Makbeth geben ein treues Bild von dem Treiben der sogenannten klugen Weiber, die im Besitz von Teufelskünsten waren:

1. Hexe. Wann kommen wir drei uns wieder entgegen?
In Donner, in Blitzen oder in Regen?
2. Hexe. Wenn das Mordgetümmel vollbracht,
Wenn verlor'n und gewonnen die Schlacht.
3. Hexe. Also noch vor Anbruch der Nacht.
1. Hexe. Wo der Ort?
2. Hexe. Die Haide dort.
3. Hexe. Dort kommt dann auch Makbeth hin.
1. Hexe. Ich komme, ich komme. — Grimaldin!
Alle. Padok ruft — wir kommen gleich,
Schön ist häßlich, häßlich schön
Laßt uns durch Dampf und Nebel gehn.

— — — —

— — — —

1. Hexe. Wo bist Du gewesen, Schwester?
2. Hexe. Ich brachte Schweine um.
3. Hexe. Schwester, wo Du?
1. Hexe. Ein Schiffersweib fand ich, das saß
Und hatte Kastanien im Schooß;
Und saß und schmatzt' und fraß;
Gib mir auch, sagte ich;
Pack' Dich, Hexe, pack' Dich,
Schrie das vollwampige Aas.
Ihr Mann ist nach Alepo gefahren,
Allein den Weg will ich ihm ersparen.
In einem Sieb, in Ratzengestalt,
Doch ohne Schwanz, erreich' ich ihn bald.

Das thu' ich, das thu' ich, das thu ich ꝛc.
Neunmal die Zeit von sieben Tagen
Will ich durch alle Meere jagen.
Dürr' wie Heu will ich ihn machen;
Angst und Kummer,
Ohne Rast und ohne Schlummer,
Soll auf seinem Aug' doch wachen,
Nacht und Tag und Tag und Nacht ꝛc.

— — — —

— — — —

1. Hexe. Dreimal hört ich die Katze schrein.
2. Hexe. Dreimal; und einmal das Stachelschwein.
3. Hexe. Harfner (Name eines Zaubergeistes) ruft:
's ist Zeit! 's ist Zeit.
1. Hexe. Um den Kessel schlingt den Reih'n,
Werft die Eingeweid' hinein!
Kröte, die durch Nacht und Tag
Unter'm kalten Steine lag,
Monatlanges Gift sog an,
In den Topf zuerst hinein!
Alle. Rüstig, rüstig! nimmer müde!
Feuer brenne! Kessel siede!
1. Hexe. Schlangen, die der Sumpf genährt,
Kocht und zischt auf unserm Heerd!
Froschzeh'n thun wir auch daran,
Fledermaushaar, Hundeszahn,
Otternzungen, Stacheligel,
Eidechspfoten, Eulenflügel,
Zaubershalber, Werth der Müh',
Sied und koch, wie Höllenbrüh!
Alle. Rüstig, rüstig ꝛc.
3. Hexe. Thut auch Drachensuppe d'ran,
Hexenmumien, Wolfeszahn,
Des gefräß'gen Seehunds Schlund,
Schierlingswurz, zur finstern Stund'
Ausgegraben überall;

Judenleber, Ziegengall,
Eibenzweig', die man vom Stamm
Bei des Monds Verfinst'rung nahm;
Türkennasen thut hinein,
Tartarlippen, Fingerlein
In Geburt erwürgter Knaben,
Abgelegt in einen Graben.
Mischt und rührt es, daß der Brei
Tüchtig dick und schlammig sei;
Werft auch, dann wird's fertig sein,
Ein Gekrös vom Tyger drein.

Alle. Rüstig, rüstig ꝛc.

1. Hexe. Kühlts mit eines Säuglings Blut;
Dann ist der Zauber fest und gut.

(Hekate erscheint mit den andern Hexen.)

Hekate. O! sehr wohl! — Lob verdient Ihr;
Ich lohne jeglicher dafür.
Singt jetzt, schließt um den Kessel Euch
Im Ringe, Feen und Elfen gleich,
Damit die Dinge, die drinne liegen,
Von Euch den Zaubersegen kriegen.
(Musik und Gesang.)
Geister! schwarz, weiß, blau und grau!
Wie Ihr Euch auch nennt,
Rührt um, rührt um, rührt um,
Was Ihr rühren könnt!

2. Hexe. Zuckend sagt mein Daumen mir,
Etwas Böses naht sich hier;
Nur herein! wer's mag sein.
(Makbeth kommt.)

Makbeth. Nun, wie geht's, ihr geheimnißreichen, schwarzen, mitternächtlichen Hexen? — Was macht Ihr da?

Alle. Ein namenloses Werk.

Makbeth. Ich beschwöre Euch bei Eurer Kunst, antwortet mir — — auf das, was ich frage.

1. Hexe. Rede! 2. Hexe. Frage. 3. Hexe. Wir wollen antworten.

1. Hexe. Sag' ob Du die Antwort lieber aus unserm Munde, oder von unserer Meisterin hören willst.

Makbeth. Ruft sie; ich will sie sehen.

1. Hexe. Von eines Schweines Blut nimm was,
Das seine Ferkel selber fraß,
Und Fett vom Galgen ausgeschwitzt,
An dem ein Mörder hängt, nimm jetzt,
Und wirf es in die Flamm' hinein.

Alle. Erschein', o Geist, groß oder klein,
In Deiner ganzen Kraft erschein'!

(Donner. Erste Erscheinung: ein bewaffnetes Haupt.)

Makbeth. Sage mir, Du unbekannte Macht —

1. Hexe. Was Du denkest, das weis er schon;
Hör', und sag' ihm nichts davon.

Erscheinung. Makbeth! Makbeth! meide Makduff sehr!
— Laßt mich — Nichts mehr.

(Die Erscheinung steigt wieder hinab.)

Makbeth. Wer Du auch sein magst, ich danke Dir für Deine gute Warnung. Aber nur noch ein Wort —

1. Hexe. Er läßt sich nicht befehlen. — Hier ist ein Anderer, noch mächtiger, als der erste.

(Es donnert.)

(Zweite Erscheinung. Ein blutiges Kind.)

Erscheinung. Sei kühn, blutdürstig, trotze der Gefahr!
Dir schadet keiner, den ein Weib gebar.
(Steigt hinab.)

Makbeth. So lebe nur immer, Makduff! Was brauch' ich Dich zu fürchten? — Aber nein, ich will die Sicherheit doppelt sicher machen, und ein Pfand vom Schicksal nehmen; Du sollst nicht leben, damit ich der luchssüchtigen Furcht sagen

könne, sie lüge; und mitten im Donnerwetter schlafe. — Was ist das?

(Es donnert.)

(Dritte Erscheinung: ein gekröntes Kind mit einem Baume in der Hand.)

Makbeth. Wer ist das, der gleich dem Abkömmling eines Königs emporsteigt, und um seine kindliche Stirn den Ring und die Spitzen der Krone trägt?

Alle. Höre zu, aber rede nicht.

Erscheinung. Sei löwenartig, keck und ungestört
In dem, der murrt, knirscht und sich empört!
Makbeth wird nie besiegt, bis daß Dusina's Höhn
Und Birnams Wald ihm widersteh'n!

(Steigt hinab.)

u. s. w.

Die 1417 wahrscheinlich in Folge dortiger Bedrückungen aus Hindostan ausgewanderten Zigeuner, für deren Abstammung von der verachteten Kaste der Parias Alles spricht, verpflanzten, vornehmlich unter dem gemeinen Volk, den in ihrer Heimath vorhandenen Wahrsageraberglauben nach Deutschland und machten denselben zu einen nicht unerheblichen Erwerbszweig für sich (histor. Versuch über die Zigeuner von Grellmann 1787. Tetzner die Zigeuner rc. 1835). Außerdem gibt es noch allenthalben sogenannte kluge Männer und Frauen, welche trotz der erneuerten und geschärftern Verbote, die in Sachsen 1661 durch die erneuten Polizeiordnungen überall erlassen wurden, im Finstern ihr Wesen treiben und vorzüglich durch Kartenschlägerei, durch Wahrsagung aus den Linien der Hand, durch Prophezeien aus der Kaffeetasse rc. sich Erwerbs-

quellen öffnen, die größer sind, als man gewöhnlich meinet. Zeiten voll großer, welterschütternder Ereignisse, welche die Neugierde der Menschen auf den endlichen Ausgang der Dinge höher spannten oder die Gemüther mit Furcht und Schrecken erfüllte, waren dergleichen Propheten immer ganz besonders günstig. Die Zeit des Umsturzes des Römerreichs, der Reformation, des dreißigjährigen und des siebenjährigen Kriegs, wie nicht minder die Periode der letzten europäischen Kriege waren reich an solchen Propheten und solchen, welche ihnen glaubten. Adam Müller aus Mackesheim im Badenschen, der im Jahre 1805 die Erscheinung einer Gestalt in einem langen weißen Kleide zu haben glaubte, die ihm sagte: „dies Jahr entsteht ein Krieg zwischen Frankreich und Oestreich, wenn letzteres nicht Friede macht, so wird es Alles verlieren!“ worauf die Gestalt unter einem Blitz am Himmel wieder verschwand, und, nachdem ihm 1806 mehrere andere Erscheinungen dieser Art zu Theil und durch dieselben der Auftrag geworden, die erfahrnen Offenbarungen dem König von Preußen und dem Kaiser Alexander mitzutheilen, wirklich zu diesen Monarchen reiste, und denselben Mehreres verkündigte, was nachher wirklich in Erfüllung zu gehen schien, aber auch Vieles, dem der Erfolg nicht entsprochen hat (Geschichte, Erscheinungen und Prophezeiungen des J. A. Müller &c. und der Artikel: Adam Müller im Convers. Lexicon), dieser sogenannte Bauernprophet ist als ein Mann, dem eine gewisse Sehergabe im edlern Sinne zugestanden werden durfte, beinahe berühmt geworden. Erst 1831 während des polnischen Krieges erschien: „der Sibyllen Weissagungen und Prophezeiungen aus dem schriftlichen Nachlasse eines im Jahr 1830 in dem Kloster Tschenstochau auf dem Berge Jasnagoca in Polen verstor-

benen Mönchs ꝛc. Deutsch bei König in Hanau. Die Offenbarung Johannis gilt noch fortwährend als ein Orakel und wird von Schwärmern und Gauklern zur Befriedigung der Wundersucht gemißbraucht.

LV. Wüthendes Heer oder wilde Jäger, auch Wütisheer, wie es die Alten nannten, ist in den Mährchensagen ein Haufe Nachtgespenster, welcher vorzüglich im Mannsfeldischen und Thüringischen in Wäldern und auf dem Felde unter Jagdgeschrei, Hundegebell, Hörnerruf und Hufschlägen von Zeit zu Zeit, namentlich in der Nähe wichtiger Ereignisse sein Unwesen treiben soll. Der Name kommt wohl von dem nordischen Gott Wodan her und die Veranlassung dieses Spuks soll ein gewisser Edelmann gewesen sein, der, ein leidenschaftlicher Jagdliebhaber und abscheulicher Bedrücker seiner Unterthanen, zur Strafe seiner Unthaten nicht im Grabe ruhen kann, und als Poltergeist mit seinen ehemaligen Cumpanen des Nachts auf der Erde in seinem ehemaligen Geschäft umherirrt, bis die Stunde der Erlösung nahet, wo er zur Grabesruhe gelangen wird. Die unter den Landleuten und den Jägern verbreitete Sage ist mehrfach dichterisch, in Mährchen und Romanen, neuerlich besonders in der bekannten Oper: der Freischütz, bearbeitet worden. Das Wesentliche davon gibt von Tromlitz in s. historisch-romantischen Erzählung: das Mädchen von Eßlingen. „Der Sturm," erzählt er, „brauste durch den Odenwald und schleuderte die mächtigen Stämme der hundertjährigen Eichen mit furchtbarem Krachen zu Boden. Schwarze Gewitterwolken, sich zornig ihrer Blitze entladend, flogen über den dunkeln Wald hinweg, die Donner rollten in tausendfachem Echo durch die Berge, den furchtbar heu-

lenden Flügelschlag des Sturmes übertäubend. Kein kühlender Regen erquickte die feuerschwangere Luft, drückend ruhte sie über der Natur. So war die Nacht, in der sich aus den Ruinen des Schnellerts eine dunkle Gestalt erhob. Immer höher und höher trat sie über das verwitterte Gemäuer hervor, und schwebte dann, wie eine düstere Nebelgestalt, über die Zinnen des alten Thurmes hinweg. Grausig war ihr Ansehn; als habe der Sturm einer Gewitterwolke die Umrisse einer Menschengestalt gegeben, so geformt, und doch formlos, so körperlich und doch körperlos, schwebte sie, wie aus feuchtem Abendnebel gehaucht, über die Ruine. Der Sturmwind vermochte nicht, die luftig Schwebende zu jagen, ruhig zog sie seinem rauschenden Flügelschlag entgegen, und selbst der Donner schwieg, kein Blitz leuchtete mehr, nur der Mond breitete durch zerrissene Wolken seinen silbernen Schleier aus, der aber heute einem weißen Leichentuche glich."

„Jetzt schwebte die Nachtgestalt über eine verdorrte, vom Blitz zerschmetterte Eiche, auf deren kahlen Aesten Rabe und Uhu in banger Furcht lautlos neben einander saßen und aufwärts nach ihr blickten, die jetzt ihren feuchten Mantel, ihn wie einen Nebelstreif abrollend, hinter sich ziehen ließ, sich zur Erde senkte und einen Schlafenden, den sie in ihren Riesenarmen trug, unter den verdorrten Baum niederlegte. Nicht mehr schwebend, eine furchtbare Gestalt, hoch über die Eiche, selbst über die jetzt schon emporflatternden Nachtvögel ragend, stand sie, mit ihren Flammenaugen durch die finstre Nacht auf den Schlafenden blickend."

„Dieser war ein Mann in der Jagdkleidung der Ritter aus dem vierzehnten Jahrhundert. Dunkles, schwarzes Haar rollte über die gefurchte Stirn, ein langer, krauser Bart machte das leichenbleiche

Gesicht noch furchtbarer, und obgleich die Augen fest geschlossen, kein Glied sich rührte, kein Leben verkündender Athemzug die Brust hob, schien doch sein Schlaf unruhig, und die fest zusammengepreßten Lippen auf böse, schwere Träume zu deuten."

„Während die Nachtgestalt, die Arme auf den Eichgipfel gestützt, unverrückt neben dem noch Schlafenden stand, schwieg der Donner noch immer; nicht des Blitzes Leuchten, nicht Mond, noch Sternenlicht erhellten das furchtbare Dunkel, und nur die drükkende Schwüle hing noch mit ihrer Centnerlast über den Erdball gebreitet. Da tönte die Thurmuhr vom nahen Kloster, und mit dem ersten Schlage streckte die Riesengestalt den Arm über den Schläfer, und mit dem letzten eilften Schlage erschallte, als ob die Erde in ihrer Tiefe zürnend grolle, ein dumpfes: „„Erwache!""

„Bei diesem Rufe öffnete der Schlafende die Augen wieder und starrte staunend in die dunkle Nacht hinein, wo er, trotz der Finsterniß, die Geistergestalt neben sich stehen sah."

„„Ha!"" rief der Erwachte und fuhr von seinem weichen Mooslager auf: „„Du hier? — Und ich wieder zum Verderben erwacht? — Also noch kein Erbarmen, keine Vergebung?"" „„Keine!"" hallte es im dumpfen Echo wieder; die Gestalt erhob sich, rollte zusammen, und zog, gleich einem Morgennebel, den der Wind über die Stoppel treibt, einer Gewitterwolke nach, die sich nun von Neuem ihrer Blitze entlud."

„Der Mann blieb allein unter dem verdorrten Baum stehen, den jetzt die Raben krächzend umflogen. Der Sturmwind heulte wieder furchtbar durch das Gestein der verfallenen Burg, und durchrauschte den lang flatternden Bart des Mannes. Er schien es nicht zu achten, sein Flammenauge starrte vor

sich nieder, und die vorhin so ruhige Brust hob sich stürmisch. „„Was mahnst Du mich so laut, Du längst vermodertes Herz?““ rief er endlich. „„Als ich noch unter den Lebenden wandelte, mahntest Du mich nie! Was rufest Du mir jetzt zu, den Blick hinauf nach dem furchtbaren, unerbitterlichen Richter zu wenden, zu dessen Ohr nur ein frommes Gebet dringt, das mir, dem Sünder, versagt ist? — Warum beginnst Du erst jetzt menschlich zu fühlen, da kein warmer Lebenstropfen aus Dir strömt? — An meinem Grabe rütteln die Geister, daß mein Schlaf nicht friedlich sei, von meinem wilden Leben träume ich dort unten immer, und wenn die Furchtbaren rufen: „Erwache!“ dann treibt mich die Sünde hinaus, ich muß rennen durch Sturm und Nacht, muß jagen und jauchzen, und möchte jammern und sterben! Wie oft habe ich nicht im Leben, wenn meine frevelnde Hand den Dolch in der Unglücklichen Brust stieß, den Tod herbeigerufen, und — jetzt, da ich ihn für mich erflehe, flieht er mich hohnlachend, seine Sense beugt den verdorrten Halm, doch knickt sie ihn nie. Ich lege mich in die Gruft, wie einst auf mein Lager, und mir graußt vor dem Erwachen; denn meine Morgenröthe ist finst're Rabennacht! — Für mich allein ist kein Todesschlaf!““

„Als er dieses sprach, schmetterten aus weiter Ferne Trompeten, Hörnerruf, widrig und kreischend, erschallte durch das Brausen des Sturmes, Rüden heulten, Rosse wieherten und deutlich konnte man das Dröhnen ihres Hufschlags vernehmen. „„Bist Du auch schon da in meiner Nähe, Unglücksgefährte?““ rief er, als er aus dem Walde zwei feurige Punkte, gleich zwei brüderlich neben einander hüpfenden Irrlichter sich nahen sah. „„Bist Du auch schon hier, alter Greif, Du mein treuer Ge-

fährte und Vollstrecker manch grausamen Befehls? Naht Ihr schon, Ihr wilden Gesellen meiner Fehden und Jagden? Soll der Unglück verkündende Kriegszug schon wieder beginnen, und die wilde Jagd durch Forst und Flur verwüstend zieh'n? Naht Ihr mir schon wieder, und behielt das Grab Keinen von Euch zurück? — Nur sie erscheint mir nicht! — Ist Dir endlich Ruhe geworden, Unglückliche? Schläfst Du einen festen Schlaf und wecken Dich keine bösen Träume und keine Geister mehr, arme Mathilde? Wohl Dir! wenn dort oben Milde an der Unschuldigen geübt wurde. — Du fühltest menschlich, ich — teuflisch!"" — Starr sahe er bei diesen Worten vor sich hin, da erblickte er eine graue Dogge winselnd zu seinen Füßen, und das Wiehern und Stampfen der Rosse, das wilde Gebell der Rüden schien immer näher zu kommen, immer lauter das Schmettern der Trompeten, der Hörnerruf durch das Rauschen des Sturmes zu heulen."

„Aber auch Harfentöne, sanft und mild, drangen durch das höllische Chor, und auf den Zinnen des grauen Thurmes erschien eine lichte Gestalt, gleich einer weißen Friedenstaube schwebte sie herab zu ihm, der die luftigen Arme nach ihr ausstreckend: „„Auch Du hier, Unglückliche?"" ausrief."

„„Ich träumte, Du verließest mein Lager, verließest mich,"" sprach die Gestalt, „„da erwachte ich angstvoll, und obgleich meine Wunde noch brennt, warf ich doch das Leichentuch um, nahm die Laute, suchte Dich auf — und hab Dich gefunden.""

„„„Unglückliche!"""" sprach der Jägersmann dumpf vor sich hin, „„„Unglückliche!"""" wiederholte er: „„„Kehre heim, zurück in Deine Gruft! — Fliehe mich! Hörst Du nicht das wilde Heulen und Jauchzen? Die Gräber haben sich aufgethan, die Todten sind

erstanden, die wilde Jagd ist los! — — Mich treibt der Fluch meines sterbenden Weibes, auch noch im Tode zur Fehd' und Schlacht auszuziehen; und wenn dann die Krieger, bis die Friedensfahne weht, auf dem Rothensteine ruhen, treibt mich indessen die Sünde mit meinen wilden Jagdgesellen hinaus in den Wald, dort über Flur und Saat mit ihnen zu jagen. Wenn die Schuld mit blutbefleckter Faust an mein Grab klopft, muß ich erwachen; wenn der Tod, dem ich, ein wilder Schnitter der Halme, so Manchen mäh'te, auf seinem klappernden Rosse vorangeht, muß ich folgen. — Die hohen Föhren, die hundertjährigen Eichen beugen sich dann unter dem Hufschlag meines Rosses, und die Nebel zertheilen sich von dem Schnaufen der wilden Bestien und dem gellenden Ruf meiner Hörner. — Was hilft mir der Wille, was das dumpfe Gefühl der Reue? Das Schmettern der Hörner, der Jagdruf der Gesellen übertäubt bald ihre leise Stimme. Zöge mein treuer Eckard nicht warnend vor mir her, wäre ich auch im Tode noch das Verderben der Menschen, wie ich es im Leben war.""

„Da tönte vom Klosterthurme der erste dumpfe Schlag der Mitternacht, auf des Sturmes Flügeln fuhren die wilden, feurigen Gestalten umher; Ritter, schwarz geharnischt wie zur Schlacht, die Flammenlanze in der Hand, einen feurigen Dornbusch statt Helmschmuck auf dem schwankenden Eisenhelm, mit glühenden Augen aus dem geschlossenen Visir blikkend, Reiter, im Jagdgewand mit bleichen Todtengesichtern, auf schwarzen und fahlen Rossen jagend, Rüden, los und gekoppelt, stürzten mit wildem Geheul heran; Hörner- und Trompetenschall, gellend und widrig, schmetterte durch das Toben des Sturmes und scheuchte die Nachtvögel auf, welche krächzend und ängstlich die Burg umkreisten; der alte

Leibknappe des Ritters, mit grauem, zottigem Barte führte das schwarze, wiehernde Streitroß herbei, und Waffengeklirr und das wilde Hussa der Jäger erscholl durch Berg und Thal ꝛc."

Tromlitz läßt jedoch den wilden Jäger, Otto, sich bekehren und zur Ruhe gelangen.

„Doch jetzt," fährt er fort, „als Mathilde aus der Ferne Rüdengebell und Hörnerklang vernahm, fuhr sie auf: — „„Barmherziger Gott! erhöre mein Gebet!"" rief sie auf ihre Knie sinkend, „„Vergib mir meine Schuld, vergib ihm seine Sünde, und gib ihm Kraft, sich zu Dir zu wenden, — gib uns die ewige Ruhe!"" —

„Und es rauschte über ihr, gleich dem Flügelschlage aufgescheuchter Nachtvögel; Schatten, grau und düster, schwebten über das Gemäuer dahin und der Ritter von Rothenstein, senkte sich aus den Lüften vor ihr nieder. „„Auf, auf!"" rief er, „„auf Mathilde! Im Osten beginnt der Tag zu grauen; die Jagd ist vorüber; klopf' an die Pforte, daß sie sich öffne!"" — „„Willst Du Dich wieder ohne Nachtgebet zur Ruhe legen?"" fragte sie traurig. „„Auf meinem Jagdzuge hab' ich das Beten verlernt. — Komm, Liebchen! Komm in's kühle Bett, zwar nur eng und klein, und schauerlich und kalt; doch zieht es mich hin ꝛc."" — — „„Herr! seht nur die Hunde, sie wittern etwas!"" unterbrach ihn (den auf den wilden Jäger ausgegangenen Melak) Constant (sein Diener). In dem nämlichen Augenblick sprang der Hirsch auf, setzte mit einem Sprunge über das Feuer, und ein alter Jägersmann, eine Armbrust über die Schulter geworfen, einen Jagdspieß in der Hand kam keuchend den Weg herauf, winkte dem Diener mit den schnaubenden Rossen, that ein Gleiches an Melak und Constant, und da der Erste trotzig stehen blieb, der Andere sich aber

auf die Erde warf und betete, drohte er mit aufgehobner Rechten, berührte mit seinem Spieß den flammenden Holzstoß, der auch sogleich erlosch. Dann ging er weiter. „„Das war der treue Eckart,““ sagte Constant noch betend, „„der seinem Herrn voranzieht, die Unglücklichen, die er auf dem Wege trifft, zu warnen. — — Hört Ihr die wilde Jagd? Sie kommen! — Befehlt Eure Seele Gott und betet, so lange es dauert, ein Ave Maria nach dem andern, und Du, heiliger Georg, Schutzpatron der Kriegsleute!““ sprach er, das Bild aus seiner Tasche ziehend, „„„stehe uns bei und schütze uns in dieser Noth!“““

„Als er dies sprach, begann der Sturm sich zu erheben und über sie zu rauschen, riß ihm St. Georg aus der Hand und löschte im Nu das Feuer aus.“

„Der Lärm kam immer näher, da dünkte es Melak, als erblicke er Wolken auf sich zujagen; aber bald sah er, daß es Gestalten waren, die jetzt unter Hörnerruf und Hussageschrei heranzogen. Voran der Tod auf schwarzem magern Roß, Stundenglas und Sense in der Hand; ihm folgte die Sünde, eine rüstige Jägerin, prachtvoll gekleidet, üppig und schön, die lockendsten Formen schimmerten unter ihrem Nebelgewande hervor; sie hielt die fahle Mähre an, betrachtete Melak mit leuchtenden Augen, nickte ihm wie einem Bekannten freundlich zu, und jagte dann hohnlachend weiter. Ihr nach zog ein Schwarm krächzender Vögel, die in steten Kreisen und Schlägen um sie her flatterten. Nun erst folgte die Jagd, doch in Wolken und Nebel gehüllt, daß die Gestalten nur wie Schatten vorüberzogen. Hirsche, auf deren zackigem Geweih blaue, matte Flämmchen leuchteten, Eber, aus deren aufrechtstehenden Borsten Funken sprüheten, jagten, von heulenden Hunden

verfolgt, durch die leichtzertheilten Wolken. Jäger zu Fuß und Roß folgten, stießen in die kreischenden Hörner und ließen ihr Hussa mit widrigen Tönen erschallen. Jetzt folgten auf hohen schwarzen Rossen, in prachtvolle Gewänder gekleidet, eine Schaar Reiter, von denen einige seitwärts auf Melak zusprengten und ihn grüßend, die bleichen Todtenhäupter entblößten. Nun zogen Jäger, Hunde und Wild in buntem Gemisch vorbei, die eine gräßliche weibliche Gestalt, ihre Schlangengeißel schwingend, vorwärts trieb. Auch sie richtete ihr leuchtendes Auge auf Melak, schwang drohend ihre Geißel nach ihm und folgte den andern. — Ihr folgte nichts mehr." —

„„Nichts weiter als dies?"" sprach Melak, „„das verlohnt sich kaum der Mühe des nächtlichen Ritts. — Hm! — ist mir doch, als ob ich das Frauenbild auf fahler Mähre schon irgendwo gesehen hätte? — Nun hab ich doch den wilden Jäger gesehen, und weiß, welch ein luftiger Wicht er ist.""

„„Du hast ihn noch nicht gesehen! Jetzt erst steht er vor Dir!"" hallte es dumpf neben ihm und eine hohe Mannsgestalt, bleich, mit mehr schmerzvollem als grausenerweckendem Gesichte trat auf Melak zu. „„Du hast mich aufgefordert zu kommen. — Hier bin ich! ꝛc."" — — „„Zieh' Deiner Jagd nach,"" sprach Melak endlich, „„sag' mir nur noch, woher Du kommst."" — „„Aus dem Grabe!""

„„Also doch!"" sagte er sinnend, aber plötzlich fuhr er mit Heftigkeit auf — „„Pack' Dich fort! Ausbund der Hölle!"" und zog in dumpfer Verzweiflung sein Schwert und führte einen furchtbaren Streich auf die Gestalt. — Als theile der Stecken eines Knaben die prasselnde Flamme, so unverletzt blieb die Gestalt hohnlachend vor ihm stehen. „„Leb'

wohl, Jagdgenosse, wir sehen uns wieder!"" rief sie ihm zu und jagte auf einem Windstoß davon 2c." „„Um Mitternacht,"" rief er, „„wird Gericht über Dich gehalten 2c.""

„„Habt Ihr noch kein Erbarmen mit einer Unglücklichen?"" rief die von Melak zum Opfer seiner wilden Begier erkorene Magdalene auf dem einsamen Winzerhäuschen ihm entgegen."

„„Keines!"" rief er wild auflachend. „„Du bist zu schön, zu lockend, um Mitleid für Dich fühlen zu können."" Dies sagend, umfing er die Sträubende, die jetzt rasch den Dolch zog und mit sicherer Hand den Stoß nach seinem Herzen führte. Aber der Stoß glitt an dem Panzer ab, den er aus Vorsicht stets unter dem Kleide trug. Hell lachte er auf — „„das war verfehlt, Jungfer!"" rief er höhnisch, und ehe sie den Dolch in die eigne Brust stoßen konnte, hatte er ihn ihr entwunden. „„Ziere Dich nicht länger, Liebchen!"" rief er, sie fest umschlungen haltend, „„Du bist mein, trotz Himmel und Hölle!""

„„Sie ist nicht Dein!"" rief eine furchtbare Stimme und vor ihm stand, zürnenden Antlitzes, der wilde Jäger. Ueberrascht ließ Melak die halb Ohnmächtige los, die auf das nahe stehende Ruhebett sank."

„„Truggestalt der Hölle!"" rief er, „„Du wagst es, mich in meiner Lust zu stören! Fort!"" Er hob den Dolch, den er noch in seiner Rechten hielt, aber von Geisterhand berührt, war ihm die Hand wie gelähmt, sie hatte die Kraft verloren. — „„Ha,"" rief Melak von Wuth entbrannt, dem immer noch ernst vor ihm Stehenden zu: „„Du hoffst, mich mit Deinem Blendwerk zu entwaffnen? — Nun so rufe ich den Teufel an, mir zu helfen!""

„„„Und ich den barmherzigen Gott, zur Rettung der Unschuld!““ sprach der wilde Jäger, die Hände gefaltet gen Himmel streckend. „„„Es ist Gericht gehalten über Dich! Du bist verdammt!““

„„„Verdammt?““ rief Melak — — „„„rette sie,““ rief er in wilder Verzweiflung, „„„wenn Du es vermagst,““ und stieß hohnlachend den noch gehobenen Dolch in Magdalenens Brust, stürzte, wie von Furien gepeitscht fort, riß die Zügel des Rappen aus des Dieners Händen, schwang sich muthig auf das Roß und jagte davon.“

„Und aus der Ferne vernahm man die wilde Jagd. Wilder als je war das Geheul und Getöse. Immer näher und näher kam's hinter Melak drein, der fluchend und bebend, das struppige Haar vom Winde durchzaus't, den blutigen Dolch hoch in seiner Rechten, den Rappen spornte, der in hohen Bogensätzen über Stock und Stein dahinflog.“

„Immer näher und näher kam die Jagd, schon vernahm er das Schnauben der Rosse, schon hörte er das Rasseln des Todes dicht hinter sich, schon fühlte er die eisige Hand in seinem Nacken, da drückte er verzweiflungsvoll dem Rosse die Sporen tief in die Weichen, es hob sich noch einmal, setzte über den hohlen Weg, der vor ihm lag und — stürzte zusammen. Roß und Reiter lagen zu Boden, der Tod warf das verronnene Stundenglas über ihn weg, und jagte dann grinzend weiter. Immer näher und näher kam die wilde Jagd, der Reiter rührte sich unter seinem Rosse nicht mehr, der Rappe lag todt mit seinem Herrn, dessen Sand verronnen war. Als aber Hirsch und Eber über sie wegzogen, die Meuthe heulend das Wild verfolgte, der kreischende Ruf und das wilde Jauchzen der Jäger erscholl, da sprang der Rappe, als ob er den Ruf der Geister vernähme, mit Blitzesschnelle auf, fest saß der Rei-

ter noch in den Bügeln. Hussa, Hussa! mir nach! rief er gebietend, der Rappe sprühete Flammen aus seinen Nüstern und den blutigen Dolch schwingend, jagte Melak an der Spitze des höllischen Jägers dahin ꝛc."

Diese Schilderung enthält das Wesentliche der Volkssage vom wüthenden Heere, welche auf verschiedene Weise dargestellt wird und ihren Elementen nach unfehlbar sehr alt ist, indem der treue Eckart, der in ihr vorkommt, und der als ehrwürdiger Greis einen Stab in der Hand dem wilden Heere voranzieht und das zulaufende Volk vor dem wüthenden Jäger warnt, entweder mit dem Markgrafen Eckart dem Zweiten von Meißen von 1076 zusammenhängt oder schon in dem Sagenkreise der Heldenbücher vorkommt, und nach dem alten Volksglauben bis an den jüngsten Tag vor Frau Venus Berge sitzt und Jeden warnt, der hinein will.

LVI. Zauberei.

Die Kunst und Wissenschaft, durch geheimnißvolle Einwirkung auf die Geisterwelt und mittelst derselben, vorzüglich der bösen Geister übernatürliche Wirkungen hervorzubringen. Im weitesten Sinne befaßt daher der Begriff der Zauberer das ganze Gebiet der sogenannten geheimen Wissenschaften oder die Magie, deren Umfang in seinen Hauptzügen wir bisher darzustellen gesucht haben. Im engern Sinne aber bezeichnet dies Wort jene geheimen Künste, mittelst welcher man sich angeblich die Dämonenwelt (Welt der bösen Geister und Teufel) dienstbar macht und durch Hilfe derselben außerordentliche, die Gesetze der Natur überspringende, Erscheinungen hervorbringt. In dieser Beziehung unterschied man denn auch, wie oben bemerklich ge-

macht worden, zur Bezeichnung dieser vermeintlichen Teufelskünste eine besondere schwarze Magie.

LVII. Zwerge und Riesen.

In den nordischen Sagen, wie in der Mythologie der alten Griechen ist von Zwergen sowohl, d. h. von sehr kleinen menschlichen Wesen, welche die Alten Pygmäen nannten, als von Riesen, d. h. von Menschen, welche die gewöhnliche Menschengröße in's Ungeheuere überstiegen, und welche die Göttersage der alten Welt Giganten nannte, vielfach die Rede. Die Pygmäen waren den Alten ein fabelhaftes Zwergvolk, das man an die Quellen des Nils oder nach Indien versetzte. Dieselben waren nach Homer so klein, daß die Kranniche sie mit Tod und Verderben bedrohten; bei Plinius sind ihre Städte und Häuser von Eierschalen gebaut; Philostrat läßt dieselben ihr Getreide mit Aexten schneiden, und sie stellen sich dabei an, als ob sie Bäume fällten. Als Herkules nach der Niederlage des Anteus eingeschlafen war, griff ihn ein Pygmäen-Heer an, welches dazu Rüstungen vornahm, als ob man eine Stadt belagern wollte. Die beiden Flügel des Heeres warfen sich auf die rechte Hand des Helden. Das Centrum griff die linke an; der Nachtrab umlagerte die Füße, der König unternahm mit der Flanke einen Sturm auf den Kopf des Helden. Der erwachende Herkules lachte über die winzigen Wesen, wickelte sie in seine Löwenhaut und trug sie zum Eristheus.

So klein man sich die Pygmäen dachte, so riesig stellte man sich die Giganten vor. Sie waren ungeheure drachenfüßige Gestalten, welche Gäa im Zorn über die Einkerkerung der Titanen in den Tartarus gebar und gegen den Jupiter aufregte. Auf den phlegräischen Feldern stürzten sie aus der

Erde hervor und stürmten gegen die himmlischen Götter. Sie thürmten die Gebirge Ossa, Pelion, Rhodope u. a. auf einander, um von dieser Höhe herab mit Felsenstücken und Feuerbränden den Olymp zu bestürmen. Wenn erstere in's Meer fielen, bildeten sie Inseln, auf dem Lande Berge. Mit Hilfe des Herkules, der mehrere verwundete oder tödtete, siegten die himmlischen Götter, und es wurden auf die Giganten Inseln oder Berge gestürzt, unter denen sie Feuer spieen, andere wurden in den Tartarus geschlossen. Riesenhafte Gestalten waren auch die Cyclopen. Den berühmtesten derselben, Polyphemus, schildert Homer (Od. IX.) als einen Mann von grausenhaftem Aussehn, einäugig, nach Menschenfleisch lüstern, der einsam seine Heerden weidete und in einer Höhle hausete. Hier suchten Ulysses und dessen Gefährten, unbekannt mit ihrem Besitzer, einst Schutz, als Abends der Riese seine Heerde hineintrieb, den Eingang mit einem ungeheuren Felsstück verschloß, und sobald er die Fremdlinge gewahrte, zwei derselben packte und zur Nachtkost verzehrte. Eben so that er am folgenden Morgen, und verschloß, als er die Heerde ausgetrieben, die Unglücklichen in der Höhle. Ulysses aber ersann klugen Rath. Er läßt die zurückgelassene Keule des Cyclopen zu einem Pfahle spitzen, und als derselbe Abends zurückkehrt und abermals zwei der Gefährten packt, reicht ihm Ulysses von dem mitgebrachten Weine und bringt ihn in einen Rausch. Darauf läßt er den spitzen Pfahl glühend machen, bohrt dem Ungeheuer das Auge aus, bindet sich und die Gefährten unter die Bäuche stattlicher Widder und entkommt so glücklich, als Polyphemus am andern Morgen die Heerde hinausläßt. Der Cyclope schleuderte den Fliehenden noch ein gewaltiges Felsstück nach, verfehlte sie aber.

Fast alle alte Sagen erzählen von Riesenvölkern und das Buch der Weisheit nennt die Menschen vor der Sündfluth (Cap. 14, 6) ausdrücklich Riesen. Die Bibel erwähnt ausdrücklich Enakim, Rephaim, Nephilim und Goliath. Nach den griechischen Theogonien und Kosmogonien brachte die Erde, nachdem sich das Wasser von der Oberfläche verlaufen hat, an der Sonne erwärmt, erst die Götter, dann die Riesen, vielarmig und vielköpfig, mit übermenschlicher Kraft, zuletzt die Menschen hervor. In der indischen Mythologie brachte Brama Riesen hervor, welche den Göttern verhaßt waren und mit denselben im steten Kampfe lagen. Sie wurden durch Blitze theils besiegt, theils getödtet und wie bei den Griechen in Höhlen und Klüfte verbannt.

In der nordischen Mythologie sind die Riesen die ersten Menschen. Indem die Hitze der Feuerwelt oder Mespelheims die Eis- und Reifmassen der Nebelwelt oder Niflheims zerschmolz, entstand aus den herablaufenden Tropfen eine Menschengestalt, Ymir und von dieser gingen die ersten Menschen in ungeheuerer Größe hervor, das waren die Reifriesen, die, nachdem die Götter Odin, Vili und Vi den Ymir erschlagen hatten, in dessen Blute ertranken. Jedoch wurde der Riese Bergelmir gerettet. Er ward der Stammvater der Joten, eines neuen Riesengeschlechts, welches als Gegner der Asen auftritt und in der dem Himmel und der Erde abgewendeten, von dieser durch das Weltmeer getrennten äußern Erdrinde, Jötenheim, wohnten.

Die germanische Volkssage nahm die nordische mit wenigen Veränderungen auf, und die Hünen, wie sie die Riesen nannten, spielen in den fabelhaften Ritterromanen des Mittelalters mit den

Zwergen, die meist mit den Gnomen Eins sind, den Feen und Zauberern eine stehende Rolle.

Wir können hier nur einige Volkssagen geben, um die Art und Weise zu veranschaulichen, wie man sich die Riesen dachte.

Haug singt in seinem Riesenspielzeug:

„Wählt Nideck, das Schloß am hohen Berg,
Beim Wasserfall zum Augenmerk!
Da haus'te gar lustig und bequem
Ein mächtiges Riesengeschlecht vordem. —
Ein Riesenfräulein, zum erstenmal,
Sich umzuschau'n im schönen Thal,
Herunter stieg; und Bauern da
Das Feld einpflügen verwundert sah,
So zwerghaft schienen die Menschen ihr,
So kleinlich die Pflüge, das Roß, der Stier.
„„Ei,““ sprach sie, „„die nehm' ich zum Spielzeug mit mir.““
Sie kniete nieder in Unverstand,
Die Schürze streckend auf's Ackerland,
Strich mit der Rechten über das Feld,
Fing Alles zusammen, trug, näckisch gesellt,
Mit Lachen von hinnen den ganzen Troß,
Und war mit drei Schritten oben im Schloß. —
Der Ritter gerade zu Tische saß;
„„Ei, liebes Töchterlein! was ist das?
Was zappelt denn hier, was zappelt denn da?
Die Freude blitzt aus den Augen Dir ja?““
„„Gar niedliches Spielzeug! Wohl findest Du
D'ran selbst Dein Ergötzen! Sieh' nur zu!
Du hast am Geburtstag mich herrlich begabt,
Doch Schön'res traun hab' ich nie gehabt!““
Sie holte eins nach dem andern heraus,
Voll Jubel, nicht ahnend den baldigen Strauß,
Erst Bauern, dann Roß und Stier und Pflug,

Und lachte sie kindisch an, und schlug
Voll Lust in die Hände, als Mann und Mann
Und Thier und Thier sich zu regen begann.
Da hub ihr Vater voll Ernstes an:
„„Wie könnte zum Spielzeug Dir taugen mein Kind,
Was nützliche Menschen und Thiere sind ꝛc.““

In gleicher Weise ist die Volkssage: das „Riesengrab“ von Henriette Schubart gehalten:

„Vor vielen tausend Jahren lebte
Ein Riese an der Saale Strand,
Vor dem die Gegend rings erbebte,
Denn furchtbar war er Stadt und Land;
Ein Wüthrich war's, der mit verstockter Seele
Nur dr'auf bedacht war, wie er Menschen quäle.“

„In Jena's Nähe trieb vorzüglich er
Sein grausam ungeschliffen Wesen;
Er hatte sich das schöne Thal umher
Zu seinem Boudoir erlesen.
Hier schmauste er und feierte Gelage
Oft an der Berge grüner Rasenwand,
Wo noch von ihm bis zu dem heut'gen Tage
Ein Stück der Löffel wird genannt.“

„Allein vor allem andern zog,
Was er auch Schlimm'res denk' und thu',
Wie er auch schwelgte, schwur und log,
Ein Unrecht ihm den Zorn der Götter zu;
Er kümmerte auf alle Art das Leben
Der Mutter, die ihm einst das seinige gegeben.“

„Oft wenn sie ihn mit mütterlichen Worten,
Sein wüstes Leben abzuändern, bat,
Da tobte er in gräßlichen Accorden
Und schmähte sie mit Frevelwort und That.

Und toller trieb er's dann auf seinen Bergen,
Und schlimmer nur ging es den armen Zwergen,
Wie er die andern Menschenkinder hieß,
Und Mancher kam dann in sein Burgverließ."

„Man warnte ihn, man führt' ihm zu Gemüthe,
Wie böse Kinder oft die Strafe fand,
Wie streng der Zorn der Götter ihnen glüh'te,
Und wie sie reizten der Vergeltung Hand.
Allein Nichts that sein arges Wüthen stillen,
Er sprach den Göttern, wie den Menschen Hohn,
Und blieb mit bösem, ungezähmtem Willen,
So nach, wie vor, ein ungerathner Sohn."

„Einst, als er auch der guten Mutter Mahnen
Mit der gewohnten übeln Laun' ertrug,
Da wich sein Grimm so ganz aus allen Bahnen,
Daß er mit frechen Händen nach ihr schlug;
Und plötzlich hüllt den Himmel dunkle Nacht,
Der Sturmwind braust, der laute Donner kracht,
Ein Aufruhr scheint das Thal rings zu erschüttern,
Und des Gebirges starre Seiten zittern."

„Der Frevler stürzt betäubt zur Erde nieder,
Sie wölbt sich ihm zum schnell gefund'nen Grab;
Ein Berg bedeckt alsbald die Riesenglieder,
Und tiefer sinkt er in den Grund hinab.
Und als schon längst verhallt des Läst'rers Stimme,
Und längst man Ruhe fand vor seinem Grimme; —
Da wuchs zu aller bösen Kinder Graus,
Der kleine Finger ihm zum Grab heraus,
Den man von Weitem schon erkennt
Und den man jetzt den Fuchsthurm nennt."

Bechstein in seinen thüringischen Volksmährchen schildert das Thun und Treiben der Riesen unter Anderm so:

„Wild schüttelte der Sturm die beschneiten Wipfel tausendjähriger Eichen und Buchen in einander, daß Schnee und zackiges Eis klingend niederfielen auf des Bodens hartgefrorne Decke; hungrige Raben und Krähen flogen mit heiserm Krächzen durch die nebelbeflorte Waldung; mühsam schaufelte das Rennthier den Schnee hinweg, um mit kärglichem Moose das Leben zu fristen, und der Büffel schritt brummend durch den Urwald, an stämmigen Bäumen der kleinen Hörner Spitzen wetzend. Finster schritt der Riese Atahulf auf unwegsamen Pfaden durch das Dickicht; ein böser Traum hatte ihn aufgejagt vom Lager weicher Bärenfelle, und weder Tuck, sein treues Weib, noch Egil, seine liebliche, in blühender Jugendfülle prangende Tochter, vermochten, ihm den finstern Unmuth zu verscheuchen; seines Hauses Untergang war nach dem Rathe der Asen beschlossen — so war es ihm kund geworden im Traume, und darum irrte er finster umher in dem öden Walde; zürnend schmetterte er mit gewaltiger Keule Hecken und junge Bäume nieder, welche den Pfad ihm sperrten rc." Der Riese kommt nun zur Höhle der Riesenjungfrau Swinda, die ihm ein Obdach gewährte. „Rund umher lagen um das Feuer und den Thron der lieblichen Jungfrau Schädel und Knochen zu seltsamen Bildern zusammengefügt, und in großen, in Fels eingehauenen Tafeln waren der Runenschrift wunderliche Zeichen gegraben. Leise murmelte Swinda Beschwörungen und Runensprüche, die Bilder schienen sich zu regen, und die Flammen des Feuers neigten sich gegen sie. In einem Kessel, der über dem Feuer hing, rührte sie langsam; die Dampfwolken, die aus ihm in die Höhe stiegen, gestalteten sich wunderbar; regungslos starrte Atahulf bald die Truhte, bald den Kessel an. Da verstummte plötzlich das Brausen,

heller loderte die Flamme empor, der Höhle weiten Raum erleuchtend. Von ihrem Sitze erhob sich Swinda und mit Erstaunen sah Atahulf, daß sie ihm gleich kam an Größe; des blonden Haares wallende Ringellocken fielen weit an der ernsten, hohen Gestalt hinab; auf ihrem Haupte schimmerte eine Krone und in der Hand hielt sie einen großen Löffel von Stein, mit welchem sie im Kessel gerührt hatte. Ein Wink von ihr gebot dem Riesen, in diesen zu schauen. Er gehorchte; aber kaum hatte er einen Blick in den Zauberkessel geworfen, da schauderte er entsetzt zurück; einen blutigen Jüngling sah er mit zerschmettertem Haupte liegen, doch ehe er noch dessen Züge in's Auge fassen konnte, war er verschwunden ꝛc."

„„„Was Du erblickst in diesem Zauberkessel,"" rief die Jungfrau, „„„das wirst Du noch einmal in der Wirklichkeit sehen, und was Du nicht sehen wirst, das wird in der Stunde Deines Todes geschehen. Wenig nur darf die Seherin enthüllen. Ich kenne Dich, Du aber wirst mich nimmer wieder sehen. Ich will Dir einen Führer geben, der Dich geleiten soll in Dein Haus; doch hüte Dich, ihn zu erzürnen.""

„„„Unkoo!"" rief die Jungfrau, und aus dem Hintergrunde der Höhle kroch ein zwerghaftes Ungethüm, mit feuersprühenden Augen, das sich der Herrin zu Füßen legte, die ihm sanft mit dem Löffel über den zottigen Rücken fuhr, und unverständliche Worte, ein wenig zu ihm hinabgebeugt, leise murmelte, dann sich wieder zu Atahulf wendend, diesem den schweren Löffel, welchen sie wie leichtes Holz in kräftiger Rechte schwang, reichte und sprach:"

„„„Nimm, was Dir die Rune bot,
Hungloff heißt er: Riesentod;

Der beim Mahle Dich erfreut,
Sich im Kampf als Waffe beut.''''

„Im Augenblick verlosch das Feuer, die Jungfrau verschwand, und nur Unkoos blitzende Augen, der jetzt voranzottelte, erhellten die grauenvolle Finsterniß ꝛc. Dem Riesen schien es, als führe sein gespenstiger Führer ihn im Zickzack herum, um ihn zu äffen, bis der Morgen anbräche. Er entbrannte im Zorn, ging ihm mit weitausholendem Schritte nach, und schwang, als er ihn erreichen zu können glaubte, hoch über ihn den Löffel. — Da sprang, ohne sich umzusehen, der Unhold pfeilschnell in die Büsche und grunzte vernehmlich:

„„Hungloff heißt er: Riesentod,
Der Dich, Neidhardt, selbst bedroht!''''

„Unkoo war verschwunden, der Riese stand vor der Thür seines Pallastes ꝛc."

„Unheil brütend saß Frotho, Ingomars Vater, in seinen Zauberkammern, die er tief im Schooße der Erde unter seiner Wohnung sich gewölbt hatte, glühende Kohlen sprüheten mit hellem Knistern um ihn herum, er spitzte und schärfte am Werkzeug seiner Erfindung, ein metallenes Schwert; denn noch kannten die Riesen nur die mächtige Keule und den fernhin treffenden Bogen und die Streitaxt von Stein. Da drang Atahulfs Zorngebrüll bis in die Tiefe hinab zu ihm, dem des Feindes Stimme wohl bekannt war; er stieg empor, und schaute von seines Hauses höchstem Gipfel nach dem Sitz des Feindes hinüber, sein finsterer Blick senkte sich tiefer und fiel — auf seines einzigen Sohnes blutige Leiche. Furchtbare Wuth folgte dem ersten, schrecklichen Anblicke des Entsetzens, er ahnete schnell den Thäter, raste hinab zum Quell und hin, wo der geliebte Todte lag, und trug ihn in sein Haus, Alles, was er vermochte, anwendend, den Erschlagenen wieder in's

blühende Leben zurückzurufen, da aber fruchtlos Alles blieb, überließ er sich ganz dem ungeheuern Schmerz, und schwur Rache, glühende Rache dem Todfeind, dem Mörder seines Sohnes, bei Hela, der Tochter Loke's, der Argen, die eine Schwester ist der Schlange Jormungandur, welche den ganzen Erdkreis umringelt."

„Sorgenlos lag Atahulf in seinem Haus von schimmerndem Kalkstein, sein Auge ruhte auf Egil, die durch die stille Trauer um den Geliebten nur noch schöner erscheint; er ließ sich das Mahl wohlschmecken, das Tuck, sein treues Weib ihm bereitet hatte, und sich des schweren Steingeschenks als heutigen Potagenlöffel bedienend, löffelte er munter den Trog voll Auerochsen-Fleischbrühe aus, seiner großen Heldenthat, die seiner Tochter das Herz brach, sich freuend." —

„Da zitterte der Boden unter ihren Füßen, und stärker und immer stärker, und die Schädel erschlagener Feinde, die an den Wänden hingen, zitterten mit und fielen herab, und rollten umher im Gemach; krachend stürzten des Hauses Thore zusammen, mächtige Streiche durchsausten die Luft, wie wenn Niord, der Stürme Gott, mit brausenden Fittigen einherzieht, daß des Himmels Grundfesten erschütterten — und in Atahulfs Ohr drang seiner Diener Todesgeschrei; auf sprang er vom Mahle, in diesem Augenblick fiel, vom mächtigen Fußtritt in einander brechend, des Gemaches Seitenthür zusammen, und hin vor Atahulf trat, im funkelnden Auge des Zornes und der Rache Wuthblick, der entsetzliche Frotho in seiner furchtbaren Zauberrüstung; des Hauptes eherne Bedeckung umzingelten drei in einander geschlungene Schlangen, die ihrer Zunge giftige Pfeile dem Gegner entgegenstreckten, der einen Augenblick lautlos stand, indeß schon des wüthenden

Frotho blitzendes Schwert sich tief in Tucks Alabasterbrust senkte, daß sie stöhnend niedersank; da hob mit beiden kräftigen Armen Atahulf den gewichtigen Löffel hoch in die Höhe zum zermalmenden Todesschlag, aber gräßlich lachend hielt der rächende Zauberer ihm den ungeheuren Schild entgegen und das bärenhafte Ungethüm aus der Runenhöhle schoß aus dem Schilde seiner Augen flammende Blitze gegen ihn und krächzte, wie damals: Hungliff heißt er: Riesentod. —"

„Atahulf flohe — den Löffel zurücklassend, da fuhr ihm des Löffels Centnergewicht in's Genick, daß er lautbrüllend niederstürzte; alle Adler und Geier, die in den rauhen Felsen horsteten, flogen erschreckt, mit wildem Geschrei aus ihren Nestern, und sein Fall erschütterte die Erde meilenweit; stromweis ergoß sich das Blut aus dem aufgesperrten Riesenrachen und färbte die Erde des Berges roth." —

„Der rasende Frotho aber stürzte zurück in des Gemordeten Wohnung, wo Tuck in Todeszuckungen lag, daß die Kalkfelsen bebten, gab ihr mit mächtigen Streichen den Todesstoß, und riß die zagende Egil hinweg vom Leichnam der Mutter, zerstörte dann des Riesen ganzes Haus und warf einen Theil des Berges über die Trümmer und Leichen. An der Stelle aber, wo sein Sohn gefallen war, stieß er den Löffel tief in die Erde zum ewigen Denkmal, schleuderte dann, von der Höhe seines Berges die unglückliche Riesentochter weit durch die Lüfte in die Fluthen eines kleinen Sees, welche schäumend der Ufer Fesseln durchbrachen und weit umher das Gefilde überschwemmten ꝛc."

„Die dunkle Sage ist längst verhallt, aber ohnweit einer gesunden, kühlenden Quelle, welche der Kesselbrunnen genannt wird, steht noch der hohe Stein, von Alt und Jung im Volke der Riesen-

löffel genannt. Wer durch das schöne Thüringen eine Reise macht, und ihn schauen will, gehe über Arnstadt, nordwestlich auf den Weg, welcher nach Gotha führt, der sieht auf einer hügelartigen Erhöhung den Stein, links nach Westen sieht der Beschauer den Kalgberg, wo Atahulf unter den Steinmassen begraben liegt. u."

So bildete sich bei den Abendländern der Sagenkreis von den Riesen in großer Aehnlichkeit mit den orientalischen Riesen aus. Man vergleiche z. B. in den tausend und eine Nacht die Erscheinung eines Riesen, welche folgender Gestalt geschildert wird: „Da hörten sie ziemlich nahe bei ihnen an der Seite des Meeres ein gewaltiges Geschrei. Hierauf öffnete sich das Meer, und wie eine große schwarze Säule, die sich in den Wolken zu verlieren schien, stieg's heraus. Von Furcht ergriffen stiegen die beiden Prinzen auf einen Baum und suchten sich zu verbergen und gewahrten, daß die schwarze Säule herum, und, das Meer durchschreitend, gegen das Ufer heranzog. Jetzt sahen sie, daß es einer der Geister war, welche boßhaft, übelgestaltet und den Menschen Todtfeinde sind. Er war schwarz und häßlich, an Gestalt ein Riese von ungeheurer Größe, und trug auf seinem Kopfe einen gläsernen und mit vier großen Schlössern von feinem Stahle verwahrten Sarg. Mit dieser Last ging er in die Wiese hinein, setzte denselben unter einem Baume nieder, und öffnete die Schlösser mit vier Schlüsseln, die an seinem Gürtel hingen. Da stieg aus dem Sarge eine herrlich gekleidete, majestätische Dame von bezaubernder Schönheit hervor. Das Ungeheuer ließ sie sich zur Seite sitzen und bat sie, ihm zu vergönnen, daß er einige Augenblicke neben ihr schlafe. Er legte hierauf seinen ungeheuern Kopf auf ihre Kniee, streckte seine Füße von sich, daß sich

dieselben bis an das Meer ausdehnten und schnarchte bald darauf dermaßen, daß die Meeresufer wiederhallten &c." — Wer bemerkt hier nicht eine auffallende Verwandtschaft der orientalischen und nordischen Sagen!

Bei der großen Ausdehnung, welche das Gebiet der geheimen Wissenschaften seit seiner Entstehung gewonnen hat, und bei welcher bloße Aufzählung der verschiedenen Arten derselben ein eigenes voluminöses Werk einnehmen würde, konnte hier allein die Absicht sein, die allerwesentlichsten Zweige, welche der Stamm des Aberglaubens getrieben hat, anzuführen.

Es ist nun Zeit, zu näherer Betrachtung der Magie selbst einzugehen und den Gehalt derselben zu beleuchten. Diesem Zweck wird der folgende Abschnitt gewidmet sein.

Zweiter Abschnitt.

Erstes Kapitel.

Allgemeine Würdigung des Aberglaubens und der geheimen Wissenschaften.

Indem wir in dem vorhergehenden Abschnitt das Reich des Aberglaubens und der geheimen Wissenschaften eben sowohl nach seinen weiten Grenzen in allgemeinen Umrissen überschaut, als auch seine Entstehung und allmählige Ausbildung von den ersten Anfängen derselben bis auf unsere Zeit verfolgt haben, liegt es nun sehr nahe, bei denjenigen Arten des Aberglaubens, welche jetzt noch herrschen, besonders zu verweilen und mit dem Lichte der Vernunft und Religion diese finstern Hallen zu durchleuchten.

Ehe wir hierzu schreiten, muß es zu näherer Vorbereitung dazu zweckmäßig erscheinen, zuvor noch einigen allgemeinen Betrachtungen über das bisher Verhandelte Raum zu geben und uns über die Grundsätze zu verständigen, von welchen aus wir jenes finstere und schauervolle Gewebe von Unvernunft und Wahn in's Auge fassen müssen, um die Schaale vom Kern zu sondern und zu verhüten, daß das Kind mit dem Bade ausgeschüttet werde. Den geheimen Wissenschaften liegt fast durchgängig ein Wahres zu Grunde, was, eingehüllt durch die Kruste

des Wahns meist nicht mehr sichtbar wird, aber hervorgezogen werden muß, wenn der Mensch nicht eine Beute des Aberglaubens werden soll. „Die Wundersucht," sagt sehr wahr Rabbe in seiner Schrift über Unsterblichkeit ꝛc. Braunschweig 1827, S. 20, „entspringt aus dem uns angeborenen untrüglichen Gefühle: daß die körperliche und leibliche Welt, welche uns umgibt, gar nicht die wahre, sondern in einem Sinne blos eine Scheinwelt sei, hinter der sich die wahre Welt nur verberge; daß wir hier gar nicht in unserer Heimath, sondern in der Fremde leben. Dies ist die Wundersucht, und weil sie nichts ist, als die Trauer, daß wir ferne von der Heimath sind, und die Sehnsucht, in unser eigentliches Vaterland zu blicken: so kann sie durch noch so viele kluge Bücher nicht vertilgt werden, weil erst unser Geist selbst vertilgt werden müßte." Und Weber mahnt: „Es ist eine große Kunst, dem Aberglauben so entgegen zu arbeiten, daß der Unglaube nicht befördert, und dem Unglauben, daß die Mannschaft des Aberglaubens nicht verstärkt werde. Der kluge Seelsorger arbeitet für Seelenheil, ohne stürmisch umzustoßen, was nur die Zeit ändern kann, und was nicht umgestoßen werden kann, ohne die Guten zu betrüben und die Bösen zu hetzen. Er befolgt das Wort Matth. 15. — Wollt Ihr am Ende durch Verbesserungen Gutes stiften und liegt Euch mehr die Sache, als eitler Ruhm am Herzen, so gleicht dem Zeiger an der Uhr. Ohne Geräusch, ohne daß das Auge es wahrnimmt, daß er sich bewegt, gelangt er zum Ziele."

Der erste Grad der Weihe in die geheimen Wissenschaften ist, daß man wähnt, es sei Etwas dahinter; der zweite, daß man erkennt, daß sie, wie sie gemeinhin genommen werden, ein Gewebe des Wahns, der Unwissenheit oder des Be-

trugs seien; der dritte, daß man sich im Gefühl der menschlichen Beschränktheit entschließe, nicht nach Geheimnissen der Natur und des Geisterreichs zu ringen, die nach dem weisen Willen Gottes uns in unserm gegenwärtigen Zustande verborgen bleiben sollen, aber zum lebendigen Glauben und zu einem wahren Tugendstreben sich erhebe und durch geistig-sittliche Kraft über der irdischen Natur stehe und ihre Kraft beherrsche.

Wenn wir aber den Glauben an die geheimen Wissenschaften und das ganze Gewebe der Zauberkunst näher in's Auge fassen, so ist es zunächst das hohe Alterthum und die weite Verbreitung derselben, was die Aufmerksamkeit auf sich zieht. In der ersten Morgendämmerung der Geschichte unseres Geschlechts sehen wir das Reich des Aberglaubens schon vorhanden und zu mächtiger Herrschaft gelangt, und ungeachtet von allen Seiten das Licht der Aufklärung laut gepriesen wird, dessen wir genießen, besteht dasselbe Reich, nur in andern Formen, noch immer, so daß man kühn behaupten darf, daß es selbst unter Gebildeten schwerlich Jemand geben werde, der ganz und völlig frei vom Aberglauben wäre, ja wie die Geschichte desselben gezeigt hat, hat die alte geheimnißvolle Zaubereiche in neuer und neuester Zeit wieder mächtige Zweige neu hervorgetrieben.

So spricht eigentlich das Alterthum des Aberglaubens, in dem kein anderes Gebäude menschlichen Denkens ihm gleich steht, für die Wahrheit seiner Lehrsätze, und Simon hat ganz recht, wenn er bemerkt: „Wenn die allgemeine Beistimmung der Völker in einer oder der andern Meinung ein vollwichtiger Beweis für die Wahrheit derselben waren, so mußte der Lehrsatz vom Dasein der Gespenster gewiß sehr gegründet sein; denn es ist kein Volk

in einem Winkel des Erdbodens, das, besonders im Finstern, nicht vor diesen Schattenbildern zurückbebt, welche seine Phantasie erfanden und seine abergläubische Furcht ausgemahlet hat." Jedoch eben so recht hat derselbe, wenn er fortfährt: „Aber, wie nichtig ist ein solcher Beweis für den Menschenforscher, der die ersten Keime der räsonirenden Vernunft sorgfältig auffaßt, und dessen Schritte bis zur Morgendämmerung einer werdenden Aufklärung unparteiisch aufsucht? Hier zerstiebt dieser fürchtliche Popanz in Nichts und wird ein Gegenstand entweder des Gelächters oder Mitleids, und bleibt für künftige Zeiten ein entehrendes Schandmal der Geisterverirrungen der Sterblichen." Wie von dem Gespensterglauben, so gilt dies von jedem Aberglauben überhaupt. Der Aberglaube ist und bleibt seiner Entstehung und seinem Wesen nach eine Phaläne und kann blos in der Finsterniß sein Haupt erheben und seinen Spuk treiben. Das Licht des Tages erträgt er nicht und flieht es darum. Und wenn heute noch die Zahl der Abergläubigen groß ist, so beweist dies nur entweder, daß die Sonne der Erkenntniß noch nicht so hoch stehe, noch nicht so in alle Tiefen ihr strahlendes Licht verbreite, wie man wähnt, oder daß nicht alle zu demselben sich zu erheben vermögen, sondern lieber die Schauer der Finsterniß suchen und, wo nöthig, absichtlich und künstlich erzeugen und unterhalten.

Der Aberglaube hat des Bösen auf Erden so viel hervorgerufen, daß die Summe desselben über menschliche Berechnung geht. Aber, wie man nicht mit Unrecht das Pabstthum zur Zeit des Mittelalters für ein höchst nothwendiges und heilsames Organ zur Zähmung der dort sich regenden rohen Kräfte erklärt hat, so war offenbar auch die Herrschaft des Aberglaubens ein unentbehrliches Mittel der Erzie-

herweisheit Gottes, welche die Menschen allmählig und ihrer Natur entsprechend zu höhern Entwickelungsstufen emporführen will. Die Welt mußte erst der Vielgötterei dienen, um, nachdem diese sich überlebt und in ihrem Ungrunde enthüllt hatte, zur Verehrung Eines Gottes sich erheben zu können.

Gott hätte den Menschen ganz anders organisiren und mit seiner Geburt auf eine viel höhere Bildungsstufe stellen müssen, wenn er nicht erst die Labyrinthe des Aberglaubens hätte durchirren sollen, ehe er zum Tempel der Wahrheit gelangte. Hat doch der Mensch selbst die sichtbare Welt erst nach allen Seiten durchwandern müssen, ehe er sich über ihre wahre Beschaffenheit Aufklärung verschaffte und ihr Bild in sich geistig aufnahm. Anderer Seits, was hätte in jenen grauen Jahrtausenden, wo von einer Gottes würdigen Religion, von weisen Gesetzen, von Gefühl für Ehre und Pflicht noch nicht die Rede sein konnte, aus der Menschheit werden sollen, wenn nicht der Glaube an geheimnißvolle Mächte der Welt den wilden Leidenschaften einen Zaum angelegt und eine dunkle, tiefe Scheu vor dem Ewigen und Unsichtbaren geweckt und überall hin verbreitet hätte. Der Aberglaube ist die Religion der Kindheit unseres Geschlechts, so gewiß, als unsere Kinder noch heute nichts lieber als Gespenstergeschichten und Feenmährchen hören. Darum werden auch sehr alte Leute wieder abergläubig. Die Ammenmährchen, über die wir jetzt lachen, waren in der grauen Vorzeit heilige Geschichten, welche dem menschlichen Geschlechte diejenigen Blicke in die unsichtbare Welt öffneten, deren es fähig war.

Ohne Zweifel hat der Priesterbetrug, der da, wo der Priesterstand sich nicht zu wahrer geistiger Würde erhob, von jeher eine unheilvolle Rolle spielte,

viel, unendlich viel zur Vermehrung jenes finstern Reiches beigetragen. Wie Roms Priester, weil man im Finstern die Seelen besser beknechten kann, Feinde des Lichtes waren, so waren die Priester unzähliger anderer Götter darauf bedacht, aus dem allgemein verbreiteten Aberglauben Nutzen für sich zu ziehen, sich als Zauberer und Teufelsbanner geltend zu machen. Roms Priester dichteten Legenden, indem sie in den Lebensbeschreibungen der Märtyrer und Heiligen zur Wahrheit Dichtung hinzumischten. Die heidnischen Priester ersannen Spukgeschichten von bösen Geistern, die sie überwunden haben wollten, und theilten sie dem leichtgläubigen Volke als göttliche Offenbarung mit, wie Kallimachus in seiner Hymne an Artemis von den griechischen Eltern schon singt:

„Wenn ungehorsam ein Kind nicht folget der Mutter;
Ruft sie geschwind die Kyklopen, das böse Mädchen zu holen;
Argäs oder Steropäs. Dann kommt aus dem Winkel der Wohnung
Hurtig Hermäs hervor. Das Gesicht geschwärzet mit Kienrauch,
Schreit er: „Bube!“ Voll Angst biegt zitternd im Schooße der Mutter
Sich das Mägdlein, und deckt mit beiden Händen die Augen!“

So mißbrauchten auch die alten Herrscher und Priester zu selbstsüchtigen Zwecken die Religion und ließen Popanze gegen ihre Völker spielen.

Inzwischen — was auch von dieser Seite geschah, es geschah Alles in Folge der Zeit, welche, selbst in ihren Weisen, überall Geheimnisse suchte und in ihrer Weise fand. „Wo im Gehirn und Herzen der Menschen Gespensterglaube und Furcht noch

spukt, da ist," wie Dorville sagt, „dummer Aberglaube zu Hause!" Die Zeit, die Wissenschaft, selbst die Religion war dem Aberglauben noch verfallen, wie hätten es nicht auch die Priester sein sollen, die unter gleicher geistiger Polhöhe lebten! Wie Zambaldi sehr richtig bemerkt (natürliche und sittliche Geschichte der Menschheit S. 372): „Das Wort Geist hat für keinen Menschen einen Sinn, der noch nicht philosophirt hat. Ist aber die Idee eines geistigen Wesens einmal erzeugt, so werden immer gewisse Mittel erfordert, um den Sinn und die Einbildungskraft dabei zu beschäftigen. Daher kommt es, daß sich der gemeine Mann und die Kinder einen Geist nicht anders als einen Körper vorstellen. Aus eben diesem Grunde muß selbst die feurigste Andacht und die Verehrung des höchsten Wesens an sinnliche Zeichen geknüpft werden."

Ein Verdienst kann hierbei der Religion nicht streitig gemacht werden, das nämlich, daß sie dem Aberglauben der Zeit fast immer eine moralische Richtung zu geben, d. h. durch ihn für Versittlichung der Menschen zu wirken suchte. Man denke z. B. an das Todtengericht der Bramanen. Jama, umgeben von verschiedenen Untergöttern und Geistern, steht, einen Spiegel in der einen Hand, worin er die guten und bösen Handlungen der Menschen sieht, in der andern eine Wage, in deren einen Schale die Seele des Verstorbenen, in der andern ein Gewicht liegt, um die guten und bösen Handlungen der Menschen abzuwägen und, je nachdem das Resultat fällt, sie entweder zur Qual zu verurtheilen oder mit ewiger Freude zu belohnen. Schauervoll und phantastisch, aber doch von moralischem Gehalt, schildert ein Dichter in Wielands deutschem Merkur 1796 S. 229 f. die Qualen der Hölle:

„Wer aber voll von Sünde ist —
Dem öffnen weit der Hölle Pforten sich,
Und Pechgestank entqualmt wie dicker Nebel. —
Ja scheußliche Gestalten wecken die
Verdammten auf, als Affen hier und dort
Mit ausgefreß'nen Augen, Eiternasen
Und mit verdrehtem Schädel, ohne Hand
Und ohne Fuß und menschliche Gestalt,
Mit tief, tief eingefall'nen Mohrenwangen.
Bei einigen siehst Du das Eingeweid'
Mit Nadeln und mit Spießen durchgespickt,
Und Andre speien Gift und Galle aus.
Dies ist die Pein derjenigen, die auf
Der Erde hier verbot'ne Speisen naschten.
Denjenigen, der auf erlaubte Art,
Jedoch ein fremdes Gut genießt, den kennst
Du sicherlich an seinem Aasgestank.
Die Lügner werden gliederweis vom Teufel
Zerrissen; wer der Mutter nicht gehorcht,
Den zehret Schmerz im ew'gen Feuer auf.
Auch jene, die gedankenlos zu Gott
Im Beten schrie'n, sind Gottes Diener nicht —
Die Reichen werden dort mit ihrem Geld
Zermalmt; man haut' ihnen Glied vor Glied,
Schlägt Zahn nach Zahn dem Kiefer aus,
und zwingt sie
Mit Höllenfrüchten ihren Bauch zu füllen,
Und martert sie für jede Unterlassung
Des Pflichtgebots mit siebzigjähr'ger Marter!"

Die Celten unterhielten den Gespensterglauben, um vor dem Laster zurückzuschrecken, zur Tugend zu ermuntern. Nur die Seelen der Ruchlosen wurden von den höllischen Göttinnen wieder belebt und in der Gestalt höllischer Larven, zur Strafe ihrer Missethaten, auf die Oberwelt entsandt. Nach der Religionslehre der Caledonier blieben Alle,

die nicht tapfer, menschenfreundlich und rechtschaffen waren, von dem Wohnsitze der Helden ausgeschlossen. Und so ließen sich unzählige abergläubige Meinungen aufführen, welche moralische Ideen veranschaulichen und somit für ihre Zeit von sittlichem Werthe waren.

Aber wie hätte sich das Reich des Aberglaubens nicht da mit der Gewalt des siegreichsten Eroberers ausbreiten müssen, wo die Naturwissenschaften noch in der Wiege lagen und die Philosophie ein — Kind war? Wo der, aus dem Kindheitsschlummer erwachte, mit den Gesetzen der Natur völlig unbekannte und die Wirkungen der Elektricität, die chemischen Verbindungen der Dinge nicht einmal ahnende, Mensch überall auf unbegreifliche Erscheinungen und Wunder stieß? wo die sich erst entwickelnde Vernunft noch weder ihre Natur, noch ihre Grenzen, noch ihre Kräfte genugsam begriff, um mit Hilfe des Verstandes und jede Einflüsterung der Phantasie abweisend, nur diejenigen Voruntersuchungen einzuleiten, welche erforderlich waren, um sich auf diesem Wohnplatz einigermaßen zurecht zu finden. Der Mann vermag leicht über die Spielereien des Kindes, über die Träume und Irrpfade des Jugendalters den Stab zu brechen, denn er ist durch sie hindurchgegangen. Trotz all seinem Reden und Ermahnen aber geht die junge Welt die Wege, vor denen er warnt, um, wenn der Lenz scheidet, eben da anzukommen, wo der Herbst steht.

Die Poesie ist aber notorisch früher, als die Philosophie, und als diese auftrat, stand sie Jahrtausende unter der Vormundschaft der älteren Schwester. Wie wir, die Feder in der Hand denken, so forschte die alte Philosophie an der Hand der Dichtkunst, und die Resultate, die aus diesem Doppelschacht an's Licht gefördert wurden, konnten

sie, ohne daß das größte aller Wunder geschähe, etwas anders, als ein roher Fetisch sein, aus Wahrheit und Dichtung zusammengesetzt? Die alte Welt nahm die Außendinge, so gut wie wir, als das, was sie uns erscheinen, und wäre es möglich, mit einem Federstrich oder Schwertstreich die Civilisation zu vertilgen, die Zeitenuhr würde für die Menschenwelt wieder auf die erste Ziffer an ihrem Blatte zeigen, d. h. der menschliche Geist würde seinen Lauf wieder eben so beginnen, wie er denselben laut der Tafeln der Geschichte begonnen hat. Die Menschheit gleicht in dieser Hinsicht einer Schule, wo mit jedem neuen Semester mit den Hinzugekommenen das A B C immer von Neuem begonnen wird, oder vielmehr, wenn die Kometen Sterne sind, die ihre regelmäßige Bahn noch nicht gefunden haben, die Menschheit gleicht, so lange die Wissenschaft sich noch nicht ausgebildet hat, einem Wandelsterne, der in ungeheuren Umherschweifen seine planetarische Bahn erst noch sucht. Um es kurz zu sagen: Die Menschen hätten nicht Menschen sein dürfen, wenn sie anders als auf Irrwegen die Wahrheit hätten suchen sollen. Indem die Menschen bei ihrem Erwachen zum Selbstbewußtsein und zur Beobachtung der Außenwelt überall auf für ihre Bildung unerklärliche Erscheinungen stießen, mußte ihnen bei dem Vorhandensein einer höhern auf ein Höheres hinzeigenden Welt in einem Jeden die Annahme, daß die höhere Welt fortwährend in die irdische Welt herübergreife, zu nahe liegen, als daß sie dieselbe hätten umgehen können. Und — wie man im Jugendalter der Menschheit Flüsse, Berge, Ebenen, Thäler durch eine Götterwelt bevölkerte, so — denn die Menschen konnten nicht anders — fügte man ihnen Mittelgeister, Engel, Dämonen &c. hinzu, deren Bild sich nach Zeit und Klima, nach Denkungsweise

und Kulturgrad blos der Form nach verschieden modificirte. Wie den verschiedenen Religionsformen, wie allem, was die Menschheit angeht, so liegt auch dem Aberglauben unverkennbar ein allgemeiner, dem in jedem Menschenantlitz in unendlichen Nüancen hervortretenden Charakter der Menschheit gleicher Typus zu Grunde.

Der Mensch, in dessen Brust, oder, wenn wir so sagen sollen, in dessen geistig-sinnlichem Doppelwesen die Sinnen- und die Geisterwelt (das Reale und Ideale, wie die Philosophen sich ausdrücken) gleich dem Kontinente am äußersten Gestade des Meeres sich abgrenzt, so daß derselbe in dem Doppelleben in der sinnlichen und geistigen Welt durch seine irdisch-sinnliche Natur zu einem Amphibium wird, der Mensch, der den Knoten der Verbindung dieser beiden Welten in sich selbst trägt, muß nothwendig diese Verbindung überall ahnen, fühlen, und einen unwiderstehlichen Drang in sich finden, dieselbe klarer anzuschauen, nachzuweisen und sich mit der höhern Ordnung der Dinge, mit der Geisterwelt in Rapport zu setzen. Darum suchte er aus demselben Grunde sich eben sowohl die Götter, die er glaubte durch Opfer geneigt zu machen, als sich die guten und bösen Geister, die er annahm, zu befreunden; und indem seine Phantasie überall höhere Wesen schuf, welche auf die Menschenwelt einwirkten, so konnte es nicht fehlen, daß er durch Hilfe dieser Geister selbst eine größere Gewalt über die Natur ausüben, die Zukunft erforschen, Krankheiten heilen, der Schätze der Erde sich bemächtigen, Andern Gutes und Böses zufügen zu können wähnte, ohne erst die physische Mittelursache in Thätigkeit setzen zu müssen. Die Hebräer und mit ihnen fast alle alten Völker glaubten in dem Donner eine Stimme Gottes zu hören und man achtete es für

ein hocherfreuliches Zeichen, wenn der Blitz, das himmlische Feuer, auf ein Opfer herniederfiel und es anzündete. Die Gestirne hielt man für große Geister, die auf den Menschen einen entscheidenden Einfluß ausübten, und seltene Naturerscheinungen, namentlich die Erscheinungen von Kometen galten für Unheil, Krieg, Theuerung, Pestilenz verkündigende Zeichen. Und sehr wahr in Beziehung auf jede Art des Aberglaubens alter und neuer Zeit ist das, was Simon a. a. O. S. 143 von den Caledoniern sagt: „Ihr Vaterland war im Frühling, Winter und Herbste mit vielen dicken und starken Nebeln und mit tief herabhängenden Wolken bedeckt, hohe, unfruchtbare Berge, steile Felsen, Klippen, aus welchen mit wildem Ungestüme das brausende Wasser herabstürzte, düstere, weit gestreckte Wildnisse und lange, einsame Haiden gaben der Einbildungskraft Stoff genug, in beständiger und reger Thätigkeit zu sein. Ihre Lebensart war rauh, wie ihr Land, sie lebten Familienweise, dem patriarchalischen Alter gemäß, in Höhlen und Hallen rc.“ „Dies Alles zusammengenommen, wie mußte die geschäftige Phantasie des Caledoniers nicht bei jedem Gegenstande erhitzt werden, der ihm einigermaßen sonderbar und neu schien? Er sah Nebel bei Gräbern und auf Hügeln. Hatten sie auch die entfernteste Aehnlichkeit mit menschlicher Bildung, dann war es dieser oder jener Held, der hier seiner Gruft entstieg. Senkten sich Wolken herab, oder eilten sie vom Meere in's Land, so glaubten sie diesen oder jenen Vorfahren zu sehen. Wandert der Caledonier durch ein dickes, buschigtes Gehölze, erblickt er im grünen Dunkel einen Schein oder einen Schatten, der sich bewegt, so war dies ein Geist, der ihm erschien. Erschreckt ihn zur Nachtzeit in sumpfigen Ebenen ein Erdfeuer, so zieht ein Verstorbener den

Wohnungen der Seligen zu ꝛc. Die Geschichte der Caledonier ist in der That die Geschichte aller Völker auf Erden!" So lange man die physischen Ursachen der Naturerscheinungen nicht zu ergründen vermag, so lange nimmt der Mensch zu Einwirkungen der Geisterwelt seine Zuflucht. Der Kamschadale hört in dem Donner das Gerassel, welches Kutka verursacht, wenn er seinen Kahn aus dem Flusse über die Kieselsteine zieht. In dem Regen erblickt er das Wasser, welches der Gott Bilutschei und seine Geister lassen, die darauf ihr Staatskleid mit vielfarbigen Fransen anziehen, woraus der Regenbogen entsteht. Nach der Meinung der Grönländer entstehen Blitz und Donner dadurch, daß zwei himmlische Weiber ein getrocknetes Fell aus einander ziehen. Sonne und Mond sind ihnen Geschwister. Die Sonnen- und Mondfinsternisse sind das Werk eines Riesen. Man muß dann junge Mädchen verstecken, sonst schwängert sie der Mond, und schwangere Weiber bewachen, sonst raubt er sie. Die Sinesen dagegen leiten diese Naturerscheinungen von einem unsichtbaren Drachen her, wie denn überhaupt der Drache bei ihnen eine so große Rolle spielt, daß ihre heiligen Bücher auf die Flügel eines ungeheuern Drachen geschrieben, ihnen vom Himmel gesandt worden sein sollen. Die alten Deutschen erklärten die Mondfinsternisse dadurch, daß ein Wolf mit Namen Menagarmus den Mond verfolge. Ein Gleiches behaupten die Guaranis von einem unsichtbaren Tiger, die Chiquilos von unsichtbaren Schweinen, die Mandigoer von einer Katze u. s. w. Die Grönländer glauben, das Nordlicht werde von einer großen Zahl abgeschiedener Seelen hervorgebracht, welche mit dem Kopfe eines Wallfisches Ball spielen; die Indianer dagegen meinen, dieser Schein entstehe durch die Tänze

ihrer abgeschiedenen Freunde. Die Nordländer erblicken in den Blitzen die Spieße und Lanzen der obern Geister, die vom Himmel herabsteigen, um die Sterblichen zu besuchen und sich nach ihrem Betragen zu erkundigen. Die Koräken hingegen glauben, die Blitze entstehen aus den Feuerbränden, welche die Geister aus den zu stark mit Holz angefeuerten Rauchlöchern herabschleudern. Die Wilden in Paria hören in dem Echo die Stimmen der auf den himmlischen Gefilden sich ergehenden Seelen, und die Perser erklären die Naphtaquellen bei Bakul aus dem Fette, das der Teufel ausschwitzt. Den alten Aegyptiern war das Meersalz der Schaum ihres bösen Typhon. Die Deutschen ließen die Sturmwinde durch den Centauer Frankregur erregt werden und die Griechen schrieben die Erdbeben dem Riesen Typhäus zu, während die Batasier auf Sumatra von einem Riesen Nagapadoka erzählen, welcher die Erde auf seinen Hörnern trägt und bisweilen schüttelt, wenn ihn die Last jucken macht. Die Verehrer des Lama lassen die Erdkugel auf einem ungeheuren goldenen Frosche ruhen, der sie erschüttert, wenn er sich kratzt oder die Füße ausstreckt, die Indianer aber auf einer Schildkröte, auf der sie unter ähnlichen Verhältnissen von Zeit zu Zeit erbebe u. s. w.

So personificirte die philosophirende Phantasie oder die dichtende Vernunft die Naturkräfte, schuf überall nach Willkühr eine Menge Götter und Geister guter und böser Art, und bot damit dem Hange zum Wunderbaren, der Neigung zum Aberglauben eine um so willkommnere Nahrung dar, je mehr sie das Wunderbare noch wunderbarer und grausenhafter darzustellen wußte.

Man hatte sehr Recht, wenn man eine innige Verbindung der geistigen und sinnlichen Welt an-

nahm. Aber nur darin fehlte man, daß man dieselbe willkührlich darstellte und somit die Welt zu einem Zauberwalde machte, wie derselbe im Oberon geschildert wird. Daran that man sehr unrecht, daß man, weit entfernt, die Stufenleiter zum Ewigen, welche die Erkenntniß der ursachlichen Verbindung der irdischen Erscheinungen darbietet, aufzusuchen und zu betreten, dieselbe vielmehr geflissentlich verschmähte, und wo man einige Schwierigkeiten in Lösung des Seltsamen fand, den Knoten durch Annahme einer, die Gesetze der Natur überspringenden, außerordentlichen und unmittelbaren Einwirkung der Geisterwelt zerhieb. Darin irrte man, daß man den Zusammenfluß des Sinnlichen und Geistigen im Menschen auf die physische Natur, auf die niedern Organisationen derselben ausdehnte und die Verbindung des Geistigen und Physischen noch über das geistig-sittliche Band im Menschen auf alle Möglichkeiten bezog, und, indem man lediglich auf die ersten Sinneneindrücke sich verließ, sich zum Spielball des Wahnes hingab. Es war Mangel an ruhigem, gründlichem und sorgfältigem Forschen und Prüfen, aus dem aller Aberglaube, wie aus einem Sumpfe dichte Nebel, hervorstieg.

Wie schonend man daher auch von dem Standpunkte der Anthropologie und Geschichte über den Aberglauben urtheilen möge: von dem Gesichtspunkte der Philosophie muß man über denselben um so mehr aburtheilen, je nachtheiliger offenbar die Folgen desselben, wie bereits bemerkt, in jeder Beziehung auf das menschliche Leben sind.

In diesem Betrachte sollen diese Blätter die wichtigsten Arten der noch gegenwärtig herrschenden abergläubischen Meinungen besonders beleuchten.

Zweites Kapitel.

Der religiöse und kirchliche Aberglaube unserer Zeit.

Es ist schon früher bemerklich gemacht worden, daß sich der Aberglaube in einen religiösen, naturphilosophischen und einen aus beiden gemischten doch so scheide, daß sich die Grenzen nur selten scharf und bestimmt ziehen lassen.

Indem wir von diesem Gesichtspunkte aus zunächst den religiösen Aberglauben mit Inbegriff seiner kirchlichen Fassung betrachten, begreifen wir unter demselben alle und jede Glaubens- und Lehrsätze, welche nicht in der unbefangen erklärten heiligen Schrift und der denkenden Vernunft begründet sind, gleichviel ob eine ganze Kirche, einzelne Sekten oder theologische Parteien, einzelne Menschen oder der gemeine Haufe zu ihnen sich bekennt.

Hier aber tritt vor Allem

A. der Aberglaube der römisch-katholischen Kirche,

mit ihrer Unzahl willkührlicher Satzungen und Gebräuche, als ein altes Bollwerk des religiösen Aberglaubens uns entgegen, welches der Verbreitung eines vernünftigen und schriftgemäßen Glaubens um so feindseliger entgegensteht, da sie, um sich selbst zu behaupten, keine ihrer eng verwebten Dogmen aufgeben kann.

Legen wir die Lehren und Satzungen dieser Kirche, wie einst Luther that, an den Prüfstein der Vernunft und der heiligen Schrift, so erblicken wir in denselben ein Gewebe von jüdischen, heidnischen und christlichen Irrungen, in welchem die letz-

tern als ein schwacher Einschlag verschwinden. Entstanden in dem einst die Welt beherrschenden Rom, schwang sich die Hierarchie auf den Trümmern des Kapitols zu einer geistigen Despotie der Erde auf, aus der Asche jenes politischen Mittelpunktes der alten Welt erhob sich ein kirchliches Zwingherrnthum, an dessen Spitze der Pabst stand und noch steht, welcher alle Insignien des einstigen Pontifex Maxumus und des jüdischen hohen Priesters in sich vereinigte, und unter den begünstigenden Umständen der Zeit, in welcher das Pabstthum entstand, durch anmaßende Machtsprüche der blinden und abergläubischen Menge sich leicht als den sichtbaren Statthalter Christi darstellen konnte.

Schon dieser Glaube aber an die Statthalterschaft Christi in der Person der Päbste, und an die Unfehlbarkeit derselben, welche das Grunddogma der römischen Kirche bildet, gehört unter die Kategorie des grassesten Aberglaubens.

I. Das Pabstthum

beruft sich nur in Folge einer groben Unwissenheit oder Unwahrheit auf eine ausdrückliche Anordnung Jesu. Denn wenn die römische Kirche behauptet, daß der Heiland dem Apostel Petrus das Primat über die übrigen Apostel aufgetragen habe (Matth. 16, 18. Luc. 22, 32. Joh. 21, 15 f. Apostelgesch. 2, 14. 15. 7 ff.), so bedarf es nur einer unbefangenen Erklärung dieser Stellen, um den völligen Ungrund dieser Meinung zu durchschauen. Wenn Jesus z. B. den Aposteln die Schlüssel des Reiches Gottes auf Erden anvertraute (von dem römischen Pabst ist in jener Stelle überall nicht die Rede), will sagen, wenn er ihnen die Pflicht auferlegte, zu ihm und seinem Evangelium so Viele zu führen, als sie könnten, wenn er von einem Binden und

Lösen spricht, so empfiehlt er ihnen nach dem Zusammenhange, Nichts zu erlauben oder zu verbieten, was nach ihrem Gewissen und Wissen nicht von Gott erlaubt oder verboten sei. Matth. 18, 15 — 17 ist nicht von einer Macht der Kirche, über die Lehre unabänderlich zu entscheiden, sondern lediglich davon die Rede, daß Christen bei Beleidigungen und Rechtsstreitigkeiten dem Urtheil der Gottesgemeinde Gehör geben sollen. Es läßt sich nicht einmal beweisen, daß Petrus, ein Apostel der Juden, jemals in Rom, geschweige, daß er dort Bischof, ja, daß er überhaupt ein Bischof gewesen. Nicht minder streitet die Statthalterschaft des Pabstes und seine angemaßte Herrschaft über Glaube und Gewissen mit dem Geiste der Religion Jesu, der von Herzen sanftmüthig und demüthig dazu kam, um das alte Priesterthum zu brechen und die Geister von dem Joche desselben zu befreien, der seine Jünger bei jeder Gelegenheit zur Demuth ermahnte, und ausdrücklich nicht zu Herren der Gemeinde, sondern zu Vorbildern der Heerde bestellte. Endlich ist jene Behauptung aber auch vernunftwidrig, da der Mensch nur durch überzeugende Gründe, durch eigenes Forschen und Denken einem Glauben sich zuwenden, nicht aber sich einen solchen befehlen lassen kann. Darum gehört schon der Grundgedanke des Pabstthums in die Kategorie des Aberglaubens, dessen Reich dasselbe repräsentirt.

Um nichts besser steht es mit dem Dogma

II. Von der Tradition und Inspiration.

Wenn die römische Kirche ein geschriebenes Gotteswort (die Bibel) und ein ungeschriebenes (die Erblehre oder Tradition) unterscheidet und unter letzterm gewisse nicht in der Bibel enthaltene, sondern durch mündliche Ueberlieferung von Christo

und den Aposteln an die römischen Bischöfe übergegangene und von diesen auf ihre Nachfolger fortgepflanzte Belehrungen und Nachrichten versteht; wenn sie ferner behauptet und lehrt, daß der heilige Geist, welchen Jesus seinen Jüngern zum Beistand nach seiner Entfernung von ihm verhieß und sandte, fortwährend auf dem Pabst und den Concilien ruhe, so sind es abermals theils falsch ausgelegte Stellen der heiligen Schrift, worauf sie sich stützt, theils widerspricht dieser Meinung die Vernunft und die Geschichte. Die Ermahnung des Apostels 2. Thess. 2, 15: „So stehet nun, lieben Brüder! und haltet an den Satzungen, die ihr gelehret seid &c.," spricht allerdings von mündlichen Belehrungen, wie denn die Apostel begreiflich am meisten durch ihre öffentlichen Reden für das Christenthum wirkten, aber keineswegs von einer Fortpflanzung der kirchlichen Ueberlieferungen, deren sich die katholische Kirche in ihrem Sinne rühmt, und noch vielweniger von einer Tradition, die auf Treue und Glauben angenommen werden müsse. Denn derselbe Apostel mahnt auch: „Prüfet Alles!" Und — wenn auch eine solche Tradition vorhanden gewesen wäre, wie die katholische Kirche annimmt, wie wäre es möglich, daß die Bischöfe ihre Nachfolger, die sie ja meist nicht einmal kannten, von derselben in Kenntniß gesetzt haben sollten? Wie wäre es denkbar, daß diese Tradition, die doch Jeder nach seiner Weise verstand, sich rein und unverfälscht durch so viele Geschlechter und Jahrhunderte fortgepflanzt habe? —

Was aber die behauptete fortwährende Mittheilung des heiligen Geistes an die römischen Bischöfe und Concilien anlangt, so ist theils die Verheißung einer außerordentlichen Unterstützung des heiligen Geistes, nach den ausdrücklichen Worten der heiligen Schrift, blos und lediglich den Aposteln gegeben, an-

derntheils haben, um nicht tiefer in den Gegenstand einzugehn, weder die römischen Bischöfe noch ihre Concilien Beweise von diesem Beistande des heiligen Geistes an den Tag gelegt. Es ist die unwiderlegliche Rede der Geschichte, die wir hier vernehmen. Stehen die Päbste mit ihrem Rathe unter der unmittelbaren Leitung des göttlichen Geistes, so müssen doch wohl, sollte man meinen, alle Päbste und Bischöfe in allen Stücken einstimmig sein und nicht nöthig haben, durch Stimmenmehrheit ihre Entscheidungen zu fassen; so müssen sie nur das Wahre, Rechte und Heilige wollen und beschließen können. Aber laut der Geschichte ging es auf den Kirchenversammlungen so menschlich als in andern Zusammenkünften her, daß Luther dem Pabste in's Gesicht sagte: „ich glaube weder dem Pabste noch den Concilien, weil sie oft geirrt und sich widersprochen haben.“ Schon in den ersten Jahrhunderten nach Christo zankte sich die Kirche recht eigentlich über die Lehre von der Dreieinigkeit und der Menschheit Jesu. Der Bischof Cyrillus behauptete: Maria hat den lieben Gott geboren! und als Nestorius, sein Kollege, diese Worte nicht mit unbedingtem Glauben nachsagen wollte, so schlug er denselben im Namen des heiligen Geistes, der, sollte man glauben, doch wohl andere Beweismittel hätte haben müssen, so kräftig auf die Brust, daß Nestorius nach wenigen Tagen starb. Einmal bildeten sich gleichzeitig zwei Kirchenversammlungen zu Basel und Florenz, welche, obgleich sie sich gegenseitig verdammten und verwarfen, dennoch unter der Leitung des heiligen Geistes zu handeln behaupteten. Die Päbste schrieben häufig den Kirchenversammlungen im Voraus vor, zu welchen Aussprüchen sie in ihren Berathungen kommen sollten. Die Kirchenversammlungen zu Kostnitz verdammten den ehrwürdigen und frommen Huß

gegen das kaiserliche Wort, das ihm Sicherheit zusagte, zum Flammentode, die Päbste setzten die Inquisition ein und ließen Tausende einkerkern, martern und verbrennen, weil sie nach ihrem Gewissen nicht glauben konnten, was dem Pabste beliebte. Und so enthält die Geschichte der Päbste noch Tausende von Beispielen, ja so ist dieselbe recht eigentlich eine Kette von so himmelschreienden Abscheulichkeiten, daß man sie nicht lesen kann, ohne zu rufen: Sehet hier das Reich des Aberglaubens!

Dasselbe gilt von den Lehren und Satzungen dieser Kirche, bei deren wichtigsten einige Augenblicke zu verweilen, wohl der Mühe lohnt. Hierher gehört die Lehre von

III. der allein seligmachenden Kirche.

In Folge der eben angeführten Grundsätze nennt sich die römische Kirche „die Mutter und Meisterin aller andern Kirchen;" sie allein ist die allein wahre, einige, heilige, katholische Kirche, und wer ihr nicht angehört, d. h. wer nicht glaubt und thut, was sie lehrt und gebietet, ist ein Ketzer und darum ein Kind des Teufels und ewig verdammt. Die vollkommenste Engelsfrömmigkeit kann Niemand vom ewigen Verderben erretten, der ihr nicht angehört, während der Lasterhafte, wenn er die Gnadenmittel, die sie ihm bietet, gläubig ergreift, die Himmelsthür geöffnet finden wird. So z. B. sagt die tridentinische Kirchenversammlung: „Wer behauptet, daß die Sakramente des neuen Testaments nicht sämmtlich von unserm Herrn Jesu Christo verordnet seien, oder daß es entweder weniger oder mehr Sakramente gebe, als sieben, oder daß eins von diesen kein wirkliches und eigentliches Sakrament sei, der sei verflucht!" Eben so erklärt diese Kirche geradezu:

„das graue Scapulier der Karmelitermönche, welches die Jungfrau Maria dem Ordensgeneral Simon Stock im J. 1246 eigenhändig überlieferte, hat die Kraft, dem ärgsten Bösewicht, der es in seiner letzten Stunde sich umhängen läßt, die ewige Seligkeit zu verschaffen."

Daher verflucht die römische Kirche jeden, der nicht in ihrem Schooße lebt, und wenn Gregor XIII. auf die Nachricht von der Pariser Bluthochzeit (den 24. Aug. 1572), in welcher nach dem ungefähren Ueberschlage des Königs Karls IX. selbst an 100,000 evangel. Christen ermordet wurden, dem Kardinal, der ihm die erste Kunde brachte, 2000 Ducaten schenkte, und auf der Stelle mit dem Kardinalscollegium sich zur Kirche begab, unter dem Donner der Kanonen ein feierliches Dankfest hielt, ein Jubeljahr ausschrieb und die Begebenheit durch ein besonderes Gemälde verewigen ließ; wenn jener Beichtvater des lasterhaften und bigotten Königs von Frankreich, als er denselben in seinen letzten Nöthen nicht mehr beruhigen konnte, ein Document vollzog, kraft welches er (der Beichtvater) vor Gottes Thron alle Sünden, die der König begangen hatte, verantworten oder für ihn in der Hölle abbüßen wollte, und dies dem König mit in den Sarg legte: wenn solche Dinge vorgekommen sind, so kann man nicht mehr in Zweifel sein, wie die römische Kirche jene Lehre verstehe und deute.

Aber fürwahr! nur mit einem Schrei des Entsetzens über den Aberglauben, der hier seinen höchsten Triumph feiert, kann man dieses Dogma hören. Wie? darum, weil Jemand blindgläubig sich den vernunftwidrigen Lehren eines anmaßenden Oberpriesters unterwirft, sollen ihm die Pforten des Himmels geöffnet, darum, weil Jemand nicht im Schooße der römisch-katholischen Kirche geboren worden, oder

weil die bessere Einsicht ihn dazu drängte, aus demselben wieder ausgetreten ist, soll er verdammt werden? Nach welchen Grundsätzen kann also die Vernunft urtheilen? Wie stimmt dieses Dogma mit den Lehren dessen überein, der spricht: Wer bist Du, der Du einen fremden Knecht richtest? er fällt und steht seinem Herrn, der den abergläubischen Wahn des Volkes, das um seiner Abstammung von Abraham willen in Abrahams Schooß sitzen zu müssen glaubte, auf jede Weise bekämpfte und feierlich erklärte: Nicht Alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! werden das Himmelreich ererben, sondern die da thun den Willen meines Vaters im Himmel? — Wie stimmt das mit dem Ausspruch des großen Ahnherrn der römischen Bischöfe, des Apostels Petrus überein, der seinen Mund aufthat und rief: „Nun erfahre ich in Wahrheit, daß Gott die Person nicht ansieht, sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm!" — Und dennoch, dennoch geht die römische Kirche noch weiter und stellt das wo möglich noch abergläubischere Dogma von

IV. dem Ablaß und den guten Werken auf.

Unter guten Werken versteht nämlich die römische Kirche nicht die Werke wahrer Tugend, durch welche sich der Glaube thätig erzeigt, nicht die Werke der Liebe gegen Gott und Menschen, Rechtschaffenheit und Frömmigkeit; nein, gute Werke sind ihr reichliche Geschenke an Klöster, Kirchen, Marien- und Heiligenbilder; Wallfahrten nach sogenannten heiligen Orten, Fasten und allerlei Büßungen, strenge und überstrenge Abwartung der äußern Religionsformen, namentlich eine überflüssige Abbetung des Rosenkranzes, welches ein Hauptstück des ächten rö-

misch-katholischen Christen ausmacht ꝛc. Denn darauf, daß derselbe diese Schnur mit ihren 150 Kugeln, an deren Ende ein Kreuz hängt, so oft als möglich wie ein Strickzeug durch die Finger laufen läßt, und bei jeder kleinern Kugel die heilige Maria, bei jeder größern den lieben Gott selbst im Gebete anruft, und, ist er so zum Kreuze angelangt, das christliche Glaubensbekenntniß hersagt, darauf liegt eine so hohe Verdienstlichkeit, daß die Beichtväter gesetzmäßig ihren Beichtkindern das Rosenkranzbeten selbst zur — Strafe auflegen. —

Dabei nahm und gab man an, daß die Kirche, da die Märtyrer mehr Gutes (gute Werke, opera bona) vollbracht, als zu ihrer Seligkeit nöthig gewesen, im Besitz eines großen Schatzes solcher Werke sich befinde, von denen sie denjenigen, welche derselben entbehrten, das Fehlende zurechnen könnte, wenn sie dieses wünschten und der Kirche dafür sich durch Almosen erkenntlich bewiesen. In der alten Kirche wurden Vergehungen gegen die Sittenzucht oder Disciplin durch beschämende öffentliche Strafen, wie die Kirchenbuße und Ausschließung aus den öffentlichen Versammlungen (Poenitenz), gesühnt. Die Ausübung dieser Kirchenzucht, deren Grade die Satzungen (Canones) der Synode bestimmten, lag in den Händen der Gemeinde. Später rissen die Bischöfe mit der ganzen Kirchenregierung auch die Kirchenzucht an sich, die, nun nicht mehr durch den Gemeingeist unterstützt, so erschlaffte, daß die Bischöfe schon im vierten Jahrhunderte von den Synoden Macht erhielten, diese Büßungen da, wo sich Reue offenbare, zu mildern, und gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts die Kirchenstrafen nur noch in solchen Vergehungen verhängten, welche die bürgerlichen Gesetze mit peinlichen Strafen belegten. Im Abendlande, wo die Rohheit der Völker eine

größere Strenge nöthig machte, schritt man theilweise zu körperlichen Züchtigungen und verwandelte die alte Kirchenbuße in Strafen, die den Büßenden angemessener schienen oder beschwerlicher waren, in Wallfahrten, Fasten, Gebetübungen und selbst in Geldstrafen (Indulgenzen). Ob man aber gleich die letztern anfangs wirklich ohne Eigennutz als Almosen für fromme Werke betrachtete, so mischte sich doch bald der Priestersinn ein, der hier eine neue Quelle zur Vermehrung seiner Reichthümer erblickte, und nun bedacht war, dieselben auf alle mögliche Weise flüssig zu erhalten und flüssiger zu machen. „Die Sache," sagt Rittschlag (in s. Schr.: Was der alles glauben müsse, der römisch-katholisch wurde? Merseburg 1828, welche Schrift wir denen, die sich über den Aberglauben der römisch-katholischen Kirche näher unterrichten wollen, empfehlen müssen, S. 209), „gefiel beiden Theilen, den Laien wie den Priestern. Jene, zumal die Bemittelten, kamen um so leichter los und sündigten desto unbedenklicher; diese trugen baaren Gewinn davon, und zwar um desto reichern Gewinn, je mehr gesündigt wurde. So geschahe es, daß die Sündenregister immer vollzähliger, die Taxen des Fastens ꝛc. immer mehr erhöht, und Vertauschungen eigentlicher Büßungen mit baaren Zahlungen immer mehr erleichtert wurden. Daß auf diese Weise in den Priestern, welche so zuvorkommend die Sündenstrafen für klingende Münze erließen, und in den Laien, welche Erlassung der Strafen für Geld feil fanden, jedes bessere Gefühl, jede Regung eines edlern Sinnes, ertödtet werden, daß jenen die Sünde eben so willkommen als einträglich sein, diesen sie eben so gleichgiltig als unschädlich erscheinen mußte, das ist allerdings richtig; aber darauf kam nichts an: Klöster und Kirchen wurden dabei reich, und

das war bei weitem die Hauptsache. Der Beichtstuhl ward zur Zollbude, wo der Sünder sein Weggeld entrichtete, wo es ihm verziehen ward, bisher auf verbotenen Wegen gegangen zu sein, und stillschweigend erlaubt, es auch fernerhin zu thun, sofern er nur nicht versäumte, oft genug Zoll- und Weggeld richtig zu machen rc."

Wie weit dieser Unfug mit der Zeit fortschritt, ist aus der Geschichte der Reformation und des Ablaßkrämers Tezel, der offen und ehrlich von seinem Handwerk rühmte:

„Wenn das Geld im Kasten klingt,
Gleich die Seel' in den Himmel springt!"

so wie aus den sogenannten Bußtaxen hinlänglich bekannt. Es ist kaum glaublich, aber der römischen Kurie mehrfach öffentlich gesagt, daß ihre Bußtaxen die abscheulichsten data enthalten, z. B.

9 Goldgülden Absolution für jede von einem Priester begangene Hurerei, mit Dispensation, alle Aemter der Kirche zu verwalten.
12 Gulden für die feinere
15 Gulden für die gröbere Sodomie.
9 Gulden Absolution für jede Nonne, die Hurerei treibt.
3 Gulden Absolution jedem Vater-, Mutter-, Bruder-, Schwestermörder.
Wer drei Theile von dem Gestohlenen an die päbstliche Kammer abgibt, dessen Seele kann gelöst werden.
100 Gulden Absolution Jedem, der Zauberei treibt u. s. w.

(Man vergleiche Alex. Müllers canonisches Recht). Ja, sogar für Sünden, die man noch thun wollte, konnte man zum Voraus Ablaß erhalten.

Wenn jener Bauer aber von Tezel Ablaß kaufte für einen Raub, den er begehen wollte, und darauf

dem Ablaßkrämer selbst auflauerte und ihm seinen Geldkasten abnahm, so bewieß derselbe wenigstens, daß er heller denke und vom Aberglauben freier sei, als die Kirche, die, nach dem Bedürfniß ihres Beutels Ablaß aufschrieb, und diejenigen, welche sich zu Dienern dieses Geschäftes brauchen ließen. Mag auch dem ganzen Getriebe noch mehr als bloßer Aberglaube zu Grunde liegen (haben wir doch selbst erlebt, daß der heilige Vater Ablaßjahre ausgeschrieben hat), daß ohne den finstersten Aberglauben dieses Spiel weder von der Kirche noch von dem Volke gespielt werden konnte und noch kann, das wird man doch schwerlich streitig machen. Wo irgend hat Jesus den sogenannten guten Werken im Sinne der römischen Kirche das Wort geredet? Er, der die Werkheiligkeit der Pharisäer auf das Nachdrücklichste bekämpfte, den Opferdienst für abgeschafft erklärte und bei jeder Gelegenheit die Forderung aussprach: nur dienigen, welche der Sünde entsagen, werden Theil haben an meinem Reich? Und — wenn die Vernunft Gott heilig nennen muß, kann sie einräumen, daß es einen andern Weg zu ihm gebe, als aufrichtige Heiligung des Herzens und Lebens? Wenn Jesus von einem Amt des Bindens und Lösens spricht, beschränkt er diese Befugniß nicht ausdrücklich dadurch, daß er immer die Vergebung der Sünden von der Reue und Besserung abhängig macht? Und ist es möglich, daß dieser erhabene Tugendfreund, möglich, daß unsere Vernunft eine Vergebung der Sünden für Geld gutheiße? Hatte Luther nicht vollkommen Recht, wenn er gegen das abergläubische Ablaßwesen als gegen einen Unfug des Teufels eiferte?

Was aber den vermeintlichen Schatz überflüssiger guter Werke betrifft, so fragt der vernünftig denkende Mensch mit Recht: wo steht von einem

solchen Schatze in der Bibel, die ausdrücklich erklärt: Wir fehlen Alle mannichfach! die uns beten heißt: Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach und gelüstet wider den Geist! Auch die Heiligen, von denen die katholische Kirche jenen Schatz überkommen haben will, waren Menschen und oft recht fehlerhafte Menschen, wie z. B. der heilige Krispin, der Schutzheilige der Schuhmacher, welcher Leder stahl und daraus den Armen Schuhe machte, und überdem Menschen, welche, wie z. B. jener Simon in Aegypten, der auf einer hohen dicken Säule einen Theil seines Lebens zubrachte und deshalb heilig gesprochen wurde, die Frömmigkeit in abenteuerliche Uebungen setzten, es waren Menschen, die als solche für ihre eigenen Sünden nicht genug thun konnten. Und gäbe es auch einen solchen Schatz von Heiligen, deren die katholische Kirche sehr viele zählt, da deren allein 5000 einem Schreibfehler ihr Dasein verdanken, wie könnte er auf andere Menschen übertragen werden, da die Tugend sich nicht wie ein geborgtes Kleid zur Verhüllung der eigenen Blöße anthun, sondern nur durch selbstthätiges Streben erringen läßt? — Einem andern Gewebe von finsterem Aberglauben begegnen wir in dem Dogma von

V. der Messe und dem Fegfeuer.

Zum Andenken an seine Lehre, sein mustervolles Leben, sein bitteres Leiden und Sterben setzte Jesus das heilige Abendmahl ein, wie er ausdrücklich verordnet: „Solches thut, so oft Ihr's thut, zu meinem Gedächtniß!" Die Feier dieses Bundesmahles sollte den Gläubigen sein großes Welterlösungswerk vergegenwärtigen, sie zu neuem regen Tugendstreben erwekken und stärken, sie bei aufrichtiger Buße der Gnade

Gottes und seines Beistandes zu allem Guten vergewissern. Wie die Taufe der Weiheritus zum Christenthum, so sollte das heilige Abendmahl das symbolische Mittel der Erhaltung in demselben sein. Das Brod und der Wein waren Jesu bedeutungsvolle Zeichen seines Todes und der geistigen Güter, derer durch ihn die Menschheit theilhaftig werden sollte, wie er sich selbst das Brod des Lebens nennt.

Wie entsetzlich aber hat der Aberglaube jene klaren Worte der Einsetzung verdreht, was hat er aus jenen heiligen Sacramenten Alles gemacht. Statt den einfachen und bedeutsamen Taufritus, wie denselben die heilige Schrift selbst schildert, zu beobachten, wird das neugeborne Kind als ein Geschöpf, in dem der Teufel steckt, betrachtet, und der böse Geist durch allerlei Formeln angeblich erst ausgetrieben. Der Täufling bekommt Salz in den Mund und das Zeichen des Kreuzes, vor dem der Satan entflieht, an Stirn, Augen Brust, Ohren und Schultern. Der Priester bestreicht ihm Nase und Ohren mit Speichel und salbt es auf der Brust und zwischen den Schultern und am Scheitel mit dem Chrysam (einem Gemisch von Oel und Balsam), zieht ihm ein weißes Hemdchen an und gibt ihm eine brennende Kerze in die Hand. Die Rolle eines Teufelsbanners ist die Hauptsache, die der Geistliche dabei zu übernehmen hat, und jedes Kind, das, ob aus oder ohne Schuld der Eltern, vor der Taufe stirbt, ist verdammt und ewig verloren! —

Wir wollen hier übergehen, daß die römische Kirche in Folge ihrer abergläubigen Auslegung der heiligen Schrift und ihrer Tradition außer der h. Taufe und dem h. Abendmahl noch fünf andere sacramentirliche Handlungen annimmt.

Aber bemerken müssen wir die abergläubige Lehre, die sie von dem heiligen Abendmahl aufstellt, wie in ihrem Glaubensbekenntnisse heißt: „Ich bekenne, daß auch im allerheiligsten Sacramente des Altars der Leib und das Blut mit der Seele und Gottheit unseres Herrn Jesu wahrhaft und wesentlich zugegen sind und daß das ganze Wesen des Brodes in den Leib, und das ganze Wesen des Weins in das Blut verwandelt wird, welche Verwandlung die katholische Kirche eine Transsubstantiation, d. i. eine Verwandlung der einen Substanz in die andere, oder des einen Wesens in das andere, nennt;" oder, wie der römische Katechismus sich ausdrückt: „Nicht allein der wahre Leib Christi, und was zur wahren Beschaffenheit eines Leibes gehört, wie Knochen und Nerven, sondern auch der ganze Christus sei enthalten in diesem Sacramente." Und so wurde seit dem neunten Jahrhunderte das ehrwürdige Abendmahl, in welchem man den Laien zugleich den Kelch vorenthielt, weil, wie man sagte, das Blut Jesu schon in der Hostie enthalten sei, zu einer sich immer wiederholenden Opferung Jesu erhoben, auf daß in der katholischen Kirche die alten jüdisch-heidnischen Opfer fortlebten. Diese Feierlichkeit, wobei der Priester als Wunderthäter am Altar steht, wurde die Messe genannt, welche den Haupttheil des katholischen Kultus ausmacht. Christus in der geweihten Hostie lebendig eingeschlossen, wirkt auch in dieser Gestalt als Wunderthäter, er tilgt nicht blos die Sünden der Communicirenden, sondern auch Reisende, schwangere Frauen, Kriegsleute ließen sich Messen (stille Messen, d. h. solche, welche der Priester allein liest) halten, und Fahnen, Schwerter und andere Waffen wurden dadurch geweiht. Ja sogar für Ratten, Mäuse, Rau-

pen u. a. **Ungeziefer** soll der Herr Christus gut sein, und der Priester vertrieb sie, indem er sich mit der Monstranz in der Hand an Ort und Stelle begab und dieselbe feierlich umhertrug. Da die Messe, die immer häufiger begehrt wurde, so daß in den meisten Kirchen mehrere Altäre errichtet werden mußten, bezahlt wurde, so öffnete sich für die Priester abermals eine ungeheure Quelle der Reichthümer, zumal, als der Glaube Raum gewann, daß die Verstorbenen ohne fleißiges Messelesen aus dem **Fegfeuer** (purgatorium), wohin sie unmittelbar nach ihrem Tode versetzt würden, nicht erlöst werden könnten.

Die Glieder der katholischen Kirche bekennen in dieser Hinsicht: „Ich halte fest dafür, daß es ein Fegfeuer gibt, und daß den Seelen der Abgestorbenen, die dort noch aufbehalten werden, durch Fürbitte der lebenden Gläubigen kann geholfen werden." Denn, lehrt die Kirche, diejenigen, welche zwar frei von schweren Verbrechen und im Stande der Gnade gestorben, aber doch noch mit geringern Fehlern behaftet sind, müssen, ehe sie zum vollen Genuß der ewigen Seligkeit gelangen können, zuvor viele Jahre in einem läuternden, reinigenden Feuer verweilen; nur durch Fürbitte der Lebenden könne diese Zeit abgekürzt werden." **Dante** schildert die Leiden der Abgeschiedenen im Fegfeuer auf eine schreckliche Weise. Darum ist es nöthig, daß für die Verstorbenen Messen gelesen werden.

Wie ächt christlich und wahrhaft vernunftgemäß diese Lehre sei, geht schon aus ihrem Ursprunge hervor. Denn erst zu Anfange des sechsten Jahrhunderts nahm **Gregor** der Große dieses Dogma in die Glaubenslehre auf. Zu Anfange des zehnten Jahrhunderts aber befestigte dasselbe noch mehr ein Klostervorsteher, der in einem wunderbaren Ge-

sicht wahrgenommen haben wollte, wie jämmerlich die Seelen im Fegfeuer klagten und wimmerten, besonders diejenigen, welche sehr lange dort verweilen müßten, weil keine Messen für sie gelesen würden. Von dieser Zeit an nahmen die Bitten um Messen so überhand, daß Rittschlag a. a. O. S. 219 nicht übertrieben sagen kann: „Während also jene Priester die bis auf den heutigen Tag umsonst gesuchte Kunst des Goldmachens wirklich erfunden hatten und mit rastlosem Eifer trieben, indem sie ihre mit Gebeten und Seelenmessen angefüllten Tiegel in die Gluth des Fegfeuers setzten, wo diese leichten, wohlfeilen Dinge sich eben so schnell als wunderbar in schweres, theures Gold verwandelten, wurden sie noch obendrein von den Flammen des Fegfeuers, welche sie emsig schürten, so hell angestrahlt, daß das Volk sich leicht überreden ließ, seine Priester seien schon jetzt von einem Verklärungsglanz umgeben." — Die Lehre ist heidnischen Ursprungs; denn wir finden sie wenig anders bei den Persern, Griechen u. a. alten und neuern heidnischen Völkern, wie Simon a. a. O. S. 175 f. näher aus einander gesetzt hat. Der Parse z. B. ist auf seiner Wanderung zu den Gefilden der Seligen erst den seelenfeindlichen Dews ausgesetzt und endlich droht auf der fürchterlichen Brücke Tschinerad Unglück und Elend; der Grönländer muß fünf Tage lang an einem rauhen Felsen herunterklettern, der oft davon blutig wird; die Seelen der Lappen müssen erst durch Finsternisse und dornige Gebüsche reisen, ehe sie zur ewigen Ruhe gelangen, weswegen man den Verstorbenen Beil, Hacken und Feuerzeug mitgibt; die Geister der Siberier sind den Nachstellungen der Erdunholde, die der Ottomachier einem gierigen Vogel ausgesetzt u. s. w. Darum bitten diese Völker die Priester, die Seelen ihrer Abgeschie-

denen in die Gefilde der bessern Welt hinüber zu geleiten, und diese thun dies, wie der katholische Messe-Priester, durch allerhand Ceremonien gegen hinreichende Bezahlung. Wenn aber die katholische Kirche, um die Christlichkeit dieser Lehre zu beweisen, sich auf Stellen der heiligen Schrift, wie 2. Makk. 12, 40 rc. Matth. 12, 31. 1. Cor. 3, 11 — 15. Matth. 8, 20. Luc. 12, 58 beruft, so bedarf es nur, daß man diese Stellen in ihrem Zusammenhang lese, um einzusehn, daß in denselben auch kein einziger Buchstabe vom Fegfeuer enthalten sei, und daß die Protestanten sowohl als die Griechen mit Recht diese Lehre als abergläubig verwerfen. Denn es steht dieselbe wie mit der gesunden Vernunft, die von einem solchen Reinigungsorte nichts weiß und wissen kann, so mit andern klaren Stellen der Bibel und dem ganzen Geiste des Christenthums im Widerspruch. Vergl. Matth. 7, 13 — 20. 8, 11. 13, 24 — 46. Marc. 16, 16. Luc. 16, 8. 22, 5. Joh. 3, 6. 18. 20. 15, 2. Von der Seelenwanderung der Alten zu sprechen, würde zu weit führen.

Man kann außerdem nicht von dem Aberglauben in der römisch-katholischen Kirche sprechen, ohne wenigstens auch der Lehre von

IV. den Reliquien und Wallfahrten

zu gedenken. Denn so natürlich es war und so sehr es den Christen der ersten Zeit zur Ehre gereicht, daß dieselben die heiligen Denkmale aus der Zeit, da Jesus auf dieser Erde weilte, und die mit ihm in einer Beziehung standen, so wie die irdischen Ueberreste der ersten Verkündiger des Evangeliums und derjenigen Bekenner desselben, welche seine Wahrheit mit ihrem Blute besiegelten, aufsuchten und als heilige Andenken bewahrten: so zeigt es doch ande-

rerseits von finsterem Aberglauben, wenn in der katholischen Kirche bis zu uns herauf eine göttliche Verehrung dieser Ueberbleibsel, eine Anbetung der Heiligen und jener Götzendienst sich ausbildete, in Folge dessen man nicht zu Gott, sondern zu der Jungfrau Maria, den Heiligen und ihren Bildern betet, ja von ihnen Wunder erwartet. Unverkennbar ging dieser Aberglaube aus der Vielgötterei der heidnischen Welt hervor, indem die einmal an den Glauben an mehrere Gottheiten und deren sichtbare Gegenwart gewöhnten Völker an die Stelle der alten Götter die Bilder und Bildsäulen ihrer Märtyrer und Heiligen setzten, ihnen Kapellen und Kirchen weiheten, sie zu Schutzpriestern wählten, und zu den Orten, wo ihr Bild aufgestellt war, wallfahrteten. Der Bilderdienst, schloß und folgerte die römische Kirche, ist in der Bibel und Tradition nicht verboten und daher — erlaubt!! und damit war die Sache abgethan. Die Kreuzzügler brachten im eilften und zwölften Jahrhundert eine Menge solcher Reliquien mit, deren Besitz, deren Berührung ꝛc. von Seelen- und leiblichen Uebeln befreien sollten. Ohne nur zu bedenken, daß die Reliquien aus der Zeit Jesu und der Märtyrer, wenn sie alle aufgefunden würden, nicht den zehntausendsten Theil derjenigen ausmachen könnten, welche man für heilige Ueberbleibsel anprieß, wie jener Katholik in frommer Einfalt beim Küssen eines Johanniskopfes sprach: „Gott sei Dank! das ist nun der siebente wahre Johanniskopf, den ich küsse!" — weit entfernt von allen Skrupeln, die doch hier so nahe liegen mußten, betrachtete man Alles, was als Reliquie dargeboten wurde, mit heiliger Ehrfurcht als ein ächtes Ueberbleibsel aus der Wiegenzeit des Christenthums. Es gab eine große Menge Nägel und Stücke vom Kreuze Christi, von seiner Dornenkrone, seinen Gewändern,

Schweißtücher, worin der Leichnam Jesu gelegen u. s. w. Diese Stücke, mit welchen man einen wahren Handel trieb, wurden und werden noch in kostbaren Kästchen verwahrt, und von den Priestern an hohen Festtagen und bei feierlichen Umzügen dem staunenden Volke gezeigt, das vor ihnen sich auf die Kniee wirft und anbetet. Die römische Kirche hat diesem Aberglauben nicht nur keinen Einhalt gethan, sondern denselben auch auf die Ueberreste späterer Heiligen ausgedehnt. So haben die verschiedenen Länder, wie einzelne Personen ihre besondere Heiligen, wie z. B. die Mailänder den heiligen Ambrosius, die Ungarn den heiligen Stephan, die Böhmen den heiligen Nepomuk, die Palermitaner die heilige Rosalie, die Spanier den heiligen Jacobus, die Russen den heiligen Nicolaus u. s. w. Der Schutzheilige einzelner Personen war und ist gewöhnlich derjenige, dessen Name ihnen in der Taufe beigelegt wurde. Man beugt sich vor den Bildern dieser Heiligen, wie vor lebenden Personen, und wenn einst die Priester des Baal riefen: Baal höre uns! so rufen heute noch die katholischen Wallfahrer an dem sogenannten heiligen Orte: Heilige Mutter Gottes, heilige Rosalie, heiliger Nepomuk ꝛc. bitte für mich! bitte für mich jetzt und in der Stunde des Todes, Amen! Hören die Heiligen, so ernten sie Dank, wo nicht, so schmollt man mit ihnen, und dankt sie wohl gar ab, um sich andere zu wählen, die besser sind. Ja, sogar zu Gevattern bittet man die Schutzheiligen oft.

Der meiste Unfug wird mit der anspruchlosen und demüthigen Mutter Jesu getrieben. In jeder katholischen Kirche steht ihr Bildniß oben an, oft mit Allem geschmückt, was die Erde Herrliches und Kostbares bietet; — die Sprache ist zu arm, um

ihre Würde ganz auszudrücken und die Kirche nimmt zu abenteuerlichen Benennungen ihre Zuflucht, wie z. B.: „allerheiligste, allerseligste Jungfrau" — „Mutter Gottes" — „Königin des Himmels" — „Gottes Gebärerin" — allerreinstes Gefäß" ꝛc. Nachdem der Priester das Gebet des Herrn gesprochen, wendet er sich jedesmal zu ihrem Bilde, denn sie ist die Fürsprecherin bei Gott und ihrem Sohne.

Die Kunst der Priester hat dafür gesorgt, daß die Bilder der Maria zuweilen weinen, d. h. daß aus den Augen (durch einen innern Mechanismus) eine den Thränen ähnliche Feuchtigkeit dringt, und, wo man einmal so stark im blinden Glauben geworden ist, daß man es als die verbürgteste Wahrheit annimmt, wenn ein Priester erzählt: „Jesus selbst habe ihm offenbart, seine Mutter werde im Himmel eben so oft gekrönt, als sie auf Erden von den Gläubigen bei Abbetung des Rosenkranzes begrüßt werde!" wenn man keinen Zweifel in den Legendenbericht setzt: „1295 haben Engel das Haus (casa santa), in welchem Maria einst gewohnt habe, von Galiläa nach St. Loretto am adriatischen Meere durch die Luft getragen" und jährlich, gleich den Moslemin nach Mekka, zu Hunderttausenden dahin wallfahrtet, um jenes wundervolle Haus zu sehen, vor ihm anzubeten und sich besondere Gnadenerweisungen zu erflehen, da kann es nicht Wunder nehmen, wenn die abergläubige Menge durch die Thränen der Muttergottesbilder tief gerührt wird und zu Allem bereit ist, was fanatische Priester im Namen der allerreinsten Jungfrau fordern.

Auch hat fast jeder District seine besondern Wallfahrtsorte, so wie seine wunderthätigen Marienbilder, wenn sie auch an Berühmtheit dem zu Loretto und Einsiedeln in der Schweiz, zu

dem 1817 30,000 Pilgrime zogen, nachstehen, und noch heute ist es gewöhnlich, daß man solche Wallfahrten, mehrtägiges Fasten, nüchternes Abendmahlgehen, Geschenke an dergleichen Bilder u. s. w. gelobt. Und wenn schon dergleichen Processionen unterwegs vielfach in Sünden allerlei Art auf Rechnung der gefeierten Schutzheiligen oder das Muttergottesbildes sich gleichsam baden, so gelten sie doch für etwas so Verdienstliches, daß Niemand, der dieselben in seinem Leben nicht wenigstens einigemal mitmacht, in den Ruf der Frömmigkeit kommen kann, sei es auch, daß er sonst eines wahrhaft christlichen Lebens sich befleißige. Die Fahnen und Kreuze, die man dem Zuge gewöhnlich vorträgt, die Hymnen, die man singt, die Gebete, die man abplärrt, gleichen in ihrer Umgebung einem Spotte auf das Heilige. Uebrigens begegnen uns hier wieder die im Katholicismus fortlebenden Elemente des Heiden- und Judenthums. Man kann dergleichen Wallfahrten oder Betfahrten sich nicht vergegenwärtigen, ohne an die Züge der Israeliten nach ihrem Nationalheiligthume und die Processionen des Nationalkultus zu denken, welche die Griechen und Römer dem Bachus, der Ceres, der Diana u. a. Göttern weihten. Gleiche Gewohnheit trifft man, außer bei andern heidnischen Völkern, in Japan an (S. Kämpfers Geschichte von Japan). Weder die Vernunft, noch die heilige Schrift aber wissen etwas von diesem Kultus, wohl aber lehren sie, daß Christus spricht: ich sage Euch nicht, daß ich den Vater für Euch bitten will, denn er selbst, der Vater hat Euch lieb! Wohl fordert er eine Verehrung Gottes im Geiste und in der Wahrheit! Wenn übrigens der Sage zufolge die Processionen dadurch eingeführt worden sind, daß der Bischof Mamertius zu Vienne in Frankreich bei einer in der

Osternacht entstandenen Feuersbrunst, da das Volk aus dem Tempel eilte, allein am Altare zurückblieb und das Gelübde öffentlicher Bittgänge that, wenn die Feuersnoth abgewandt würde, und, da dies geschahe, solche wirklich anstellte, so ist dies allein schon hinreichend, um über den Aberglauben dieser religiösen Gebräuche Aufschluß zu geben.

Wir übergehen den Aberglauben, der in den Lehren der katholischen Kirche von der Verdienstlichkeit des Klosterlebens, des Cölibats, des Weihwassers, des Fastens, der sogenannten Bußübungen u. s. w. sein unheilvolles Spiel treibt und die Begriffe von Frömmigkeit und Tugend im Volke verkehrt, um uns zum

B. Aberglauben in der evangelischen Kirche

zu wenden. Zwar verhält sich im Vergleich zur katholischen Kirche die evangelische wirklich wie eine Sommerlandschaft zu einer schaurigen Decembernacht, und von diesem, comparativen, Standpunkte aus muß auch der scheelsüchtigste Beurtheiler seiner Zeit es zugestehn: durch die Reformation ist es besser geworden.

Allein gleichwohl darf man nur das Gebiet der evangelischen Kirche einige Augenblicke schärfer in's Auge fassen, um wahrzunehmen, daß es auch in ihr nicht ganz geheuer ist, sondern daß vielmehr der finstern Gestalten des Aberglaubens, wo nur immer ein Nebelstreif sich zeigt, viele aus der Finsterniß hervortreten und Reigen aufführen, ja daß es bis zum heutigen Datum nicht an Versuchen gefehlt hat, die Binde des sogenannten frommen Mittelalters unsern Zeitgenossen über die Augen zu ziehen. Oder ist die Religion unsers Volkes nicht noch vielfach ein Gewebe von abergläubischen Vor=

stellungen? Ist nicht neuerdings wieder von Teufelsspuk die Rede gewesen? Treibt der Glaube an Hexerei und Zauberei nicht immer noch sein unseliges Spiel? Verbindet man mit dem Abendmahl und der Taufe nicht noch immer oft die unchristlichsten Begriffe? Und selbst unsere heilige Wissenschaft — ist sie rein vom Aberglauben? Ist sie wirklich, was sie sein soll, eine heilige Leuchte auf dem Gebiet des Glaubens? sie, die namentlich in unsern Tagen wieder, von falschen Jüngern zur Unwissenschaft herabgewürdigt, einem thörichten Wunderglauben, der Wirksamkeit des Teufels, der falschverstandenen Lehre von der Erbsünde u. s. w. das Wort redet?

Darum kann man, wenn man einmal vom Aberglauben redet, vor der evangelischen Kirche nicht vorübergehen, ohne ihr sorgfältiger an den Puls zu fühlen und wenigstens die faulen Flecke von größerem Umfange aufzudecken. Zunächst ist

I. das System der sogenannten Orthodoxie

der nähern Betrachtung werth. So nennt man den Lehrbegriff derjenigen Theologen, welche das Wesen der Lehre Jesu in die Bestimmungen der Reformatoren setzen, nach denselben die heilige Schrift erklärt wissen wollen, und den Buchstaben der symbolischen Bücher als Gottes Wort festhalten, die daher die offenbar in der Schrift nicht enthaltenen unfruchtbaren und theilweis sogar sittlich=schädlichen Dogmen von den Wundern, von der Gottheit Jesu, von der Dreieinigkeit, von dem Teufel und seinen Werken, von der Gegenwart Jesu im Abendmahle (das ist mein Leib rc.), von dem Opfertode Jesu rc. vertheidigen und dieselben der ganzen evangelischen Kirche wieder aufdringen möchten, nebenbei sich für die allein

wahren Christen ansehen und helldenkende Theologen und Geistliche verketzern und verfolgen.

Man begreift nicht, wie es möglich ist, daß noch in unsern Tagen und bei den weithin verbreiteten Lichtstrahlen einer Jahrhunderte lang verbreiteten Aufklärung, Finsterlinge dieser Gattung auftreten und gegen den Geist des Evangeliums und der Reformation ankämpfen können, da auch der Laie aus der heiligen Schrift ersieht, daß dieselbe, weit entfernt, einen blinden Köhlerglauben zu fordern, vielmehr ein vernünftiges Denken, ein ernstes Forschen der christlichen Gemeinde zur Pflicht macht, die Reformatoren aber ausdrücklich den Grundsatz aufstellten, daß die wahre evangelische Lehre einzig und allein in der unbefangen erklärten heiligen Schrift, vorzüglich des neuen Testaments enthalten sei. Man begreift dies nicht, aber so viel ist klar, daß diese Erscheinung unmöglich wäre, wenn nicht finsterer Aberglaube im Hintergrunde läge und noch immer Unzählige mit Blindheit schlüge.

Könntest, o könntest Du, großer **Luther**! noch einmal aus Deinem Grabe wiederkehren, könntest Du sie sehen und hören, die sich Deines Namens rühmen und Deinen Geist schmähen, die Dich, der Du die Ketten sprengtest, womit die Hierarchie Dein schönes deutsches Vaterland umschlungen hatte, zum Pabste krönen möchten, Du würdest, wie Jesus einst die Verkäufer und Käufer aus dem Vorhofe des Tempels vertrieb, diese Deine unwürdigen Nachfolger hinaustreiben aus den Grenzen, wo Dein Gedächtniß gefeiert wird! Du würdest in heiligem Eifer jene Vernunftfeinde niederdonnern mit Deinem mächtigen Schriftwort, und ihr Gewebe zerreißen mit gewaltiger Hand! —

Luther und seine Gehilfen sandten nicht darum dem römischen Stuhle den Fehdebrief und kämpften

mit Aufopferung ihrer Ruhe, mit Daransetzung ihres Lebens den furchtbaren Kampf, daß sie hinfort Glaubenssätze dictiren könnten; ihnen galt es die Befreiung ihres Vaterlandes von der päbstlichen Glaubenstyrannei, Glaubens- und Gewissensfreiheit wollten sie ihrem Volke erringen. Dahin sollte es kommen, daß, wie sie aus der heiligen Schrift, so gut wie dies für ihre Zeit und für die ihnen zugänglichen Hilfsmittel möglich war, jeder christliche Geistliche und jeder Christ in der heiligen Schrift forsche und aus ihr Erkenntniß des Heils schöpfe. Die Glaubensschriften, die sie hinterließen, enthielten nur die Ergebnisse *ihres* Nachdenkens und *ihrer* Bibelforschung, und sie wollten dadurch die Nachkommen nicht von Neuem binden und fesseln. Nur Aberglaube kann anders urtheilen und sich unter ein nicht vorhandenes Joch beugen. Der wahrhaft evangelische Christ ehrt die Reformatoren, indem er mit dem von ihnen vollendeten Werke in ihrem Geiste, dem Geiste freier Forschung, weiter und immer weiter vordringt und das Reich des Wahns zu bekämpfen sucht. Der Vorwurf des *Aberglaubens* trifft in gleichem Grade

II. den *Mysticismus*,

der, wohl zu unterscheiden von der edeln *Mystik*, die von der Religion unzertrennlich und ein wesentliches Element der Religiosität ist, *Vernunft* und *Verstand* unter einem blinden *Gefühls*glauben gefangen zu nehmen strebt, das *Göttliche* nur in dem *Gemüthe* und durch dasselbe erkennen, ja gleichsam unmittelbar *anschauen* und ergreifen will. Der *Mysticismus* macht die Religion lediglich oder doch vorzüglich zur Sache des Gefühls, darum kümmert er sich wenig oder gar nicht um Begriffe, ein gründliches Forschen liegt nicht in seinem Cha-

rakter, und er verschmäht es, weil es ihn im Schwelgen in dunkeln Empfindungen stören und den wundersel'gen feenhaften Krystalltempel, in dem er anbetet, auf der Stelle zertrümmern und das schöne Gewebe bitter=süßer Phantasiebilder, welche denselben schmücken, zerreißen würde.

Eben darum ist dem Mysticismus eine heilige Auctorität, an deren Ansprüche er sich mit unbedingtem Glauben lehnen kann, unentbehrlich, und indem er dazu die christlichen Religionsurkunden wählt, wird er wenigstens der Form nach ein christlicher. Das Wort Gottes, sprechen seine Anhänger, muß ohne alle und jede Vernunftprüfung angenommen werden, und mit dem innern Worte zusammentreten, auf daß das äußere und innere Licht sich verbinde. Darum hascht der Mystiker nach Wundern, und diejenige Stelle der heiligen Schrift, welche dergleichen außerordentliche Thatsachen berichten, ziehen ihn besonders an. Die Welt der Phantasie und des Gefühls, in welche er sich versenkt hat und immer mehr zu versenken sucht, ist für ihn, der seine Gemüthszustände nicht psychologisch beurtheilt, selbst eine wundervolle. Demnächst faßt er besonders diejenigen Lehren der christlichen Religion auf, welche dem Gefühl und der Phantasie nahe liegen, von demselben aufgenommen werden und dasselbe erregen können, wie die Lehre von der geheimnißvollen Gemeinschaft Gottes mit den Menschen, die Liebe Gottes, welche den Tod Jesu uns enthüllt, von dem Opfertode Jesu und der geistigen Vereinigung mit ihm. Andere Lehren, die mehr in das Gebiet der Vernunft und des Verstandes gehören, wie die Lehre von den Eigenschaften Gottes, von der Enthüllung Gottes in dem Moralgesetz und der Nothwendigkeit, durch reges Tugendstreben sich Gott wohlgefällig zu machen, so wesentlich sie auch

sind, läßt der Mystiker auf der Seite liegen oder behandelt sie als weniger wichtige Glaubenssätze, deutet sie von seinem einseitigen Standpunkte aus falsch, und, da überhaupt Klarheit und Deutlichkeit nicht seine Sache ist, nicht sein kann, so steht sein Herz allen möglichen Irrthümern offen, so gleicht er einem Rohre, das jeder Wind hin und her weht. Die Befangenheit, worin der Mystiker lebt, der nun Pietist wird, verbunden mit dem vermeintlichen unmittelbaren Umgange, in dem er mit Gott steht, führen ihn sehr natürlich zu einem pharisäischen Stolze, besser zu sein, als andere Menschen, und zu jener trägen Ruhe auf den Verdiensten Jesu, zu jener müssigen Zerknirschung, die er für wahre Buße hält und man darf nur den Gang, auf dem die sogenannten Stillen im Lande zu ihrer vermeintlichen Erleuchtung gelangen, näher verfolgen, um zu der Ueberzeugung zu kommen, daß die Thorheiten und Verkehrtheiten, welche der Mysticismus unserer Tage wieder gezeigt hat, nichts als sehr natürliche Früchte des für sie gestreuten Samens sind. „Der Mysticismus ist," wie Fritzsche (in seinen Vorlesungen über Mysticismus und Pietismus 1832) sich ausdrückt, „das auf einen höhern Grad der Liebe zu Gott gegründete, auf die Voraussetzung der Möglichkeit einer unmittelbaren Vereinigung des Menschen mit Gott gestützte und zum Mittelpunkt des ganzen religiösen Lebens erhobene, leidenschaftliche Ringen und Streben, sich mit dem göttlichen Wesen unmittelbar zu vereinigen. Der Pietismus aber beruht in dem Gefühl des grenzenlosen Verderbens, womit der Mensch behaftet sein soll, von welchem der Mensch blos durch das Blut und die Wunden eines stellvertretenden Versöhners Errettung finden könne. Der Mysticismus entzieht sich der Oberherrlichkeit der Vernunft und gibt sich der Leitung der

Phantasie hin; er nährt die Sinnlichkeit, entzündet die Leidenschaft und treibt selbst mit dem Heiligsten sein ekelhaft-lüsternes Spiel. Er beruht nicht auf sittlich-religiösen Grundsätzen und entfremdet sich in seiner weitern Entwickelung von dem sittlich-thätigen Leben, befreundet sich auch wohl mit antimoralischen philosophischen Systemen. Der Pietismus enthält unwürdige Begriffe von Gott und der Kraft der menschlichen Natur, bedroht darum die Sittlichkeit und widerspricht der heiligen Schrift, wie dem Principe der protestantischen Kirche. Er lenkt von dem ächtreligiösen Leben ab, hemmt die theologische Wissenschaft in ihren Fortschritten, schadet dem öffentlichen Kultus und untergräbt das bürgerliche Glück und die öffentliche Ordnung."

Die eben angezogenen Worte überheben der Mühe, den Aberglauben, der im Mysticismns sein finsteres Spiel treibt, näher nachzuweisen, um so mehr, da wir noch auf einige Züge im Aberglauben unserer Zeit kommen werden, welche ihn betreffen. Dies ist namentlich der Fall mit der Lehre von

III. der Erbsünde,

welche die Mystiker, so wie die sogenannten strengen Orthodoxen vor Allem hervorheben und predigen zu müssen glauben, indem sie, gestützt auf 1. Mos. 3, 16 — 19; Röm. 5, 12; vergl. 5. Mos. 10, 16. Ps. 51, 12; Sprüchw. 25, 21; Jes. 57 u. Gal. 3, 22; 5, 17; Röm. 3, 23 f., unter derselben (peccatum originis, originale, originans, hereditarium) eine durch den Sündenfall der Stammeltern unsers Geschlechts entstandene und mittelst der Zeugung auf alle Menschen fortgepflanzte und sich fortpflanzende Grundverdorbenheit der menschlichen Natur zu allem Guten verstehen und lehren, daß der Mensch ewig verloren sein würde, wenn

nicht Christus freiwillig sich zum Sühnopfer dargebracht hätte, dadurch aber und weil sie diese falsch verstandene Lehre ohne die nöthigen Modificationen vortragen, der Sünde Thor und Thür öffnen, da nach jener Theorie jedem Verbrecher die Entschuldigung nahe liegt: der Teufel hat mich in Folge meiner Erbsünde verführt. Vernunft- und schriftwidrig ist dieses Dogma, obschon Augustin und die Reformatoren dasselbe beschützten; denn die nähere Kenntniß der menschlichen Natur weist uns nur eine in der Sinnlichkeit des Menschen begründete Hinneigung zum sittlich Bösen nach, die er bekämpfen soll und kann, jene mosaische Mythe aber kann, wie die übrigen hierhergehörigen Stellen der Schrift, die insgesammt nur von jener natürlichen Geneigtheit zum Bösen sprechen, unmöglich ein Dogma wie dieses begründen, da Christus dem menschlichen Geschlecht forthin das Ebenbild Gottes beilegt (1. Kor. 11, 7), ihm Tugendkraft zuschreibt (Luc. 16, 17. 17, 12 f. Joh. 8, 32) und selbst den Heiden nicht streitig macht (Röm. 2, 14), ja sogar ausdrücklich erklärt, daß die Sünde im freien Willen des Menschen (Matth. 12, 34 f. 15, 19 f. Jac. 1, 13 f.), begründet sei, und daß die Nachkommen für die Sünden ihrer Voreltern nicht büßen können (Ezech. 18, 20) 2c. Nur finsterer Aberglaube kann dies verkennen und sich abmühen, die mythische Darstellung des Kampfes zwischen Sinnlichkeit und Vernunft im Menschen, wie der Verf. des 1. Buchs Moses sie gibt, zu einem Dogma zu erheben, das mit den Begriffen von der Weisheit, Güte und Gerechtigkeit Gottes in dem schreiendsten Widerspruche steht, und theils völlig unfruchtbar, theils höchst schädlich ist. Mit diesem Aberglauben nämlich hängen die abergläubigen Vorstellungen

zusammen. Wenn die Juden und Heiden seit Jahrtausenden an die Idee, daß die Gottheit nur durch äußerliche und willkührliche Opfer versöhnt werde, in dem Tode Jesu, den er selbst unter dem Bilde einer Opferung darstellt, ein Opfer für die Sünden der Welt fanden, so war dies sehr natürlich. Verwechselt man aber heut noch immer wie vor achtzehn Jahrhunderten die Sache mit dem Bilde, lehrt und glaubt man noch immer vielfach, daß Jesus darum habe sterben müssen, damit der durch den Sündenfall der Menschen erzürnte Gott, gerührt durch das Blut seines Sohnes, ihnen vergebe, so ist das eine Erscheinung, die unter die Kategorie des finstersten Aberglaubens gehört. Zwar sind mehrere Stellen der heiligen Schrift, auf welche sich die Verfechter dieses Aberglaubens berufen (Jes. 53, 4 f. Gal. 3, 13. Röm. 8, 3. 4. 5, 10. Col. 1, 19 bis 22. Phil. 2, 8. Gal. 3, 13. 14. Eph. 1, 7. 1. Petr. 1, 24 u. m.), allein, daß die und alle andern hierher gehörigen Stellen entweder blos die jüdische Zeitmeinung von der Nothwendigkeit der Opfer auf Christum übertragen, oder in Bildern von seinem Tode reden (denselben unter dem Bilde eines Opfertodes darstellen), wie z. B. wir noch heute von einem Menschen, der seinem Berufe so lebt, daß er in ihm sein Leben daran setzt, sagen: er hat sich aufgeopfert: das geht aus richtigen Begriffen von Gott, der weder als ewige Liebe wie ein erzürnter, rachedürstiger Unmensch Blut zu sehen braucht, um zu vergeben, noch als gerechter Richter durch ein Sühnopfer vermocht werden kann, den Sünder, der es wirklich verdient, nicht zu strafen, unwidersprechlich hervor; das beweist, wie der ganze

sittliche Geist der Lehre Jesu, der die Begnadigung von der Besserung abhängig macht, fast jeder Vers des Evangeliums, nach welchem das Erlösungswerk Jesu in der sittlichen Wiedergeburt besteht, welche sein Zweck war. Wir werden erlöst durch Jesu Lehre, die wir nicht annehmen können, ohne der Tugend zu huldigen; durch sein Beispiel, dem wir nur dann nachfolgen, wenn wir der Sünde entsagen; durch seinen Tod, der uns die Größe und den Triumph wahrer Tugend zeigt, und uns zum Glauben an den Göttlichen erweckt, der seine Lehre mit seinem Blute besiegelte; durch den Beistand des heiligen Geistes, der in uns um so kräftiger wirkt, je mehr wir in den erhabenen Inhalt seiner Lehre eindringen rc. Ebr. 10, 26. 27. Röm. 6, 4. Sowohl nach unserer Vernunft als den Erklärungen der heiligen Schrift hat Gott in der Sendung Jesu, der sich bei der sittlichen Höhe, worauf er stand, in einem noch viel höhern Sinne einen oder den Sohn Gottes nannte, als alle Menschen Kinder Gottes heißen, der Menschheit den größten Beweis seiner Liebe gegeben, darum, daß seine Lehre, als die gotteswürdigste Religionslehre die religiösen Bedürfnisse der Menschen auf das Vollkommenste befriedigt und das menschliche Geschlecht, unter den herrlichsten Segnungen wahrer Sittlichkeit, seiner Bestimmung hier und jenseits des Grabes entgegenführt. Hierin aber beruht eben das wahre Geheimniß der Erlösung, daß die Wahrheit die Gläubigen von dem Dienste der Sünde und Eitelkeit frei und dadurch glücklich macht.

Wenn darum noch immer viele evangelische Geistliche das Abendmahl, seiner Bestimmung nach eine Gedächtnißfeier Jesu, die eben dadurch, daß sie uns Alles, was Jesus lehrte und that, vergegenwärtigt, uns mit Gott vereinigt, versöhnt, zu

inniger Bruderliebe, als dem höchsten Gebot der Tugend und zu regem Trachten nach dem Ewigen stärkt und kräftigt, in beschränkten Haften und Hängen an der das römisch-katholische Verwandlungsdogma nur modificirenden Erklärung Luthers und dessen geistlosen Nachtretern, als eine Feier des Opfertodes Jesu und ein Sühnmittel ansehen und darstellen; wenn unter dem christlichen Volke noch fortwährend dieselbe Ansicht herrschend ist und von eifrigen Zionswächtern und mystischen Zeloten verbreitet wird; wenn es sogar vorkommt, daß man auf die zwei- oder dreimalige Feier des heiligen Abendmahls im Jahre, wo der liebe Gott doch das Schuldbuch um des Blutes Jesu willen zerreißen muß, zusündigt, damit die Gnade des Herrn nur um so mehr sich verherrlichen könne; wenn das hin und wieder noch immer der Fall ist, so haben wir einen Aberglauben vor Augen, dessen diejenigen, die ihn treiben, sich vor der Nachwelt noch um so mehr werden schämen müssen, je verderblicher die Folgen davon für die Sittlichkeit sind und sein müssen, je mehr durch dergleichen Theorien der Segen des Abendmahls zum Fluche und Christus, der Wecker des menschlichen Geschlechts zum Ringen nach dem ewigen Ziel, zum Sündendiener herabgewürdigt wird. — Mit dieser abergläubigen Deutung des heiligen Abendmahls hängen unter andern auch die falschen, auf finsterem Wahn beruhenden Ansichten von dem Sacrament der Taufe zusammen, die unter dem Volke spuken, das oft noch immer die Taufe als ein physisch-wunderthätiges Mittel ansieht, die Menschen selig zu machen. Die falsche Göttlichkeit, die man Christo, als einem physischen Teufelsbanner zuschreibt, und die seine wahre göttliche Würde lästert, der abergläubige Wahn von einer gleichsam körperlichen Sohnschaft Gottes, der ihn zu einem willen-

losen Werkzeuge desselben macht und die sinnlose Lehre der dogmatischen Dreieinigkeit hervorgebracht hat, sie hat in Verbindung mit dem Wunderglauben der Ausbreitung des wahren Reiches Christi, d. h. dem Reiche der Tugend und ihres Friedens in alle Ewigkeit mehr Nachtheil gebracht, als der Spott der Ungläubigen.

Die Absicht dieser Schrift gestattet nicht, noch weiter in das Gebiet der Theologie hinüberzustreifen und die abergläubigen, mit dem Begriff der Gottheit eben so sehr als mit seiner uns bekannten Weltregierung, so wie mit der heiligen Schrift selbst in Widerspruch stehenden Vorstellungen von der (in der heiligen Schrift blos symbolisch-mythisch berichteten) wunderbaren Geburt Jesu rc., und den Glauben an Wunder rc. mit dem Lichte der Wahrheit zu beleuchten. Wir beschränken uns daher blos auf die Bemerkung, welche der Vernunftglaube gegen den Auctoritätsglauben siegreich geltend macht, daß ein Wunder, von dem wir nicht selbst Zeuge sind, für uns keine Glaubwürdigkeit haben könne; daß die Vorzeit Vieles als außerordentlich ansah, was wir aus den Naturgesetzen als natürlich erklären; daß Wunder überhaupt eine Beweiskraft für irgend eine Wahrheit schon darum nicht haben können, weil es immer in unendlicher Reihe eines neuen Wunders bedürfte, um das vorhergehende Wunder als ein solches zu beglaubigen; daß beschränkte Menschen, welche noch gegenwärtig vielleicht kaum den tausendsten Theil des innern Naturtriebwerkes kennen, blos in Beziehung auf sich etwas für ein Wunder erklären können; daß nach den Begriffen der gebildeten Vernunft von Gott an sich kein Wunder vorhanden sei, in Rücksicht auf den Menschen aber das Natürlichste in seinen letzten Fäden in's Unbegreifliche oder Wunderbare sich verliere. Schon diese

Bemerkung in Verbindung mit der Wahrnehmung, daß der denkende Mensch von einer Wahrheit lediglich durch ihre innern Gründe überzeugt werden könne, muß den Nebelstreif des Aberglaubens bemerklich machen, welcher in unserer Kirchenlehre und heiligen Wissenschaft, so wie im Glauben des Volkes sich hinzieht und die Erkenntniß des geistigen Christus hindert und erschwert. Besonders verweilen müssen wir aber noch vor Allem bei dem Glauben an den

V. Teufel,

welcher, wie oben bemerkt, in der Volksphilosophie nicht minder, als in dem System altgläubiger Kirchenlehrer figurirt und neuerdings wieder zum Ansehn zu kommen sich bemüht.

Offenbar ist die Idee dieses **grundbösen Wesens**, welches stets in Opposition gegen Gott (von **gut**, daher der **Gute**) steht, aus den Versuchen, das Böse in der Welt philosophisch zu erklären und der Gewohnheit der Vorwelt, die Ideen zu personificiren (als Person sich zu denken und vorzustellen) hervorgegangen. Aus gleichem Grunde, und weil sowohl der weniger Gebildete Ideen noch immer am liebsten in einem **Bilde** sich vorstellt, als auch, weil der Glaube sich hier scheinbar an eine heilige Auctorität anlehnen kann, also in Fortwirkung des alten Aberglaubens, gehört noch bei unzähligen Christen der Teufel in ihr Glaubensbekenntniß. Allein daß derselbe eine durchaus unchristliche Vorstellung sei, geht aus klaren Aussprüchen unserer heiligen Religionsurkunde selbst hervor, z. B. Brief Juda 6. 1. Joh. 3, 8. Hebr. 2, 14. Joh. 10, 28. 29. Diese Stellen, wenn wir sie nur nicht falsch auslegen, sprechen nach den Begriffen der damaligen Zeit allerdings vom Teufel, aber sie behaupten auch,

daß seine Herrschaft gestürzt sei, und vergleichen den Zustand der bösen Engel mit dem Zustande solcher Verbrecher, welche mit Ketten und Banden belastet zum Tage der Hinrichtung aufbewahrt werden. Hätte aber Petrus von dem Satan in der Hölle geredet, so würde er sich 2. Petr. 2, 4 selbst widersprochen haben. Er spricht aber in jener erstern Stelle offenbar von den schrecklichen Christen-Verfolgungen, welche man für ein Werk des Teufels hielt, und geht blos, um seinen Zeitgenossen verständlich zu werden, in jene Ideen ein. So werden in der heiligen Schrift böse Menschen, falsche Rathgeber, Teufel genannt, Joh. 6, 70. 71. Matth. 16, 22. 23. Die bekannte Versuchungsgeschichte Jesu bezieht sich offenbar auf keine wirkliche Thatsache und ist wahrscheinlich eine Vision. Uebrigens erklärt die heilige Schrift ausdrücklich: „Christus habe dem Teufel die Macht genommen &c." und Jac. 1, 14. 15 erkårt: „Ein Jeglicher wird versucht, wenn er von seiner eigenen Lust gereizt und gelocket wird. Darnach wenn die Lust empfangen hat, gebieret sie die Sünde; die Sünde aber, wenn sie vollendet ist, gebieret den Tod, das Verderben! —" „Aber nicht blos in dem Menschen," wie der verewigte Hasse in seiner schätzbaren Schrift über die merkwürdigsten Arten des religiösen Aberglaubens &c. Ilmenau bei Voigt 1828, S. 23 f. sich ausdrückt, „in seinem Herzen, auch außer ihm gibt es Versuchungen genug: Lockungen der äußern Güter und Ergötzlichkeiten, die ihn mit ganzer Seele an sich fesseln wollen, indem sie seine Begierden rege machen und entflammen. Dazu kommen noch manche Lockungen von Seiten der Menschen; da treten absichtliche Verführer herzu, die bald ihn beschleichen, bald auf ihn eindringen und sich bemühen, durch des Lasters Gift in einer Gott geweihten Brust das

Edle zu ersticken. Da bemerken wir Andere, die zwar nicht vorsätzlich darauf ausgehen, Nebenmenschen auf den Sündenpfad zu verlocken, die aber doch durch ihr verführerisches Beispiel zur Entfernung von dem schmalen Wege verleiten rc."

Das Böse ist in der Welt, und wenn wir die Ursache auch nicht erkennen und das Vorhandensein desselben mit Gottes Heiligkeit und Oberherrlichkeit noch nicht vollkommen zu erklären vermögen, so berechtigt uns doch Nichts, neben Gott ein ihm entgegenstehendes grundböses persönliches Wesen anzunehmen, vielmehr müssen wir sagen: „Der Teufel ist nicht außer, sondern in dem Menschen, hier als Hochmuthsteufel, dort als Herrschsuchtsteufel, hier als Geizteufel, dort als Wollustteufel rc. Hütet Euch also nur vor diesen inwendigen Teufeln! Mit dem oder den auswendigen hat es dann nichts zu bedeuten!" Anderntheils ist aber der Teufelsaberglaube höchst schädlich. Wo der Teufel noch seine Stelle in dem christlichen Glaubensbekenntniß hat, oder, wie die Neuevangelischen wollen, wieder einnehmen soll, da steht dem Menschen, wie bereits erinnert, ein allezeit fertiges Sündenpolster bereit. Was kann ich dafür, spricht der Sünder, daß ich Böses gethan habe, der Teufel („die Schlange") hat mich verführt! Da schwebt der arme Erdensohn in steter Unruhe und Angst vor dem mächtigen Feinde, dessen Schlingen und Netze er überall zu sehen glaubt; da bemächtigen sich seiner beklemmende Zweifel gegen Gottes Vorsehung; da weicht das wahre Tugendstreben und der Mensch tröstet sich mit einem abergläubigen Vertrauen auf das Blut Jesu Christi; da verfällt der Mensch leicht in den Wahn, mit Hilfe des Teufels Thaten thun zu können und es erneuert sich der alte Spuk mit Hexen und Zaubern; da fällt der Mensch, geistig sich

selbst verwirrend, in Schwermuth und wird ein Raub des Wahnsinnes, wie die Erfahrung beweist, daß unzählige Verrückte vom Teufel besessen zu sein wähnen. Mit Einem Worte, um nicht noch länger bei diesen Gegenständen zu verweilen, es kann kaum einen unchristlicheren und unvernünftigeren, einen der Ruhe des Herzens, der Sittlichkeit und dem allgemeinen Wohl verderblichern Aberglauben geben, als der Glaube an den Teufel ist. Und doch um nichts besser ist es mit dem

VI. Glauben an das Schicksal oder dem Fatalismus,

der, trotz der erhabenen Belehrungen Jesu über das Walten einer Alles, das Größeste und das Kleinste umfassenden weisen und gütevollen Vorsehung, aus dem Heidenthume und dessen Dogma von den Schicksalsgöttinnen in das Christenthum herüber und auf unsere Zeit sich so weit vererbt und fortgepflanzt hat, daß man für denselben nicht blos in unserer Sprache stehende Ausdrücke, gleichsam formulae solennes hat, z. B. „es sind Schicksale, seinem Schicksale entgeht einmal kein Mensch ꝛc.,“ sondern solchem Wahn unter Gebildeten und Ungebildeten oft mehr als dem Glauben an Gott zugethan ist. Was den Mystikern und alten Orthodoxen der Teufel, das ist in der sogenannten modernen Lebensphilosophie das Schicksal, — der jederzeit bereitstehende Sündenbock.

Hört man auf die Aeußerungen, die hierüber laut werden, so steht wie bei den Alten das Schicksal bald als blinde, unbedingt und rücksichtslos waltende Macht selbst über Gott, der nur ausführt, was das Buch des Schicksals gebietet, bald erscheint es als Beschluß Gottes selbst, der, wenn er auch

auf das Verhalten der Menschen Rücksicht nimmt, doch von dem, was er einmal sich vorgenommen hat, nicht abgeht, so daß man oft sich unter die Bekenner des Korans versetzt glauben möchte. Denn es fehlt auch unter den Christen nicht an Menschen, welche es für völlig nutzlos und überflüssig halten, in Krankheiten zu den Heilmitteln der Natur ihre Zuflucht zu nehmen, weil, wie sie sagen, der Mensch doch die ihn gesteckten Schranken nicht überschreiten könne. Und so ist es bei uns um nichts besser als bei den Alten, welche dem Schicksale, als der höchsten Gottheit, zwar auch keine Bildsäule errichteten, aber sie doch anbeteten. Welche verderbliche Folgen dieser Aberglaube, der in der sogenannten Prädestinationslehre der Reformirten, d. h. der Behauptung, daß Gott einige Menschen zur Seligkeit, andere zur Verdammniß zum Voraus ausersehen habe und diesen Beschluß vollziehe, es möge ein Mensch leben, wie er wolle, sogar zu einem christlichen Dogma erhoben wurde, nach sich ziehe, geht schon daraus hervor, daß factisch fast alle schweren Verbrecher an die Bestimmung eines blinden Geschickes glauben. Und Wunder nehmen darf das nicht, denn der Schicksalsglaube steht mit dem Begriffe der sittlichen Freiheit, der Tugend, der Zurechnung des Guten und der Schuld thatsächlich in einem solchen Widerspruch, daß, wo derselbe einmal zu einer gewissen Stärke im Gemüthe gelangt ist, nothwendig alle Religion und Religiösität, alle Sittlichkeit in demselben zerstört und der Mensch seiner Würde beraubt werden muß. Offenbar muß man einen großen Theil der Sünden und Laster, welche unter den Christen noch im Schwange gehen, auf die Rechnung des heidnischen Gottes mit der Urne und dem Schicksalsbuche stellen, woraus alle andern Götter sich

Raths erholten. Was anders aber ist's, als finsterer Aberglaube, wenn man diesem Götzen wie einst zu Athen Altäre errichtet, und sie dem „unbekannten Gotte" weiht! Was anders ist es, als hartnäckiger Wahn, wenn in dem Glauben an das Schicksal die Anbetung der Isis und Osiris sich bis auf unsere Zeiten fortgepflanzt hat? Was anders als Mangel an Nachdenken, als blinde Annahme eines äußeren Scheines, wenn Paulus noch immer tauben Ohren predigt: „Diesen unbekannten Gott verkündige ich Euch, dem Ihr unwissend Gottesdienst thut; dies ist der allein wahre Gott!" Der Gott und Vater von dem Christus spricht: „Sehet die Vögel unter dem Himmel und die Lilien auf dem Felde, sie säen nicht und ernten nicht, auch spinnen sie nicht und sammeln nicht in ihre Scheuern ꝛc. O Ihr Kleingläubigen, seid Ihr nicht vielmehr denn sie! Wahrlich ich sage Euch, es fällt kein Sperling vom Dache und kein Haar von Eurem Haupte ohne den Willen Eures Vaters im Himmel!" Vergl. Matth. 6, 26 — 30. Jacob. 1, 17. Phil. 2, 13. Röm. 2, 6. 7. Sprüche 2, 7.

Nicht minder als aus der heiligen Schrift ergibt sich die Verwerflichkeit des Schicksalsglaubens auch aus der Vernunft, die keinen Zufall, sondern nur Ordnung in der Natur findet, und aus den heiligsten Gründen zum Glauben an eine weise, gerechte und gütevolle Weltregierung sich gedrungen fühlt, und wie bereits gedacht, gegen ihre deutlichsten Aussprüche die moralische Würde des Menschen aufgeben müßte, wollte sie ein Fatum annehmen. Hier ist darum des Unkrautes viel auszujäten. Es sei denn, daß der Schicksalsglaube unter den Christen falle, sonst kann ächt christlicher Sinn und wahres Tugendstreben das Haupt nicht erheben.

Nicht unberührt lassen dürfen wir hier

VII. die Gelübde,

welche noch fortwährend auch in der evangelischen Kirche eine Rolle spielen, wir meinen diejenigen Versprechungen willkührlicher Leistungen, die mit der Religion in Verbindung stehen, kraft welcher man Gott (oder wie bei den Katholiken der Jungfrau Maria, einem Heiligen rc.) eine bestimmte Leistung, z. B. die Armen an einem gewissen Tage zu speisen, der Kirche, dem Hospital, der Schule so und so viel zu schenken, unter der Bedingung verspricht, daß dafür Gott (oder der Heilige) etwas thue, was man sehr wünscht.

Daß diese Sitte heidnisch-jüdischen Ursprungs sei, geht schon daraus hervor, daß man dieselbe bei allen alten Völkern findet. Und freilich, wo man so unwürdige Vorstellungen von den höchsten Wesen hatte, daß man durch Opfer ihr Wohlwollen sich zu erwerben glaubte, da darf es nicht befremden, wenn man die Götter durch allerlei Versprechungen von geringem Werthe als das, was man dafür zu erhalten wünschte, zu bestechen, zu allerlei besonderen Gunstbezeugungen zu gewinnen meinte und so mit den Göttern einen Detailhandel trieb. Eben so wenig mag es befremden, wenn die katholische Kirche nach ihren unevangelischen Principien das in das Christenthum hereingepflanzte Gelübdewesen in ihre Protection nahm, und indem sie auf der einen Seite zu allerlei Gelübden, namentlich den Klostergelübden und Schenkungen an die Klöster anreizte, auf der andern wieder dafür Sorge trug, Gelübde, die man bereute, versteht sich um baares Geld, zu lösen oder in andere Leistungen zu verwandeln; denn es trug namentlich dieser Zweig seine guten Procente. Ja, wo der römische Krumm-

stab die Nacken beugt, da mag es nicht befremden, wenn sogar wahrhaft lächerliche Gelübde vorkamen, wie z. B. der berüchtigte Herzog Alba, da ihm seine Mätresse davon gelaufen war, gelobte, im Schlafe so lange auf der rechten Seite liegen zu bleiben, bis Gott ihm diese zurückgeführt habe ꝛc., oder jene Königin Isabella in Frankreich, die das Gelübde that, nicht eher ihre Leibwäsche abzulegen, bis sie den gewünschten Sieg erfochten haben werde, der sich so lange hinauszog, daß jene königliche Leibwäsche den Ursprung zu den Namen der Isabellenfarbe geben konnte.

Wenn aber noch unter evangelischen Christen dieser Wahnglaube herrscht, wie nächst so manchen öffentlichen Aeußerungen, besonders die Devisen zu Einlagen in Armen- und Kirchenbüchsen beweisen; wenn man unter ihnen noch vom niedrigsten Gebot successiv fortschreitet, um den Vater im Himmel zu gewünschten Gnadenerweisungen zu bewegen; wenn man oft, so zu sagen, den lieben Herr Gott auf die niederträchtigste Weise wie einen schlechten Polizeidiener Etwas (oft einige Kreuzer) in die Tasche steckt oder verspricht, damit er dies und das thue; wenn evangelische Gemeinden an Geistliche die Forderung stellen, und wenn dieselbe von diesen befriedigt wird, von Zeit zu Zeit oder am Jahresschluß im Namen Gottes der Gemeinde für ihre Cymbeleinlage (oft genug verschlagenes Kupfergeld, das kein Bettler nimmt) öffentlich einen gerührten Dank zu sagen: nein! dann muß man von Staunen und Unwillen ergriffen werden. Die Lehre Jesu weiß nichts von Gelübden und weder Jesus selbst noch die Apostel haben dergleichen gethan. Gelübde, die ihrer Natur nach eine Art von Verträgen sind, sind eben deshalb zwischen Menschen und Gott unzulässig, da zwischen den Menschen und der übersinnlichen

Welt kein Vertrag geschlossen werden kann. Kein Mensch kann Gott überdem etwas zuvor geben, das ihm wieder vergolten werden könnte. Auf dem Standpunkt der Moral und Religion aber steht es nicht besser. Denn wenn sich blos drei Fälle eines Gelübdes denken lassen, nämlich, daß das Gelübde entweder etwas sittlich Gutes oder etwas sittlich Böses oder etwas sittlich Gleichgiltiges, weder Gutes noch Böses betreffe, so ist im ersten Falle der Mensch schon ohne Gelübde verpflichtet, das Gute zu thun; z. B. den Armen Gutes zu erweisen, dazu ist jeder verbunden, dem Gott dazu die Mittel gab. Ist im zweiten Falle der Gegenstand des Gelübdes Etwas sittlich Böses, wie z. B. das bekannte Gelübde des Jephta, der seine eigene Tochter zu opfern bereit war, so darf dasselbe nicht geschehen und zieht, wenn es geschieht, die verdiente Strafe nach sich. Im dritten Falle aber kann Gott mit willkührlichen Dingen um so weniger gedient werden, da der Mensch mehr als vollauf zu thun hat, wenn er das ihm sittlich Gebotene erfüllen will. Ein selbstgewählter überflüssiger Gottesdienst, wie der Mensch in den Gelübden zu leisten glaubt, verträgt sich daher weder mit der Vernunft noch dem Christenthume, um so weniger, als über dem Unwesentlichen, Wesentliches versäumt wird. Auch kann man bei beliebigen Dingen gar nicht wissen, ob man sie zu erfüllen unter veränderten Umständen im Stande ist, wie denn der Mensch für die Zukunft so viel als möglich Nichts versprechen soll, da die fortschreitende Erkenntniß ihn zu der Ueberzeugung führen kann, daß er Thörichtes gelobt habe, und überhaupt Gelübde bei Gemüthsstimmungen gethan werden, wo die Seele sich in einem mächtig aufgeregten Zustande befindet. Endlich ist es in jeder Hinsicht unchristlich, wenn der Mensch

durch Gelübde Gott zur Abweichung von seiner weisen Bahn, um der Anmaßung eines Kindes willen, welches das, was ihm am heilsamsten sei, besser wissen will, bestimmen zu können meint. Dazu läßt sich kein verständiger menschlicher Vater vermögen. Wie könnte es Gott thun! Im Glück gibt uns Gott das Angenehmste, im Unglück das Heilsamste. Der Wahlspruch des wahren Gottvertrauens heißt: Thue redlich das Deine, das Uebrige überlasse Gott! Bete und arbeite, so wird Dich Gott segnen.

So weit über den Aberglauben in der evangelischen Kirche, weil die Grenzen dieser Schrift uns nicht gestatten, länger bei demselben zu verweilen, obwohl auch über diese Schattenseite sich noch Viel sagen ließe.

Eben so verdiente demnächst wohl auch der politische Aberglaube, d. h. der Inbegriff derjenigen falschen, jedes vernünftigen Grundes ermangelnden Meinungen, welche in Beziehung auf den Staat und dessen Verhältnisse nach Innen und Außen, über die beste Staatsform und die beste Regierung, über des Staates Zweck und wahres Glück, so wie über die Mittel, dasselbe zu erreichen, stattfinden, wenigstens in einem besondern Abschnitte berührt zu werden. Wir unterlassen dies indeß um so mehr, als es kaum möglich sein möchte, nur die wichtigsten Momente dieses Aberglaubens in einer Zeit zusammenzustellen, in welcher die Elemente noch so wirr durch einander gehen, außerdem aber nach den gewöhnlichen Begriffen von dem Umfange des Aberglaubens Niemand hier diesen Gegenstand suchen möchte. Deshalb fassen wir, die Darstellung des politischen Aberglaubens einer andern Hand anheim stellend, ohne weiteres den

Drittes Kapitel.

Naturwissenschaftlichen Aberglauben

in's Auge, in welchem gewissermaßen der religiöse Naturdienst der Alten unter uns noch fortlebt. Hier aber verdient vor Allem

A. der astrologische Aberglaube

näher betrachtet zu werden. Wir nehmen das Wort in seiner weitesten Bedeutung und verstehen darunter denjenigen Aberglauben, der sich auf den gestirnten Himmel, auf Lufterscheinungen u. s. w. bezieht.

Die Astrologie selbst zwar, die einst eine so bedeutsame Rolle spielte, ist theoretisch verdientermaßen unter- und in die Astronomie übergegangen; allein in der Praxis ist sie noch lange nicht ausgerottet. Bekanntlich waren die alten Weisen der Meinung, daß die Gestirne, vornehmlich die Sonne und der Mond, nicht nur auf Witterungs- und andere physikalische Verhältnisse der Erde, sondern auch auf die Schicksale der Völker, Familien und selbst jeder einzelnen Person einwirken. Daher glaubte man aus dem Stande der Planeten (Constellation) bei der Geburt eines Menschen dessen Schicksale und überhaupt zukünftige Begebenheiten vorher erkennen und bestimmen zu können. Jeder Mensch stand, nach diesem Philosophem, unter dem Einfluß desjenigen Planeten, unter dessen Zeichen er das Licht der Welt erblickt hatte, und je nachdem dessen Stellung zu andern Planeten (Adspecten), so wie zu gewissen Stellen des Himmels war, was man durch ein eignes hierzu bereitetes Instrument (Horoskop) zu ermitteln suchte, je nachdem waren auch seine künftigen Schicksale. Noch weiter gehend, gab man den einzelnen Theilen des mensch-

lichen Körpers Planeten zu Wahlverwandten oder Schutzgeistern, wie man sich denn überhaupt die Gestirne oft als leuchtende Geister dachte; so z. B. standen nach Ptolomäus der Gemüthssinn und die Leber unter der Venus, die Lunge und Galle unter dem Merkur, das linke Ohr unter dem Mars rc. In dem einen Jahre sollte die Sonne, in dem andern Jupiter u. s. w. regieren und darnach das Jahr trocken oder naß, heiß oder kalt, fruchtbar oder unfruchtbar u. s. w. sein. Eben so sollten selbst leblose Dinge, wie Pflanzen, unter dem Einflusse der Gestirne stehen, und heilsame Kräuter nur dann ihre wahre Kraft äußern, wenn sie unter gewissen Constellationen gesammelt worden. Mit diesem Wahnglauben trat fördernd der Glaube an unzählige, die Gestirne, Luft und Erde bevölkernde geistige Wesen oder Astralgeister, wozu zuerst die Religion der Parsen führte, zusammen und die Kirchenväter, Gnostiker, fast alle Philosophen, ganz besonders aber die Astrologen fanden in ihm einen Gegenstand, der so recht in diesen Kram paßte. Jeder Planet sollte einen solchen Geist, aus Luft und Feuer zusammengewebt, zur Seele haben und durch denselben auf die sublunarische Welt, die man für den Mittelpunkt und Kern des Universums hielt, um so mehr Einfluß äußern, als man sich gleichzeitig die Luft zwischen den Gestirnen von unzählbaren Schaaren solcher Geister, zu welchen die Seelen der Verstorbenen übergingen, bevölkert dachte. Dabei mußte der Sterndienst Asiens, die Lebensweise der Nomaden, vorzugsweise in Chaldäa, welche, nie unter ein Obdach einkehrend, stets den weiten Himmel mit seinen zahllosen Wundern vor Augen hatten und zu Beobachtungen des Laufs der Gestirne, ihrer Veränderungen, des Wechsels der Witterung stündlich veranlaßt waren, bei der Unkunde der Zeit leichtlich zu astrologischen Träumereien

verleiten, welche man, da der Erfolg zufällig sie bisweilen zu rechtfertigen schien, zu einer Wissenschaft zusammenzureihen bemüht war. Die sogenannten „Weisen aus dem Morgenlande" waren Chaldäer, welche aus einer außerordentlichen Himmelserscheinung auf ein wichtiges Ereigniß schlossen. Offenbar benutzten auch kluge Köpfe die Beobachtungen, um auf sie Prophezeiungen zu gründen, die natürlich so dunkel als Räthsel gestellt wurden, um auch für die Fälle geborgen zu sein, wo die Weissagungen nicht eintrafen. Und so darf es kein Wunder nehmen, daß die Astrologie schnell über ganz Asien sich verbreitete und sich zu dem Ansehn einer Wissenschaft erhob, welche unzählige ex professo trieben, welche Niemand fremd sein durfte, der auf den Namen eines Gelehrten Anspruch machen wollte.

In Griechenland fand die Astrologie besonders in Aristophanes einen so heftigen Gegner, daß derselbe sie ohne weiteres für Trug erklärte. Dagegen nahm sie später die Alexandrinische Schule in Schutz. Auch fand diese vermeintliche Wissenschaft in Rom einen solchen Eingang, daß man diejenigen, welche sie trieben, mit dem Namen Mathematiker oder Genethliaci, d. h. Nativitätssteller bezeichnete, die eigentlichen Mathematiker aber blos Geometer hießen. Ja, obgleich die Consule L. Popilius Länus und Cnejus Calpurnius, wie nicht minder Tiberius und Diocletian dieselben mit Verbannung verfolgten, obgleich sie Vitellius sogar mit der Todesstrafe belegte und der Justinianische Codex die Sterndeuterkunst der Giftmischerei gleichsetzte, die Kirchenväter aber den Bannstrahl gegen sie schleuderten, so vermochten doch alle Maßregeln diesen Aberglauben nicht auszurotten. Andere Herrscher riefen die vertriebenen Astrologen zurück nach Rom, die arabische Philosophie suchte die astrologi-

schen Meinungen in ein System zu ordnen, mehrere Fürsten, wie Ludwig XI., trieben diese Wissenschaft eifrig, Nostradamus legte sie zum Grunde seiner Prophezeiung, Paracelsus und Cardanus setzten sie mit der Alchemie in Verbindung, Wallenstein hatte fortwährend einen Astrologen bei sich und that nichts ohne dessen Beirath, der berühmte Kepler war als ein Freund der Astrologie und Melanchthon als Nativitätssteller berühmt.

Dagegen gaben der Astrologie als Wissenschaft Copernicus und Galiläi vorzüglich durch ihre Berechnungen der Größe und Entfernung der Weltkörper den Todesstoß in dem gebildeten Europa, so daß sie im siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte zum Resort des Aberglaubens verwiesen wurde. Dagegen behauptet sie nicht blos in mehreren Gegenden Asiens, vorzüglich in Persien noch ihren alten Ruhm, sondern steht auch bei einem ansehnlichen Theile des Volkes in Europa noch in solchem Ansehn, daß damit mehrfacher Unfug getrieben wird. Im Jahr 1816 suchte sogar der Hofrath Pfaff (Astrologie 1816, und astrologische Taschenbücher auf 1822 und 1823), wenn auch unter manchen Modificationen, die Astrologie wieder zu beleben.

Wie sehr die Astrologie noch unter dem großen Haufen ihr Spiel treibt, leuchtet schon aus der Furcht vor Kometen ein, welche derselbe, gleich den Alten, für Verkündiger großer und erschütternder Weltereignisse, Krieg, Pest, Mißwachs, Erdbeben ꝛc., ja oft des nahen Untergangs der Erde ansieht. Obgleich die alte Erde mehr als tausend Kometen gesehen hat, ohne nur eine Linie aus ihrer Bahn verdrängt worden zu sein; obgleich nach dem Gesetz der Abstoßungskraft ein Zusammentreffen zweier Weltkörper nicht zu besorgen und eine Berührung von einem wahrscheinlich aus Wasserdünsten bestehen=

den Kometenschweife höchst wahrscheinlich als etwas Unschädliches anzusehn wäre; obgleich thatsachlich bewiesen ist, daß der Komet von 1770 der Erde fast so nahe kam, als der Mond, und der von 1554 zwischen dem Monde und der Erde durchging, ohne daß man die geringste Veränderung auf unserm Planeten verspürte; obgleich endlich, wenn je ein Komet mit der Erde zusammentreffen könnte, nach genauer astronomischer Berechnung, dies erst in circa 220 Millionen Jahren geschehen würde, und wenn schon seit mehr als einem Vierteljahrhundert in allen Landschulen darüber Unterricht ertheilt wird, so kann doch kein Komet erscheinen, ohne daß die alte Rede, er sei ein Bote des göttlichen Zornes, der da erscheine, es stehe öffentliches Unglück und der jüngste Tag bevor ꝛc., von Neuem über die Erde dahingehe.

Der Unfug, der noch immer an mehreren Orten in der heiligen Christnacht, die, wie wir das Geburtsfest Jesu berechnen, offenbar gar nicht einmal die Nacht ist, in welcher der Heiland geboren wurde, und in den sogenannten 12 Nächten getrieben wird, in welchen der Aberglaube recht eigentlich seine gehegte Zeit feiert, jenes Hinausschleichen zu Kreuzwegen, jenes Lauschen auf bedeutungsvolle, die Zukunft des nächsten Jahres enthüllende Zeichen, die am Himmel geschehen sollen, dann jene Berichte, welche von ihrer Einbildung Getäuschte oder listige Betrüger von Feuermalen, von Särgen und Leichenzügen, die über den Orten und Häusern geschwebt haben sollen, wo tödtliche Krankheiten und Feuer ausbrechen werde, von Krieg weissagendem Schlachtgetümmel in den Lüften ꝛc. geben, diese Unfertigkeiten, wenn diese Bezeichnung nicht zu gelind ist, womit man noch diese heilige Zeit entweiht, sie gehören aber sowohl dem meteorologischen als astrologischen Aberglauben an und hängen mit der Sterndeutekunst der Alten innig zusammen.

Und sehr wahr sagt von diesem Aberglauben der selige Seiler in seinem Lesebuche Seite 464: „Ist es nicht eine große Sünde, eben diejenige Zeit, in der Christus geboren worden, durch schändlichen Aberglauben zu entheiligen? Sollten die Menschen in solchen Tagen nicht vielmehr den Herrn desto mehr loben und preisen, daß er sie durch Jesum vom Aberglauben des Heidenthums befreien wollte? Wer soll ihnen in diesen 12 Nächten etwas Künftiges anzeigen? Gott? Der hat es nicht verheißen, sondern dergleichen Aberglauben verboten. Oder der Teufel? Der ist aber ja in der Hölle, und wenn er es thun könnte, so würden solche Menschen seine Gesellen. Wende jene 12 Nächte an, fleißig in der Bibel und andern geistlichen Büchern zu lesen, bete andächtig in der Stille zu Deinem guten Gott, daß er Dich das nächste Jahr und alle Tage Deines Lebens vor Sünden und andern wahrhaft schädlichen Uebeln bewahren wolle. Ihm befiehl Deine Wege ꝛc."

Astrologischen Ursprungs ist das abergläubige Tagwählen, das schon Moses 3. Mos. 18 verbot, in Folge dessen aber viele Landleute ohne jeden vernünftigen Grund an bestimmten Tagen ein Geschäft thun oder nicht thun zu dürfen glauben. Noch häufig begegnet man Leuten, welche die vermeintliche heilige Zahl der Sieben bei den Alten auf unsere Wochentage anwenden und nun meinen, am Montag gedeihe dies Geschäft am besten, am Dienstag ein anderes ꝛc. In dem einen astronomischen Zeichen soll gut Ackern, in einem andern gut Düngungfahren, in einem dritten gut Säen sein u. s. w.

Wie tief dieser Aberglaube wurzelt, sieht man daraus, daß derselbe noch immer nicht einmal aus unsern Kalendern ganz verbannt ist, die dem Volke vielfach als astrologische Wegweiser gelten. Und vergleicht man ältere Kalender, so muß man staunen, wie mächtig

das Heidenthum in das Christenthum herüber gewachsen ist. Noch jetzt wird in vielen Kalendern die Witterung nach dem hundertjährigen Kreislauf voraus verkündigt und man fragt diese Notizen um Rath, wenn man auch seit 60 Jahren gesehen, daß sie nicht eintreffen. „Der Volksglaube, daß der Planetenstand einen unmittelbaren Einfluß auf die Witterung habe,“ sagt Pierer in seinem encyclopädischen Wörterbuche Artikel Kalender, „ist zu fest begründet, als daß er nicht auch Kalenderandeutungen von der vermuthlichen Witterung fordern sollte, und so gewöhnlich auch die Erfahrung mit solchen Vorausbestimmungen im Widerspruche ist, so würde doch ein Kalender für das Volk alles Vertrauen verlieren, wenn nicht auch solche Wetterbestimmungen darin aufgenommen wären.“ Der sogenannte hundertjährige Kalender, den man häufig als ein Orakel befragt, ist weiter nichts, als ein oft aufgelegtes Volksbuch, worin nach astrologischen Grillen auf ein ganzes Jahrhundert der Lauf der Planeten, die in jedem Jahre herrschen, ihr vermeintlicher Einfluß auf die Erde u. s. w. berechnet ist. Und wenn man statt dessen in mehreren Volkskalendern die Witterung desselben Jahres im vorigen Jahrhunderte berechnet findet, so ist es nicht besser. Unter dieselbe Kategorie des astrologischen Aberglaubens gehört die Meinung, daß die Witterung der 12 Tage vom Weihnachtsfest bis zum Tage der heiligen drei Könige die Witterung der nächfolgenden 12 Wochen oder Monate anzeige, so wie die ganze sogenannte „Kalenderpractica,“ welche theils von Johann Blaubier 1481, theils von Johann Bömber 1483 herrührt und eine Anweisung enthält, an welchem Tage oder zu welchen Zeiten am Besten Holzfällen, Säen, Pflanzen, Aderlassen, Haarabschneiden, Purgiren rc. vorzunehmen seien. Hier-

her gehört aber auch der auf willkührliche Zeichen der Himmelkörper gegründete Aberglaube von dem Einflusse der Planeten, unter welchen Jemand geboren wird, auf dessen Schicksale, z. B. wer im Krebs geboren ist, dem geht Alles rückwärts und verkehrt, wer im Wassermann geboren ist, mag sich in Acht nehmen, daß er nicht im Wasser umkomme, wer am Sonntag geboren ist, ist ein Glückskind und sieht Geister u. s. w., wie diese Wahrsägerei hauptsächlich von abergläubigen Hebammen getrieben wird.

Selbst in Beziehung auf die verschiedenen Monate, in welchen Jemand geboren wurde, stellte man demselben die Nativität, z. B. wie noch im Kalender von 1750.

Januar.

Ein Knäblein, in diesem Monat geboren,
Wird schön von Gestalt, jedoch arm an Verstand;
Dies hilft ihm zum Glücke; und hat es verloren
Das Bischen Vernunft einst: dann wird es bekannt
Als Günstling der Madam Fortuna; denn „dumm,"
Dies Wort ist der Schlüssel zum Elysium.
Ein Mägdlein aber wird tugendhaft, still,
Bekommt auch darob einst der Freier viel;
Und kann, wenn anders nicht widerstreben
Die Götter, ein hohes Alter erleben.
Doch geben wir ihm den ernstlichen Rath:
Hübsch Vorsicht zu üben im fließenden Bad.

Februar.

Knaben, die dieser Mond bringet zur Welt,
Sind Zeit ihres Lebens gar durstig nach Geld;
Der Zorn und der Argwohn bestricket sie oft,
Dieweil ihr Herz immer auf Schätze nur hofft,
Doch kämen sie sicher zu Wohlstand und Ehr',

Wenn ihre fatale Gewinnsucht nicht wär'.
Die Mädchen hingegen sind neckisch und toll
Und manchmal durchtriebener Ränke voll,
Bekommen sie Männer, die Spaß nicht verstehn,
Kann man sie im Ehestand traurig oft sehn;
Sind jene indessen halbweg tolerant,
Dann gehen die Sachen gar gut und charmant.

März.

Ein Knab', der im März an das Tageslicht kam,
Ist fromm und geduldig und ehrlich und zahm,
Von Arbeit und Plackerei hält er nicht viel,
Und lobt sich nur Essen und Trinken und Spiel;
Doch, ist er nicht grad auf den Kopf gefallen,
So wird er gemächlich durch's Leben wallen.
Ein Mägdlein aber ist von der Natur
Versehen mit Reizen und Tugenden nur,
Durch sittsames Wesen und Freundlichkeit
Besiegt es der anderen heimlichen Neid;
Es ist keine Freundin von Saus und Braus
Und fühlt sich am wohlsten stets nur zu Haus.

April.

Der Knab', im April von der Mutter geboren,
Wird sehr leicht krummbeinig und kriegt lange Ohren,
Der Reiterkunst ist er von Herzen ergeben,
Ohn' Steckenpferd kann er zwei Stunden nicht leben,
Beim schönen Geschlechte er stets reüssirt,
Doch wird er auch manchmal angeführt.
Das Mägdlein hat quecksilbernes Temperament,
Deshalb man es auch „Wetterfahne" nur nennt,
Im Lieben auch kennt's nicht Beständigkeit,
Was es jedoch später gewißlich bereut;
Es theilt einen Korb nach dem andern aus,
Zu guter Letzt wird „alte Jungfer" draus.

Mai.

Ein Knabe, geboren im Monat der Kraft,
Viel Gutes und Schönes im Leben er schafft;
Doch ist er dabei von gar derber Natur,
Will immer Revolten und Schlägerei nur,
Das Pulver indessen er riechet nicht gern,
Drum bleibe man ihm damit ja in der Fern.
 Die Mädchen sind eitelen Sinnes und gehn
 Geputzt stets einher und lassen sich sehn,
 Und mancher galante Hanshasenfuß
 Bewundert den reizenden, niedlichen Fuß.
 Ans Heirathen jedoch denkt niemand so leicht,
 Pro forma wird ihnen die Eh' nur gezeigt.

Juni.

Ein Knabe, im Juni gekommen zur Welt,
Bezeiget viel Hochmuth und Dünkel und stellt,
Auch wenn er's nicht ist, einen großen Herrn vor;
Im Aug' des Vernünftigen ist er ein Thor.
Auf Mädchen zumalen des Teufels er ist,
Dabei (leicht erkärlich!) ein böser Christ.
 Ein Mädchen ist voller Bescheidenheit,
 Und hält sich von Gecken und Schmeichlern stets weit,
 Sie wählt ihren Mann nicht nach Reichthum und Stand,
 Knüpft nur nach dem Herzen das christliche Band;
 Drob fehlt es ihr manchmal am täglichen Brod,
 Die Eintracht hilft aber aus jeglicher Noth.

Juli.

Ein Knäblein im Juli zur Welt gebracht,
Viel Glück in seiner Carriere macht;
Es weiß nach dem Winde den Mantel zu hängen,
Wird sich nicht in Anderer Händel mengen;

Doch nehme es sich vor Erkältung in Acht,
Die Sonne des Glückes ihm sonsten nicht lacht.
 Die Mägdlein hingegen sind anderer Art,
 Gar arm vom Verstande, am Körper zart,
 Von schwächlichen Nerven und feinem Teint,
 Drum zieht sich ihr Leben nicht sehr in die Läng'.
 Und werden verhätschelt sie, ist es noch schlimmer,
 Dann fallen sie gerne in Ohnmachten immer.

August.

Die Knaben, die dieser Monat bescheert,
Sind Mittel-Genies und mitunter verkehrt;
Doch haben sie ernstlichen Sinn für Musik,
Außerdem aber auch manch' Mißgeschick;
Und wollen sie vielerlei Krankheit entgeh'n,
Auf Ordnung und Reinlichkeit müssen sie sehn.
 Ein Mädchen ist zum Suitisiren geneigt,
 Mit Ehrbarkeit nimmt sie es manchmal gar leicht,
 Gesellschaft und Bälle, daran hängt ihr Herz;
 Das bringt ihr dann späterhin manchen Schmerz.
 Bekommt sie einst einen verständigen Mann,
 Vom Glücke zu sagen hat sie gewiß dann.

September.

Die männliche Jugend, die dieser Mond bringt,
Sie machet Spectakel und lärmet und singt;
Will Berge umreißen und kann es doch nicht,
Darob aber mancherlei Schaden geschiecht.
Die Frommen von ihr wollen Heiden bekehren,
Das wollen wir ihnen gerad nicht verwehren.
 Ganz anders verfährt das schöne Geschlecht;
 Was andere machen, ist ihm alles recht.
 Es gehet geflissentlich nur seinen Gang,
 Und ist auch zufrieden sein Lebelang.
 Es wird auch den Armen viel Gutes erzeigen,
 Das soll ihm besonders zum Lobe gereichen.

October.

Die Knaben, im Monat October geboren,
Laßt Jedermann willig und gern ungeschoren;
Phlegmatiker sind's und trinken gern viel,
Und sitzen bis Mitternacht öfters beim Spiel;
Der Vogelfang ist ihre Leidenschaft,
Nur dieser sie früh aus dem Bette rafft.
Die Mädchen jedoch werden sentimental,
Geräuschvolle Freuden sind ihnen zur Qual,
Sie lesen gern Räubergeschichten, Romane
Und schwören mitunter zu Thaliens Fahne.
Die Hauswirthschaft aber ist stets schlecht bestellt,
Vom Kochen Octoberprinzeß gar nichts hält.

November.

Ein Knäblein, das der November gebracht,
Wird meistens hienieden von Würmern geplagt,
Und will es der Doctor vom Uebel befreien,
Wird es viele Nächte durchwachen und schreien.
Hält es diese langwierige Cur jedoch ab,
Kommt es durch die Gicht an den Podagrastab.
Ein Mädchen hingegen hat sich zu erfreun
Der besten Gesundheit, wird lustig stets sein.
Es lernet sehr leicht, wird Verse einst machen
Und manchem Vielwisser in's Fäustchen oft lachen,
Dabei ist's anmuthig von Geist und Gestalt,
Und übt über Herren gar große Gewalt.

December.

Der Christmonat aber, der bringet zur Welt
Den Knaben, der sich präsentiret als Held.
Er braucht seine Kräfte zum Wohle des Ganzen;
Man thut wohl, nach seiner Pfeife zu tanzen;
Doch trägt er manchmal nicht am Fuße den Sporn,
Vielmehr recht weit oben und immer nur vorn.

Bei Mädchen, im Monat December geboren,
Ist manchmal die Weiblichkeit gänzlich erfroren,
Es sind meist Husaren und ziehn mit zu Feld,
Wenn auch ihre Tapferkeit Probe nicht hält.
Sie sind nur den Officieren recht gut
Und lieben sie mit der herzinnigsten Glut.

Läßt sich auch ein Einfluß derjenigen Weltkörper, die zu Einem Sonnensystem gehören, auf einander nicht läugnen, wie denn namentlich die Einwirkung der Sonne, die uns Licht und Wärme gibt, des Mondes, mit dessen Ab- und Zunahme mannichfache Veränderungen auf dieser Erde in Verbindung stehen, sichtbar vor Augen liegt, und muß man bei unsern Kenntnissen von Schwere, Licht, Magnetismus, Electricität 2c. als wahrscheinlich annehmen, daß die übrigen Weltkörper mit einander in einem gewissen, schon durch ihre gegenseitige Verbindung bedingten Verhältniß stehen: so reichen unsere astronomischen Kenntnisse doch nicht so weit, daß wir dieses Verhältniß bestimmen könnten; die Meinung aber, daß die verschiedenen Himmelskörper auf die verschiedenen einzelnen Menschen, ihren Character, ihr Temperament, ihre Schicksale influiren, kann von einem vernünftigen Menschen um so weniger angenommen werden, als jenes Verhältniß blos auf die Weltkörper in allgemeiner und physischer Rücksicht sich beziehen kann. Sehr treffend sagt in dieser Hinsicht Krug (philos. Wörterb. I. Seite 217): „Die Astrologie beruht auf einem an sich wahren Grundsatze, der aber ungebührlich ausgedehnt und angewendet wird. Dieser Grundsatz ist: Alle Dinge in der Welt stehen in einem natürlichen Zusammenhange; also auch Himmel und Erde. Die himmlischen und die irdischen Dinge, folgert man nun weiter, stehen in einer solchen Sympathie, daß die Veränderung jener die Veränderungen die-

ser im Voraus andeuten, und daß man also auch die Schicksale der Menschen voraus erkennen und ankündigen kann, wenn man jene Veränderungen zu deuten versteht. Gesetzt z. B., zwei Planeten treten um die Zeit, wo ein Mensch geboren wird, in Opposition oder Conjunction, so bedeutet diese Constellation, daß der unter ihr geborne Mensch die und die Schicksale haben werde. Das aber ist ein gewaltiger Sprung im Schließen. Denn die Schicksale der Menschen hängen von tausend weit näher liegenden Ursachen ab und stehen selbst unter dem Einflusse der Freiheit des Einzelnen und des Andern, mit denen er verbunden ist, Verwandte, Lehrer, Erzieher, Freunde, Feinde, der ganzen Gesellschaft, des Staats, der Kirche 2c. Wäre das nicht, so müßten alle unter einer gewissen Constellation Geborne gleiche Schicksale haben. Dem widerspricht aber die Erfahrung. Ueberdies machen die Astrologen bei der Deutung der verschiedenen Constellationen so viel willkührliche Annahmen und Voraussetzungen, daß ihre Wissenschaft noch lüftiger ist, als die Theorien der alten Naturphilosophen vom Weltgebäude sind." Daß die Astrologie der Sittlichkeit höchst nachtheilig sei, das kann kaum die Frage sein, da sie zum Glauben an eine Vorherbestimmung und zu einer orientalischen Unthätigkeit führt. Selbst Pfaff, der die Astrologie wieder zu beleben sucht, nimmt blos einen physikalischen Einfluß der Weltkörper auf einander an. Und wenn man auch, wie denn jede Sache neben ihrer bösen eine gute Seite hat, der Astrologie das Anerkenntniß schuldig ist, daß sie im rohen Zeitalter die Blicke auf die Gestirne richtete, zu Betrachtungen und Beobachtungen darüber veranlaßte, und somit gleichsam die Mutter der Astronomie, d. h. der Wissenschaft von der erkennbaren Natur der Himmelskörper und ihrer

Verbindung zu einem Ganzen geworden ist: so gehört sie selbst doch zu dem Reiche des Aberglaubens und muß, wo sie ihr Haupt erheben will, deshalb verwiesen und verbannt werden.

Nahe verwandt mit dem astrologischen ist

B. der meteorologische Aberglaube,

der besonders unter dem gemeinen Haufen noch herrschend ist. Noch gegenwärtig werden auffallende und schnell vorübergehende Erscheinungen am Himmel und über der Erde häufig als ominöse Zeichen betrachtet, die der Himmel den Menschen geben wolle. Daß die Alten in dem Donner und andern majestätischen Naturerscheinungen eine Stimme Gottes zu hören glaubten, ist bereits bemerkt worden. Darüber denkt nun zwar unser Volk aufgeklärter. Allein dagegen hat sich ein anderer Aberglanbe ausgebildet und erstreckt sich bis auf uns herauf. So in dem Seegesicht, das Göthe treffend schildert, wenn er im Faust sagt:

„Vernahmst du nichts von Nebelstreifen,
Die auf Siciliens Küsten schweifen?
Dort, schwankend klar, wie Tageslicht,
Erhoben zu den Mittellüften,
Gespiegelt in besondern Düften,
Erscheint ein seltsames Gesicht,
Da schwanken Städte hin und wieder,
Da steigen Gärten auf und nieder,
Wie Bild um Bild der Aether bricht."

Diese optische Erscheinung, welche durch die von der Sonne emporgezogenen Dünste gebildet wird, mißt bekanntlich der gemeine Sicilianer einer gewissen Fee Morgana bei, und nennt sie deshalb fata morgana.

Hierher gehört das sogenannte Helenen-, St. Helms- oder Eliasfeuer, das von brennbaren Dünsten in der Luft herrührt und sich oft in Gestalt einer Flamme auf den Masten und Rahen der Schiffe sehen läßt. Der Aberglaube der Seeleute nennt diese Flamme, wenn ihrer zwei sind, Castor und Pollux und achtet sie für ein gutes Zeichen, wenn ihrer aber nur nur Eine ist, Helena, und dies gilt als ein böses Zeichen.

Ferner gehören hierher die sogenannten Seegespenster, womit der Aberglaube das Meer bevölkert, die aber auf grotesken Nebelbildungen beruhen, denen die Phantasie Gestalt und Farbe leiht. Bald glauben die Matrosen riesige Glieder in vorbeiziehenden Nebelgebilden zu sehen, bald erscheint ein unheimlicher Gast in Nebelform am Steuerruder, bald segeln sie als fliegender Holländer, als ein gespenstisches Schiff von neblicher Form, von keinem Schiffer geführt, rasch den Schiffen vorüber. Diese Erscheinungen hält man für einen Unglücksboten, und er verkündigt, so wähnt der Aberglaube, Schiffbruch, der Mannschaft Tod durch Krankheit, Hunger oder die Wellen. Anfangs klein, wächst sie mit der Noth immer stärker und riesiger heran, bis sie endlich die Gestalt eines alten Matrosen annimmt, und schreitet von einem Ende des Schiffes zum andern. Je weiter sie vorschreitet, desto mehr Leute sterben, hält sie an oder verschwindet gar, so ist die Noth zu Ende, gelangt sie bis zum entgegengesetzten Ende des Schiffs, so geht das ganze Schiff unter.

Ein ähnlicher Aberglaube wird mit den Irrlichtern, Irrwischen, auch feurigen Männern, Tückboten u. s. w. genannt, getrieben, die in Gestalt von Lichtern verschiedener Größe, welche vornehmlich in sumpfigen Gegenden, auf Kirchhöfen,

Mooren, Schindangern des Nachts, besonders im Spätsommer, über dem Erdboden schweben und sich hin und her bewegen, und die offenbar aus dem Wasserstoffgas bestehen, das sich an solchen Orten häufig entwickelt. Allein der Aberglaube des Volkes weiß es noch heute besser, als die Naturkunde, noch immer gehen Schauergeschichten von diesen Unholden im Schwange, und es gibt genug Landleute, welche diese Lufterscheinungen für abgeschiedene Seelen ungetaufter Kinder ansehen, die herumschweben, einen friedlichen Wanderer zu necken und an gefährliche Orte zu locken, ja man schlägt wohl gar ein Kreuz, als nahe der Teufel.

Eine hohe Celebrität im Volksglauben hat bekanntlich der feurige Drache, auch Martin oder Steppchen, erlangt, der, ein dienstbarer Geist des Satans, bei denen, die ihm sich verpfändet haben, in nächtlicher Weile zum Schornstein sich hereinläßt und ihnen Würste, Schinken, Butter, Käse u. dgl. in reichlichem Maaße bringt. Obgleich den Kindern in der Schule gelehrt wird, daß dieser gefürchtete Drache weiter nichts sei, als eine aus electrischer Materie, die oft in der Atmosphäre sich anhäuft und entzündet, erzeugte Luftkugel, welche, wie sie von jedem Luftzuge leicht bewegt wird, wohl von dem über Schornsteinen gewöhnlichen Luftströmungen an- und in den Schornstein hineingezogen werden kann, so hört man doch noch: „Gestern, ehegestern ist bei N. N. der Drache eingezogen!“ Und wehe dem Hause, in dessen Nähe eine solche natürliche und oft sich zeigende Feuerkugel gesehen wird oder gar verschwindet, mit den Bewohnern ist's nicht mehr richtig, bei ihnen kehrt der Teufel ein.

Selbst die unschuldigen Sternschnuppen, diese in starken, glänzenden Funken, die aus der Luft herabzufallen scheinen, sich äußernden electrische Ent-

zündungen fetter Dünste des Luftkreises, müssen dem Aberglauben dienen und sich von demselben zu eben abscheidenden und nach den Wohnungen jenseit des Grabes pilgernden Seelen machen lassen. Auch soll ein Wunsch, den man im Augenblick thut, wo eine Sternschnuppe fällt, erfüllt werden.

Der Aberglaube, daß da, wo ein Regenbogen auf beiden Seiten sich endet, ein Kessel mit Gold stehe, geht noch immer in dem Munde der Abergläubigen, obgleich in allen Dorfschulen die Entstehung dieser Lufterscheinung aus den, in den Regentropfen sich brechenden, Sonnenstrahlen erklärt wird.

Die Nordscheine, welche einst der gelehrte Melanchthon (Physica S. 291 Ausg. v. 1549) für Kunstfeuerwerke der Engel hielt, werden noch jetzt von Vielen unter dem Volke für unheilverkündende Zeichen des göttlichen Zornes gehalten, und die Untersuchungen der Naturkundigen über die Entstehung dieser Himmelserscheinung aus entweder einer am Nordpol der Erde entströmenden magnetischen Materie, oder der Wirkung der Sonnenstrahlen auf Lufttheilchen der Atmosphäre, oder aus dem Wiederscheine der von der Sonne erleuchteten Eismassen am Nordpol, oder aus einer Anhäufung von electrischer Materie, diese Untersuchungen sind für die, die einmal Zeichen vom Himmel sehen wollen, so gut als nicht vorhanden.

Eben so spricht das Volk noch von Blutregen, von Schwefelregen, von Kröten- und Froschregen, und findet in diesen Erscheinungen Vorboten eines großen Unglücks, Verkündiger nahenden Krieges, schrecklichen Blutvergießens u. s. w. Umsonst ist es, dem Erschrockenen zuzurufen: Untersuchet doch die Sache genauer! Nach den Gesetzen der Natur kann es weder Blut, noch Schwefel, noch Frösche und Kröten regnen, die

in der Atmosphäre weder sich erzeugen, noch verweilen können. Jene rothen Tröpfchen oder Flekken Blut, welche man zu Ende Junius und zu Anfange Julius bei Regen an den Blättern mancher Baumarten wahrnimmt, rühren von gewissen Schmetterlingen, den sogenannten **Buttervögeln**, her, welche zu dieser Zeit ihre Puppen verlassen und hierbei einige Tropfen von röthlicher Farbe von sich geben. Die rothen Thierchen, welche Ihr in Teichen findet, sind nichts anderes, als die sogenannten Wasserflöhe. Der Schwefelregen enthält nicht Schwefel, sondern den gelben Staub von der Blüthe der Fichten und anderer Bäume, der von hier in die Luft steigt und mit dem Regen wiederum niederfällt. Kröten und Frösche fallen nicht vom Himmel herab, sondern kriechen während eines warmen Regens oder nach demselben aus ihren Schlupfwinkeln hervor ꝛc. Es ist vergebens, dieses den Leuten zu Gemüthe zu führen. Wo einmal der Aberglaube eines Gemüthes sich bemächtigt hat, da vertheidigt er die Pforten gegen das eindringende Licht mit dem hartnäckigsten Muthe.

Doch genug von dem meteorologischen Aberglauben. Was die Meteorologie im engern Sinne, die Bestimmung des Wetters aus vorhergehenden Anzeigen anlangt, so mögen die abergläubigen Meinungen, die hierbei obwalten, unberührt bleiben. Sie sind bekannt genug. Aber bemerken muß selbst die Wissenschaft, daß allerdings solche Anzeigen nicht geleugnet werden können, welche von dem Aberglauben gesondert werden müssen. Ist es auch nicht immer möglich, den Causalnexus nachzuweisen, so muß doch das, was eine allgemeine Erfahrung bestätigt, als wahr angenommen werden. So sind Morgenroth und unregelmäßig sich durchkreuzende Strahlen um die aufgehende Sonne oder ein blei-

cher und zackiger Ring um dieselbe, Verdunkelung der Luft oder sich langsam bewegende dunkelrothe Wolkenmassen, ferner der bleiche Schein der untergehenden Sonne, zumal wenn dieselbe durch finstere und dicke Gewölke bedeckt wird, Vorboten übler Witterung. Wolken in Form von Felsen und hohen Gebirgen nach dem Untergange der Sonne, Wetterleuchten und kleine dunkle Wolken am heitern Himmel, zeigen Sturm an. Eine große Zahl kleiner Wolken nach Aufgang der Sonne, ein weißlicher Ring um dieselbe, der Wind aus Süden oder Südwest, Wasserziehen und Dunst in den Gebirgen, ein bleicher Glanz der Sterne beim Einbruch der Nacht, Höfe um den Mond, der Wind aus Westen oder Süden deuten mit Gewißheit Regen und Schnee an. Ist dagegen die aufgehende Sonne rein und glanzvoll, eilen von Osten nach Westen kleine, helle Wolken, senken sich die Morgennebel erdwärts oder zerfließen sie, ist die Luft kühl, ähneln die Wolken baumwollenen Flocken, erscheint der Himmel in rein dunkelblauer Farbe, oder scheint die untergehende Sonne in Dunkelroth getaucht, schimmern die Gewölke in verschiedenen Farben, weht der Wind aus Westen und klärt den Himmel auf, ist der Mond hell und rein, fliegen die Fledermäuse munter herum: so kömmt gutes, heiteres Wetter. Hierher gehört ferner der

C. alchemestische Aberglaube.

Das Wort Alchemie (Alchemia, Alchymia) ist arabischen Ursprungs und kömmt zuerst in der spätern Bedeutung bei den arabischen Philosophen des dreizehnten Jahrhunderts vor, da es in das Astronomicon des Firmicus Maternus im vierten Jahrhunderte wahrscheinlich durch spätere Ab-

schreiber gekommen, die Alchemia Gerberi aber wahrscheinlich unächt ist. Ursprünglich bedeutet diese Benennung nichts anders, als Chemie oder Scheidekunst. Die Zeit schob ihr eine speciellere Bedeutung unter, und man verstand unter Alchemie die Kunst, durch chemische Processe (Zersetzung und Verbindung chemischer Körper) Gold zu machen, das Lebenselixir und den Stein der Weisen zu finden. Vor Allem strebte man nach dem Steine der Weisen (Lapis philosophorum), in welchem man die Materie zu ergreifen glaubte, durch welche unedle Metalle in Gold verwandelt und Mittel (menstruum universale) gefunden werden könnten, oder schon besessen würden, alle krankhaften Stoffe aus dem Körper zu entfernen, eine dauerhafte Gesundheit zu zu verleihen und das Leben zu verlängern, oder sich gar vor dem Tode zu schützen.

Diese Idee vom Stein der Weisen ist seit dem fünften Jahrhunderte sichtbar und beschäftigte und verwirrte von da an eine Menge der besten Köpfe, rief aber auch eben so viel Betrüger in die Schranken, welche die abergläubige Leichtgläubigkeit der Zeit zu reichem Vortheil für ihre vorgebliche Kunst benutzten. Die Adepten (so hießen die, welche dieser Kunst Meister sein wollten) entbehrten jedoch selbst der deutlichen Begriffe von ihren Arbeiten in einem so hohen Maaße, daß sie nach der Weise ungebildeter Zeiten nur in mysteriösen Bildern über sie sich auszudrücken vermochten. Anfänglich beruhte diese naturwissenschaftliche Schwärmerei lediglich auf der Wahrnehmung von den verschiedenen Erscheinungen, welche sich zeigten, wenn man zwei oder mehrere verschiedene Metalle schmolz und vermischte, wie denn z. B. aus der Vermischung von Kupfer und Zink eine dem Golde anscheinbar ähnliche Masse hervorging.

In Aegypten wurden dem Hermes Trismegistus viele alchemistische Bücher (die jedoch aus einer viel spätern Zeit sind) zugeschrieben, und deshalb hieß die alchemistische Kunst auch die hermetische. Die Griechen studirten die alchemistischen Schriften der Aegyptier sehr fleißig und verbreiteten die Liebe zur Alchemie auch unter die Römer, deren Verschwendung die Begierde nach der Goldmacherkunst mächtig erregte. Der Kaiser Caligula stellte mehrere Versuche an, aus Operment Gold zu machen, kam jedoch zu keinem Ziel. Diocletian dagegen ließ alle alchemistische Schriften verbrennen. Indeß wurden eine Menge Schriften dieses Inhalts verfaßt und älteren berühmten Namen, wie dem Hermes, dem Democrit rc. untergeschoben. Später nahmen die Araber den Faden auf, den im Mittelalter die Mönche, obgleich die Päbste öfters die Alchemie untersagten, fleißig, doch ohne Erfolg, fortspannen. Der Papst Johann XXII. selbst trieb die Kunst eifrig. Im vierten Jahrhunderte galt Lullus als der größte Adept, und von ihm erzählt der Aberglaube, er habe für den König von England 50,000 Pfund Quecksilber in Gold verwandelt. Im sechsten Jahrhunderte und später gelangte Paracelsus, Roger Baco, Basilius Valentinus u. s. w. zu hohem Ruhme, und die alchemistische Wuth griff dergestalt um sich, daß selbst Fürsten sich Laboratorien anlegten und Unzählige durch ihre Versuche ruinirt wurden. Offenbar hat aber die Alchemie auch ihren Nutzen gehabt, da sie der spätern wissenschaftlichen Chemie den Weg bahnte und zu manchen wichtigen Entdeckungen, wie des Porcellains und mehrerer Quecksilberpräparate Anlaß gab. Allein, obgleich später die Gesellschaft der Rosenkreuzer die Goldmacherkunst wieder anregte, so hat die Alchemie

doch nicht nur nicht zu den eingebildeten Resultataten geführt, sondern die chemische Wissenschaft, in Verbindung mit einer geläuterten Philosophie, muß jene Ideen auch für bloße Phantome erklären.

Der Stein der Weisen, unter dem man sich in der kabbalistischen oder alchemistischen Pseudosophie ein allgemeines Auflösungsmittel dachte, welches den Urstoff aller Dinge enthalte und die Kraft haben sollte, alles Mögliche hervorzubringen, verdankt seine Benennung wohl dem Umstande, daß man im Alterthume in den Mineralien von den Göttern der Unterwelt verliehene geheime Kräfte suchte. Allein weder der Verstand führt uns auf das Vorhandensein eines solchen Mittels, noch die Erfahrung, vielmehr lehrt die Philosophie, daß die Vorsehung ein solches Arcanum den Menschen aus weisen Ursachen versagen müsse. Dieses Arcanum ist nicht in der physischen, sondern blos in der geistigen Welt vorhanden, wie Krug in seiner zweiten universalphilosophischen Vorlesung mit Recht erinnert. Das Recept aber, das er dort zur Bereitung dieses Steines gibt, ist wirklich probat, weshalb wir es hier mittheilen. Der Stein hat nämlich folgende Form und folgende Zeichen:

O	L	D
A	G	P
S	T	M

O bedeutet ora, d. h. bete.

L bedeutet labora, d. h. arbeite, oder rühre Dich, etwas Gutes zu schaffen.

D bedeutet da, d. h. gib oder theile gern mit, was Du hast.
A bedeutet accipe, d. h. nimm oder verschmähe nicht, was die Vorsehung oder menschliche Liebe freundlich Dir bietet.
G bedeutet gaude, d. h. freue Dich dessen, was Gott bescheert.
P bedeutet patere, d. h. trage mit Geduld, was nicht zu ändern ist.
S bedeutet spera, d. h. hoffe, wenn Dir's auch übel geht.
T bedeutet tace, d. h. schweige oder rede nicht zur Unzeit.
M bedeutet memento mori, d. h. denke an den Tod, damit Du so lebest, wie Du sterbend einst gelebt zu haben wünschen wirst.

Man trage diesen Stein, etwa in einem Ringe, stets bei sich und befolge allezeit die Lehren, die er vorschreibt. Wer dies thut, wird so glücklich werden, als ein Mensch es nur auf dieser Welt vermag.

Die Idee, eine Universalmedicin zu finden, gehört zu den Träumen der noch im Schlummer begriffenen Wissenschaft, die bei ihrem Erwachen findet, daß gegen specifische Uebel nur specifische Mittel sich anwenden lassen.

Obgleich in ältern Zeiten viel über die sogenannte Tinctur der Philosophie geschrieben worden ist, so hat doch Niemand noch das kostbare Mittel gefunden; denn die angeblich gefundenen bestanden die Probe nicht, so laut sie auch oft angepriesen wurden. Der Leibarzt des Herzogs von Sachsen-Gotha, Dr. Gabr. Clauder, der 1678 eine Schrift über die Universaltinctur herausgab, glaubte zwar, daß dieselbe nicht nur möglich, sondern auch bereits von frühern Aerzten und Chemikern erfunden und von so großer Kraft sei, daß das

kleinste Theilchen (portiuncula) hinreiche, um einen Menschen gesund und schön zu erhalten. Allein auch er hat das Recept nicht zu geben vermocht. Bis jetzt haben blos Marktschreier dergleichen Tincturen ausgeboten und die Leute damit betrogen.

Eben so verhält es sich mit der Kunst, Gold zu machen, die, so schön die Sache wäre, doch noch kein einziges Resultat geliefert hat. Vielmehr haben alle Adepten Ursache gehabt, in den Vers einzustimmen, der unter jenem alten Bilde eines Adepten, dem die Schaale zerspringt, zu lesen ist:

„Ich lieb' zwar jederzeit die Kunst der Alchemie,
Und widme selbiger sehr viele edle Stunden,
Doch wenn der Kolben springt, hab' ich bei aller Müh'
Stets vor den weisen Stein den schwarzen Stein gefunden."

Ohnerachtet aller Fortschritte, welche die Chemie gemacht hat, ist dieselbe doch noch nicht dahin gelangt, nach sicheren Principien die Entstehung der Metalle nach ihren einfachen Stoffen zu erklären. Das aber müßte doch vor Allem geschehen, ehe nur ein Versuch angestellt werden könnte, den Proceß der Natur künstlich nachzuahmen, wie man z. B. bei einer künstlichen Erzeugung der verschiedenen Mineralwasser gethan hat. Schon aus diesem Grunde muß jedes Streben, unedle Metalle in edle zu verwandeln, ein Tappen im Dunkeln sein. Außerdem haben aber auch die neuern chemischen Versuche zu dem Resultate geführt, daß die Metalle unter die einfachen Stoffe gehörig sind, und sich deshalb gar nicht künstlich darstellen lassen. Die vorhandenen Erzählungen über wirklich geschehene Umwandlungen eines unedlen Metalles in Gold verdienen, auch wenn man nicht alle Adepten für Betrüger erklären will, doch keinen Glauben.

Mit Recht unterscheidet man einen

D. anthropologischen oder psychologischen Aberglauben,

nämlich denjenigen, welcher sich auf besondere Erscheinungen unseres Seelenlebens im gesundem oder krankhaftem Zustande bezieht. Zu dieser Art gehört vor Allem

I. der Traum.

Die Wahrsagekunst aus Träumen ist eine der ältesten und am weitesten verbreiteten Arten des Aberglaubens. Nicht nur die alten Hebräer, die Griechen und Römer, sondern fast alle älteren und neueren Völker glaubten, daß im Traume die Gottheit sich dem Menschen enthülle und ihm über die Zukunft Aufschlüsse ertheile. Der Träume bei den Orakeln ist schon gedacht worden. Welchen Werth die alten Hebräer auf Träume legten, darüber geben besonders folgende Stellen Nachricht: 1. Mos. XX, 3. 6. XXVIII, 12. XXXI, 10. 11. XXXVII, 8. 9. XLII, 9. 1. Kön. III, 5. 15. Dan. II, 1. 4. Mos. XII, 6. Jes. VI, 1. Zach. IV, 5. Offenb. III, 13. folg. Jer. XXIII, 32. XXIX, 8. Zach. X, 2. Luc. I, 29. u. and. Wie stark der Aberglaube roher Völker an Träume ist, ist aus den Nachrichten neuerer Reisender bekannt. Mehrere heidnische Völker beginnen noch heut keine Unternehmungen von einiger Wichtigkeit, ohne darüber im Traume den Rath der Götter eingeholt zu haben, und wenden häufig gewisse Kunstgriffe an, um während des Schlafes die Seele in einen Zustand erhöhter Thätigkeit zu versetzen. Ja, den Indianern z. B. ist der Traum so heilig, daß derjenige, welcher geträumt hatte, von Jemand be-

leidigt worden zu sein, gewiß des folgenden Morgens Rache an demselben nehmen würde. Die Traumauslegung galt für eine besondere Wissenschaft und Kunst, und diejenigen, welche sie besaßen, standen, wie z. B. die Geschichte Joseph's beweist, in hohen Ehren. Berühmte Traumdeuter wurden aus weiter Ferne her consulirt und reichlich beschenkt. Oft war die Auslegung der Träume Sache der Priester, die sich hierbei durch Deutungen, die noch dunkler waren, als der Traum selbst, in der Regel so klug benahmen, daß sie nie etwas riskirten.

So erbte der Glaube an Träume von einem Zeitraume zu dem andern um so mehr fort, je weniger es der Naturwissenschaft und Psychologie gelingen wollte, in das dunkle Gebiet des Traumlebens Licht zu verbreiten, und je ungenügender die Erklärungen dieser Erscheinungen waren, die den Träumen alle und jede Bedeutsamkeit absprachen. Namentlich gaben die Staunen erregenden Forschungen über Magnetismus und Somnambulismus neuerdings dem Glauben an Träume eine neue Stütze, so daß derselbe gegenwärtig wohl unter allen Arten des Wahnes das größte Gebiet besitzt. Selbst sehr aufgeklärte und freidenkende Männer und Frauen achten auf Träume und sind sehr besorgt, wenn ihnen im Zustande des Halbwachens Böses geträumt. Noch zu unserer Zeit gibt es, besonders unter den Frauen, nicht Wenige, welche sich auf die vermeintliche Kunst der Traumauslegung verstehen und dieselbe mit derselben Fertigkeit und demselben Geschick üben, womit sie die Karte schlagen. Vorzüglich ist die Traumdeutung ein Gewerbe der Zigeuner, von dem sie unter dem gemeinen Volke reiche Procente ziehen.

In der That hat auch von Seiten der Gelehrten schwerlich ein Gegenstand mehr Bearbeiter gefunden, als dieser, so daß eine Menge Schriften über Traumdeuterei, sogenannte Traumbücher vorhanden sind, welche, freilich sich oft widersprechend, bestimmte Regeln aufzustellen suchen, nach welchen die Träume ausgelegt werden können. Z. B. Wer von hellem Feuer träumt, bekommt Geld, schwarze Katzen und weiße Hühner sind ein böses Zeichen, dagegen Blumenkränze Glück bedeuten. Wer von dem Verlust des Gesichts oder anderer Glieder träumt, dem stirbt der Vater, der Bruder ꝛc. Wer im Traume einen Schatz findet, wird in Verdruß gerathen. Ein Traum von Früchten, die nur im Sommer oder Herbste reifen, im Frühjahr oder Winter prophezeiet Mord und Verrath. Wer im Traum die Zähne verliert, den steht in seiner Familie Unglück und Tod bevor. Auf einer Reise von Verlust des Hausschlüssels träumen, bedeutet, daß Weib oder Tochter verführt worden ist ꝛc.

Daß diese Regeln auf einer willkührlichen Spielerei, auf oneirocritischen Grillen beruhen, geht schon daraus hervor, daß die Phantasie, die im Traume die Hauptrolle spielt, sich in den verschiedenen Menschen so wenig an bestimmte Gesetze und Bilder bindet, daß sie ihre Kraft vielmehr in völlig freiem Spiele äußert.

Zwar möchten diejenigen zu weit gehen, welche wie Krug den Träumen alle Bedeutsamkeit absprechen. „Daß die Träume eine offenbarende Kraft haben,“ sagt der genannte berühmte Philosoph, „oder uns die Zukunft enthüllen, ist eine ganz unerweisliche Behauptung; denn wenn auch unter Millionen Träumen, welche täglich, ja stündlich geträumt werden, einige (wie man gewöhnlich sagt) eintreffen, so beweist ja dies noch gar keinen Zusammenhang

zwischen dem Traume und dem Erfolge. Die Traumdeuterei (Mantik oder Symbolik der Träume, divinatio ex somniis) beruht also auf einer bloßen petitio principii, welche die Philosophen wohl den alten Weibern überlassen." Allein so wahr es auch ist, daß die Träume in einer Reihe von Vorstellungen bestehen, die sich im Zustande des Schlafes nach unwillkührlicher Verbindung der Ideen entwickeln, so folgt doch daraus noch nicht, daß sie blos von leerer Phantasie gebildet sind. „Die Verschiedenheit jener Thätigkeit von der im Wachen besteht," wie Schulze in seiner physischen Anthropologie S. 240 sich ausdrückt, „vorzüglich darin, daß erstens dabei alle Eigenmacht, welche der Mensch wachend über seine Geisteskräfte auszuüben vermag, gänzlich fehlt, oder die Seele alles freien Willens beraubt, bei dem Spiele der Vorstellungen im Traume blos das Zusehen hat; und daß zweitens das im Traume vorhandene Selbstbewußtsein mehrentheils ein fragmentarisches ist, und darin, wenn es auch nicht verfälscht ist, von unsern persönlichen Verhältnissen doch nur sehr wenige auf einmal klar werden, so daß das Träumen viele Aehnlichkeit hat mit dem Zerstreut- und Vertieftsein im Wachen. So ein wunderbares Ansehen daher auch die Träume im Vergleich mit dem Zustande der Seele während des Wachens haben, so kann doch auf eine einleuchtende Art dargethan werden, daß alle darin vorkommenden Aeußerungen der Seelenkräfte von der im Wachen stattfindenden nicht wesentlich, sondern nur durch Schwäche, durch Mangel an natürlicher Ordnung und Harmonie in dem subjectiven und objectiven Bewußtsein verschieden seien. Denn 1) haben die Bilder im Traume keine größere Deutlichkeit und Lebhaftigkeit, als welche auch an den Vorstellungen im Wachen vorkommt, und diejenigen, welche bei einem Menschen die

zahlreichsten und stärksten ausmachen, sind es auch in seinen Träumen. 2) Was den Wachenden am meisten interessirt, das beschäftigt ihn auch vorzugsweise im Traume. 3) Zeigt sich im Traume die Verschiedenheit der Menschen in Denkart, Alter, Geschlecht, Kultur rc. Der Mann träumt nie, daß er ein Weib sei, und der Greis hat nicht die Träume eines Kindes rc. 4) Im Traume können alle Seelenkräfte thätig sein. Sogar die äußern Empfindungen hören darin nicht gänzlich auf; und es hat Menschen gegeben, die man durch's Flüstern in's Ohr träumen lassen konnte, was man wollte. Ja die Thätigkeit der obern Seelenkräfte kann eine ordnungsmäßige und völlig harmonische sein, daher Manche im Traume Probleme richtig auflösten, deren Auflösung sie wachend vergeblich versucht hatten, oder durch dunkle Schlüsse von der Gegenwart auf die Zukunft geleitet, vorhersahen, was hinterher eintrat, ob sie gleich zum Eintreffen nichts beitrugen rc."

So wahr dies aber auch Alles ist, und so wenig der vernünftige Mensch glauben kann, daß Gott sich der Träume bediene, um dem Menschen Etwas auf übernatürlichem Wege zu enthüllen, so kann man doch den Träumen eine gewisse Bedeutsamkeit um so weniger streitig machen wollen, als nur dann, wenn dieselbe richtig gewürdigt wird, das abergläubige Traumdeuten verdrängt werden kann.

Offenbar gibt nicht blos die körperliche Einwirkung der Seele Stoff zur Thätigkeit im Schlafe, es stellen sich auch aus ihr selbst Traumbilder dar. Die Träume sind die Ergebnisse der im Schlafe fortgesetzten Thätigkeit der Seele, indem das Selbstbewußtsein, das in wachendem Zustande der Außenwelt zugewendet ist, sich von dieser ab- auf sich selbst, auf die Seele wendet und zum Gemeingefühl wird, das im Schlafe im erhöhten Grade wirket. Hier-

durch erwacht aber auch das in der Seele ursprünglich liegende Vermögen der Bildersprache lebendiger und Traumbilder bemächtigen sich der Vorstellungen, welche die Seele bewegen. Der Traumzustand ist ein Grad des Somnambulismus. Die Seele durch die Ruhe des Körpers, der seine Sinne für die Außenwelt verschließt, unmittelbarer äußerer Einwirkungen enthoben, wirkt, in sich selbst concentrirt, freier, lebt ein höheres Seelenleben. Wie der Mensch in der Einsamkeit, im engen Studirzimmer und noch mehr des Nachts, wo das Kerzenlicht nur eine kleine Sphäre um ihn erhellt, im letztern Falle zu einer um so höhern Geistesthätigkeit sich aufgeregt fühlt, je mehr die Zeit der Nacht selbst sein Nervensystem in einen höheren Schwung setzt, so, nur noch im höhern Grade, ist periodenweise der Geist in höherer Potenz thätig, wenn er die körperliche Hülle im Schlafe gleichsam abgelegt hat. Der Leib ruht, die Seele arbeitet fort. Wenn aber offenbar die Erinnerungskraft im Traume viel lebendiger als im Zustande des Wachens ist, so daß sie z. B. längst vergangene Scenen aus dem frühern Kindesleben, der wir im wachenden Zustande nie mehr gedachten, längst verstorbene Personen, deren Bild wir uns mit aller Anstrengung nicht mehr vergegenwärtigen können, mit einer Klarheit und Lebendigkeit vor das Seelenauge führt, daß wir uns wirklich in jene Zeit und unter jene Personen versetzt glauben, warum, fragt man mit Recht, sollen nicht auch andere Seelenkräfte, warum soll nicht auch Verstand und Vernunft im Zustande des Träumens mit erhöhter Kraft wirken können, und uns, versteht sich, ohne alle Wunder, mittelst schlußgemäßer Ideenverbindungen tiefere Blicke in die Zukunft thun lassen, als wir wachend und von der Außenwelt zerstreut, fähig sind?

Daß dies in pathologischer Hinsicht in der Regel der Fall sei, ist anerkannt. Befinden wir uns körperlich wohl, so sind es immer angenehme Träume, die vor der halbwachenden Seele vorübergehen. Freundliche Bilder umschweben uns, leicht und gefällig schlingen sich die Arabesken, welche die Phantasie vor unserm Seelenauge vorüber führt, in einander. Freudige Begebenheiten, angenehme Gesellschaften, heitere Spiele wechseln mit einander ab. Befindet sich unser Körper in einem leidenden Zustande, ist eine Krankheit in ihrer Entwickelung begriffen, so schrecken uns schreckliche, grausenvolle Traumbilder auf, wir werden von Mördern überfallen, wollen fliehen und können nicht von der Stelle, wir steigen auf hohe Dächer und stürzen rettungslos herunter, versinken in tiefe Gruben u. s. w. Ja ehe wir noch die Merkzeichen der Krankheit an uns wahrnehmen, bei dem noch vorhandenen Gefühl der Gesundheit verkünden solche Träume das Bevorstehende und nehmen später unter der weitern Entwickelung der Krankheit einen verschiedenen Charakter an. Das im Schlafe erhöhte Gemeingefühl äußert sich hier auf eine Weise, daß Jeder, der darüber Beobachtungen anstellen will, sich davon überzeugen kann. Eben so ist bekannt, daß Viele eine nahe bevorstehende üble Witterung aus Träumen richtig vorhersagen, indem unter den veränderten atmosphärischen Verhältnissen unangenehme Traumbilder sich erzeugen, wie man gewöhnlich sagt: Von Verstorbenen träumen, bedeute böses Wetter. Nicht minder sieht die Seele die nahende Genesung früher voraus, als dieselbe im Zustande des Wachens dem Leidenden aus anderweitigen Veränderungen bemerklich wird. Die schauerlichen, wilden Traumgestalten verschwinden und an ihrer Stelle erscheinen sanftere Gebilde, Blumen, Genien, Freunde und Be-

kannte u. s. w. — Obschon im Traume das Reflexionsvermögen in einem Zustande von Gebundenheit zu liegen scheint und ein anscheinbar regelloses wirres Gemisch von Bildern und Vorstellungen an der Seele vorüberzieht, so kann der Traum darum noch nicht bedeutungslos genannt werden. Im Traume spricht die Seele durch Bilder, Symbole. Je freier aber im Traume die Seele wirkt, je mehr sie auf sich selbst zurückgewiesen und der beschränkenden und auf die Außenwelt leitenden Körperfesseln entbunden ist, desto mehr muß sie auch mittelst scharfsinnigerer, feinerer Combinationen fähig sein, karere Blicke in die Zukunft zu thun und manches vorauszusehen, dessen wir im wachenden Zustande nicht inne werden. Nur ist immer die allerdings schwer zu beantwortende Frage: ob ein Traum sich auf die Vergangenheit beziehe und blos Bilder aus ihr reproducire? ob er lediglich Refrain von gewissen Eindrücken sei, welche die Außenwelt auf die Seele machte? oder ob er auf die Zukunft sich erstrecke und Combinationen über sie enthalte? und in dieser Bezugnahme ist allerdings jede Traumdeutung um so mißlicher, je weniger der Mensch des zusammenhängenden Abflusses seiner Traumbilder im wachenden Zustande oder überhaupt des Laufes der Traumcombinationen sich lebhaft und klar erinnert, eine Deutung der Träume durch einen Andern aber eine so specielle Kenntniß des Träumenden, seiner Denkungsart, seiner Verhältnisse u. s. w. voraussetzt, daß dieselbe schwerlich Jemandem zuzutrauen sein möchte. Indessen scheinen, wie die uns noch vorhandnen Traumdeutungen derselben beweisen, die Alten wirklich tiefer in die Theorie des Traumes eingedrungen gewesen zu sein, als die neuern Psychologen, welche gewöhnlich kurzhin den Träumen alle höhere Bedeutung absprechen. Auf jeden

Fall aber ist das Traumleben noch zu wenig erforscht, als daß es nach dem Stande unserer Wissenschaften möglich wäre, über die Bedeutsamkeit der Träume etwas Näheres zu bestimmen oder gar eine Theorie der Traumdeutung aufzustellen, und es muß, um nicht hier dem Aberglauben Thor und Thür zu öffnen, rathsam erscheinen, jetzt noch Allen, die auf Träume halten, Sirachs Warnung (Sir. 34) zuzurufen: Wer auf Träume hält, der greift nach den Schatten und will den Wind haschen. Träume betrügen viel Leute und es fehlet denen, die darauf bauen! um so mehr, da noch in unsern Tagen derer nicht wenig sind, welche in Träumen unmittelbare Eingebungen Gottes zu empfangen glauben. Welcher verderbliche Aberglaube mit den Träumen z. B. von denjenigen, welche in dem Lotto und der Lotterie Reichthum zu erlangen hoffen, getrieben wird, ist leider nur zu offenbar.

Aber desto bedeutungsvoller können Träume in Bezug auf den geistigen und sittlichen Zustand betrachtet werden, den sie oft auf eine überraschende Weise enthüllen. Die Träume beziehen sich immer auf Alter, Denkart, Charakter u. s. w. derjenigen Person, welche sie hat, und sind deshalb ein Spiegel ihres Strebens und Treibens. Der Geizige träumt von Schätzen, die er gewinnt oder verliert; der Wollüstige sieht Bilder vor seiner Seele vorüberschweben, die seine Begierden reizen und er gehet denselben wohl gar im Traume nach. Der Tollkühne wagt sich auch im Traume in Gefahren; der Verschwender sucht rauschende Vergnügungen auf und schwelgt an reich besetzten Tafeln, leert die blinkenden Becher, ohne seinen Hunger und Durst zu stillen. Der Ehrgeizige ringt nach Auszeichnung. Der Unredliche begeht auch im Traume Schurkereien.

Der Verbrecher wird von fürchterlichen Traumgestalten gemartert und die blutenden Opfer seiner Mordlust steigen aus dem Grabe hervor, um Rache zu fordern u. s. w. Es sind Beispiele vorhanden, daß Missethäter im Traume sich selbst verrathen haben. Darum gibt es keine wahrere und edlere Traumdeutung, als wenn der Mensch auf seine Träume achtet, um über seinen sittlichen oder unsittlichen Zustand in's Klare zu kommen. Und wenn man jedes andere Achten auf Träume als göttlicher Offenbarungen mit dem Namen von Aberglauben bezeichnen und verwerfen muß, dieses Merken auf dieselben muß selbst die Moral empfehlen.

Wir sprechen, wie sich von selbst versteht, blos von der natürlichen Traumdeutung und schließen darum mit Seilers wahrem Worte: „Willst Du Deine Träume recht anwenden, so merke folgende Regel: Träumt Dir etwas Trauriges und Unangenehmes, so denke an Deine Fehler und Sünden und frage Dein Gewissen, ob Du nicht dergleichen Züchtigungen und Strafen bei Gott gar wohl verdient hättest? Sei übrigens auf Deiner Hut, daß Dir nicht durch Deine Unvorsichtigkeit etwas Böses begegne, fürchte Dich aber nicht, wenn Du gottselig und tugendhaft lebst; denn Gott ist Dein Beschützer und Trost. Träumt Dir etwas Angenehmes und Erfreuliches, so denke darüber nach, ob Du solcher göttlicher Wohlthaten wohl fähig oder würdig bist? Suche durch Gebet und fleißige Arbeit Dich zu jeder Art der Glückseligkeit vorzubereiten, aber mache Dir keine leeren Hoffnungen, laß Dich nicht durch Schattenbilder des Traumes betrügen und zu einer Thorheit verleiten. Eine gewisse Frau träumte, daß sie mit der Zahl 77 ein sehr großes Loos in der Lotterie gewinnen würde, und sie setzte so lange fort, bis sie ihr ganzes Vermögen verspielt hatte." —

Nicht unberührt lassen dürfen wir:

II. die Phantasmen,

d. h. die Erscheinung von Bildern, welche blos in der Seele bei vollkommen wachem Zustande des Menschen durch eine exaltirte Phantasie erzeugt werden, sich ihr aber so lebhaft darstellen, daß sie das innere Auge desselben als wirklich in der Außenwelt sichtbar vor sich zu sehen glaubt. Denn diese Bilder sind zu allen Zeiten ein Gegenstand des Aberglaubens gewesen, welchem vornehmlich der Glaube an Geistererscheinungen zu Grunde liegt. Der Zustand, in welchem der Mensch sich befindet, vor dessen Seelenauge diese wesenlosen Gestaltungen sich zeigen, ist dem des Traumes ähnlich; denn auch hier wirkt eine krankhafte oder erregte Phantasie in dem ihr eigenthümlichen, anscheinbar völlig zwecklosen Spiele. Der Unterschied ist nur der, daß der Mensch die Phantasmen wirklich mit seinen äußern Sinnen wahrzunehmen glaubt. Reil in seiner Fieberlehre und Bonnet in seinen analytischen Versuchen über die Seelenkräfte erzählen mehrere merkwürdige Beispiele dieser Krankheitserscheinungen. So sahen Personen, die an einen dahingeschiedenen oder abwesenden Freund mit Sehnsucht dachten, den Geliebten leibhaftig vor sich stehen. Ein alter Anatom sah, nachdem er sich bis tief in die Nacht mit der Sektion eines Cadavers beschäftigt hatte, eine menschliche Gestalt auf seinem Stuhle sitzen. Ein Anderer ging auf den Ruinen eines alten Klosters mit dem lebhaften Wunsche umher, eine Nonne zu sehen, und auf einmal erschien ihm ein Klosterfräulein im vollen Ornate. Der berühmte Tasso glaubte in den letzten Jahren seines Lebens, daß ein Geist ihn begleite. Sein Freund, der Ritter Manso, der ihn von dem Irrthume zu überzeugen suchte, ward von

ihm zu einer Zusammenkunft mit dem Geiste eingeladen. Mitten unter dem Gespräch heftete Tasso seine Blicke auf ein Fenster und nannte den erscheinenden Geist mit seinem Namen. Hier ist er, der freundschaftliche Geist! sagte er, redete mit dem Geiste, that Fragen an ihn, gab ihm Antwort. Manso aber sah und hörte nichts. Bonnet erzählt von seinem Großvater, einem noch kräftigen Greise von vieler Beurtheilungskraft, daß derselbe im Zustande des vollen Wachens ohne den geringsten Eindruck von Außen von Zeit zu Zeit Gestalten von Manns- und Frauenspersonen, Vögeln, Gebäuden und Wagen, bald näher, bald ferner, bald größer, bald kleiner vor seinen Augen habe vorüberziehen sehen. Wie Haller in seiner Physiologie erzählt, war Cardanus so geübt, sich in den Zustand einer geistigen Aufregung zu setzen, so Meister seiner Phantasie, daß ihm, wenn er wollte, nicht nur dergleichen Erscheinungen wurden, sondern auch, daß ihm gerade die Gegenstände erschienen, welche er sehen wollte. Eine ähnliche oder dieselbe Bewandtniß hatte es ohne Zweifel mit Swedenborg, der, obwohl ein Mann von hoher Bildung, doch in seinen spätern Jahren in fortwährendem Umgang mit der Geisterwelt zu leben glaubte. Plinius gedenkt eines Volkes in Afrika, welches sehr oft Menschen erscheinen und verschwinden sah. Dunstan hatte, in einer kleinen Zelle verschlossen, worin er weder stehen, noch liegen konnte, öftere Besuche vom Teufel (Weikart philosophischer Arzt II, S. 151. Ordres Monastiques Berl. 1751. I. S. 479. II. 36, 37, 146, 147, 158, 180, 181, 196. III. 26, 27, 132, 135. IV. 17). Die ägyptischen Juden durch Kleopatras Verfolgungen in die Wüste getrieben und dem schrecklichsten Hunger preisgegeben, hatten fortwährend wundervolle Erscheinungen. Der tiefdenkende

Pascal sah überall ihm entgegengähnende Abgründe. Zimmermann (von der Erfahrung II S. 589) erzählt von einem Hypochondristen, daß derselbe oft im wachenden Zustande eine Menge kleiner Männchen habe auf seinem Bette herumspazieren sehen. Haller sah in seiner Fieberhitze alles voller Feuer. (Vergl. Penker Geschichte meiner Phantasmen. Muratori della forza della fantasie umano. Two dissert. concerning sense and the immagination etc. Iselin über die Geschichte der Menschheit I. S. 210 und 427. Zimmermann über die Einsamkeit. Schumanns Psyche.)

Eines der merkwürdigsten Beispiele dieser Art erzählt der Buchhändler Friedrich Nicolai in Berlin, der von sich selbst berichtet: „In einem Zustande von Kummer sahe ich den 24. Febr. 1791 Vormittags um 10 Uhr im Beisein meiner Frau die Gestalt eines Verstorbenen zehen Schritte entfernt vor mir stehen; ich fragte meine Gattin, ob sie nichts sähe, wies auf die Gestalt, und freilich sah sie nichts. Diese Gestalt blieb wohl eine Viertelstunde vor mir. Nachmittags nach 4 Uhr um die Verdauungszeit erschien die nämliche Gestalt wieder, ich war allein und ging, um mich zu zerstreuen, zu meiner Frau; aber auch da erschien die Gestalt; zuweilen war sie da, zuweilen war sie weg. Ungefähr nach 6 Uhr erschienen auch verschiedene wandelnde Gestalten, welche mit der ersten Figur nichts gemein hatten. Obgleich dienliche Arzneien genommen wurden und ich mich sonst ganz wohl befand, jedoch mein Herz noch immer beklemmt war, verminderten sich diese Gestalten nicht nur nicht, sondern vermehrten und veränderten sich auf die sonderbarste Weise."

„Die Gestalt des Verstorbenen erschien nicht mehr nach dem ersten Tage; hingegen kamen sehr deutlich viele andere Personen zum Vorschein, die

mir theils bekannt, mehrentheils aber ganz unbekannt waren. Unter den Bekannten waren Lebende und Verstorbene, meistentheils erstere und immer entfernte. Von mir selbst, so sehr ich auch meine sehr lebhafte Einbildungskraft anspornte, konnte ich keine Gestalt außer mir zu sehen, hervorbringen. Sie erschienen schlechterdings unwillkührlich und ich wußte immer Phantasmen von Phänomenen zu unterscheiden."

„Diese Gestalten erschienen zu jeder Zeit unter den verschiedenen Umständen gleich deutlich und bestimmt; bei Tage und in dunkler Nacht, sowohl, wenn ich allein, als wenn ich in Gesellschaft war. Nicht nur in meinem, sogar in fremden Häusern, obgleich in diesen nicht so oft; auch dann zeigten sie sich mir, da ich auf offener Straße ging. Diese Bilder erschienen mehr wandelnd als in Ruhe. Stets waren sie nicht da, oft blieben sie ganz weg und kamen wieder auf kurze oder längere Zeit, einzeln oder mehrere zugleich, doch gewöhnlich erschienen mehrere zusammen. Meistens sah ich Menschengestalten beiderlei Geschlechts: sie gingen gewöhnlich durch einander als hätten sie nichts mit einander zu verkehren, so wie etwa auf einem Markte, wo sich Alles nur fortdrängt; zuweilen schienen sie Geschäfte mit einander zu haben. Einigemal sah ich unter ihnen auch Personen zu Pferde, desgleichen Hunde und Vögel. Diese Gestalten erschienen mir in Lebensgröße, so deutlich, wie man Personen im wirklichen Leben sieht; mit den verschiedenen Karnazionen unbekleideter Theile des Körpers, mit allen verschiedenen Arten und Farben der Kleidungen; doch dünkte mich, als wären die Farben etwas blässer, als in der Natur. Keine der Figuren hatte etwas besonders Ausgezeichnetes; sie waren weder schrecklich,

noch komisch, noch widrig; die meisten waren gleichgiltig, einige auch angenehm."

„Je länger es währte, desto mehr häufte sich die Unzahl der Phantasmen und die Erscheinungen kamen öfter. Nach etwa einer Woche fing ich auch an, reden zu hören. Zuweilen sprachen die Phantasmen unter sich, mehrentheils aber ward ich angeredt. Diese Reden waren meist kurz, und hatten nie etwas Unangenehmes; mehrmals erschienen mir verständige und von mir verehrte Freunde und Freundinnen, deren Reden mich über Gegenstände meines Kummers, der natürlich noch nicht ganz verschwunden sein konnte, trösteten; indessen auch zuweilen mitten in Gesellschaft, mitten unter den Reden wirklicher Personen: oft nur in einzelnen Phrasen, zuweilen zusammenhängend."

„Obgleich während dieser Zeit sowohl mein körperlicher, als mein Gemüthszustand ganz erträglich war; ob ich gleich mit diesen Phantasmen so bekannt ward, daß sie mir zuletzt nicht die geringste unangenehme Empfindung verursachten, daß ich sogar nicht selten mit der Betrachtung derselben mich amüsirte und mit meiner Frau und mit meinem Arzte darüber scherzte, so wurden doch, da dieser Zustand merklich zunahm und mich oft ganze Tage lang und auch Nachts, wenn ich aufwachte, die Gestalten nicht verließen, verschiedene Arzneien gebraucht und endlich ward beliebt, Blutegel an den After zu setzen."

„Dies geschah den 20. April Vormittags 11 Uhr, ich war mit dem Arzte allein; aber während der Operation wimmelte das Zimmer von menschlichen Gestalten aller Art, die sich durch einander drängten. Dieses dauerte ununterbrochen fort, bis ungefähr halb 5 Uhr, gerade wieder um die Zeit der anfangenden Verdauung. Da bemerkte ich, daß

die Gestalten anfingen, sich langsamer zu bewegen. Kurz darauf begannen ihre Farben nach und nach blässer zu werden; sie nahmen mit jeder halben Viertelstunde immer mehr ab, ohne daß die bestimmte Figur der Gestalten wäre verändert worden. Etwa um halb 7 Uhr waren alle Gestalten weiß, und bewegten sich nur wenig; nach und nach wurden sie merklich unbestimmter, ohne daß ihre Anzahl abgenommen hätte, wie sonst oft der Fall war. Die Gestalten gingen nicht weg, sie verschwanden auch nicht, welches gleichfalls sonst sehr viel geschehen war. Jetzt zerflossen sie gleichsam in der Luft. Von einigen sogar waren einige Zeit lang einzelne Stücke zu sehen, die nach und nach auch vergingen. Ungefähr um 8 Uhr war gar nichts von den Gestalten mehr da. Nie habe ich wieder dergleichen gesehen." —

Nicolai erklärt zugleich (Allgem. deutsche Bibl. CVII. S. 15) die Swedenborgische Geisterseherei aus anhaltendem Studiren und starken Mahlzeiten. Dasselbe sucht der Recensent seiner Schriften von dem bekannten Geisterseher Tenhart nachzuweisen. Aus gleichen Ursachen erklären sich die Tollheiten Berbiguier's, der 1821 in seinem drei dicke Bände starken Werke über die Kobolde unter Anderm erzählt, „daß er gesehen, wie die Kobolde auf den Sühnbock springen, sich balgen, tanzen, zanken, voltigiren, Stürme herbeirufen, Wolken zusammenziehen und Blitze, Donner und Hagel herabschleudern. Wenn er sie des Nachts auf seinem Bette herumspringen sieht, so wirft er ihnen Schnupftabak in die Augen, wodurch sie, wie Fliegen, hinfallen. Dann sammelt er den Staub frühmorgens mit einem Kartenblatte, füllt dasselbe in eine Glasflasche voll Essig, spanischen Pfeffer und verkittet sie mit Siegelwachs. So glaubte er die Kobolde in

ein ewiges Gefängniß zu sperren ꝛc." — Ein Mann zum Tiefsinn geneigt, der sich mit Lesen alchymistischer Bücher viel beschäftigt hatte, sah sich in der letzten Zeit so lebhaft von Teufeln umgeben und überfallen, daß er öfters angstvoll floh und Zuflucht bei dem Geistlichen suchte, wo die Bilder ihn verließen.

Vaillant in seiner Reisebeschreibung erzählt: „Wir fühlten, troz aller unserer Vorsicht und unsern Sonnenschirmen noch größere Leiden. Entweder von der übermäßigen Sonnenhitze oder von dem Salzstaube bekamen wir Alle sehr häufiges Nasenbluten und ganz unerträgliche Kopfschmerzen, die endlich in ein Delirium übergingen. Es kam uns vor, als sähen wir Wagen, Häuser, Städte und Kanäle, zahlreiche Heerden, kurz tausend verschiedene Gegenstände, die, so wie wir weiter gingen, ihre Gestalt veränderten und gleichsam andere hervorbrachten. Niemand von uns sah dasselbe, wie die Uebrigen; was z. B. dem einen ein Berg schien, war für den andern ein Fluß. In gewissen Augenblikken hörte die Vision gänzlich auf und dann konnten wir die Gegenstände so sehen, wie sie wirklich sind; in andern hingegen war unser Gesicht auf einmal verschwunden; wir schienen geblendet zu sein und konnten mehrere Minuten lang gar nicht sehen."

Hanwai (Journal of travels II, 160) erzählt von den indischen Muhamedanern: „sie haben besondere geistliche Uebungen, die sie Riad nennen. Diese abergläubige Uebung besteht darin, daß sie sich 14 oder 15 Tage in einem Orte einschließen, wo kein Licht hineinfällt. Sie nehmen keine andere Nahrung zu sich, als ein wenig Brod und Wasser bei Sonnenuntergange. Während dieser Entziehung bringen sie ihre Zeit damit zu, daß sie ohne Unterlaß mit starker Stimme das Wort

zu wiederholen, wodurch sie eine von den Eigenschaften Gottes bezeichnen. Dies Fasten, dies beständige Geheule und die Bewegungen des Leibes, womit solches begleitet wird, verderben die ganze Gestalt. Wenn durch Fasten und Dunkelheit das Gehirn zerrüttet ist, so bilden sie sich ein, Gespenster zu sehen und ihre Stimme zu hören.“ —

Die Visionen der Einsiedler, der Klosterbewohner u. s. w. sind bekannt. Murr aber erzählt, daß es in Paraguai ein gewisses Getränk Namens Campana oder Hayao gebe, dessen Genuß außerordentliche Erscheinungen verursache.

Moses Mendelssohn, der, 1772 nach vorgängigen anhaltenden Geistesarbeiten in eine Nervenkrankheit gefallen, das laute Sprechen nicht hören konnte, fiel Abends in einen kataleptischen Zustand, in welchem er die am Tage vernommenen Worte von einer kräftigen, lauten Stimme, mit hohem Accent noch einmal hörte. Fast alle Fieber sind von dergleichen Erscheinungen begleitet.

So auffallend und wunderbar solche Erscheinungen aber auch der großen Menge erscheinen, wie viele Anlässe zum Aberglauben, namentlich an Geisterseherei sie geben mögen: so kann doch der Naturkundige darin blos Anzeigen eines mehr oder weniger gestörten Gesundheitszustandes erkennen. Wie die sehr bezeichnende Benennung Phantasmenerscheinungen schon es ausspricht, nicht wirkliche Gegenstände, blos Gestalten einer im erhöhten Grade thätigen Einbildungskraft sind es, welche vor der Seele vorüberziehen. Die Seele erhält nicht blos Vorstellungen aus der Außenwelt, sondern auch aus sich selbst. Die Phantasie bemächtigt sich derselben und kleidet sie in ihre Zaubergewänder. Durch einen krankhaft erregten Zustand des Körpers, durch ungeregelte oder übergroße Gei-

stesanstrengung aber, so wie durch alles, was das Gemeingefühl in eine höhere Aufregung setzt, kann ein Zustand herbeigeführt werden, in welchem die Bilder der Phantasie eine solche Deutlichkeit und Stärke annehmen, daß der Leidende sie für wirkliche Erscheinungen hält. Alles geht natürlich zu. Nicht von Wundern, sondern nur von einem krankhaften Zustande des Geistes oder Körpers kann hier die Rede sein. Der Arzt wird die vermeintliche Geistererscheinung in der Regel oft schon durch einige Blutentziehungen bannen. —

Erwähnen müssen wir noch die

III. Physiognomik,

d. h. die angebliche Kunst oder Wissenschaft, in dem äußern Aussehen des Menschen, besonders dem Gesicht und gewissen gleichförmigen Aeußerungen desselben, die habituelle Geistesbeschaffenheit des Menschen zu erkennen.

Die Physiognomik ist eigentlich sehr alt. So wird schon von Sokrates erzählt, daß ein Physiognom, Namens Zopyros, ihm gesagt habe, sein Gesicht zeige von einem Hange zur Wollust, worauf Sokrates diese Behauptung zugestanden, aber bemerkt, daß er dieses Hanges durch seine Willenskraft Herr sei. Aristoteles wird, wiewohl fälschlich, auch eine Schrift über Physiognomik beigelegt. Baptist della Porta (um 1558) nahm den Faden auf und schrieb nicht nur eine **Physiognomia humana**, sondern auch eine **Physiognomia coelestis**. Vorzüglich ließ er Thierköpfe mit Menschengesichtern verglichen, darstellen. Denselben Weg schlug Thomas Campanella ein. Lavater und Gall verfolgten die Bahn noch weiter und versuchten eine förmliche Wissenschaft der Physiognomik zu begründen.

Lavater, durch früh geschärfte natürliche Beobachtungsgabe fähig, den Charakter derjenigen Personen, mit welchen er einige Zeit umging, schnell und richtig zu beurtheilen, glaubte nach seiner geistigen Eigenthümlichkeit, alle Vorstellungen zu Anschauungen zu erheben, die Regeln zu dieser Erkenntniß der Menschen in den äußern Gesichtszügen wahrzunehmen, und da es ihm gelang, nach Betrachtung des Gesichts einiger fremden Personen oder nur ihrer Porträts, ja Schattenrisse durch die Erfahrung bestätigte Urtheile über ihr geistiges Naturell zu fällen, so ward er auf die Idee einer physiognomischen Wissenschaft geleitet, welche er mit so unüberwindlichem Enthusiasmus verfolgte, daß sein klassisches Werk: Physiognomische Fragmente 1775 ff. hervorging. Oft aber täuschten auch die von Lavater aufgestellten Grundsätze und die Resultate widersprachen der Theorie.

Fast gleichzeitig und noch tiefer faßte denselben Gegenstand Gall in's Auge, der in seiner berühmt gewordenen Schädellehre in dem verschiedenen Bau des Schädels, in dem Hervortreten besonderer Erhöhungen u. s. w. untrügliche Kennzeichen des Charakters und Temperaments der verschiedenen Menschen aufstellen zu können glaubte, indem er, was jedoch nicht immer der Fall ist, annahm, daß, wo der Schädel ein Mehr oder Weniger bilde, auch mehr oder weniger Hirn, also mehr oder weniger Anlage und Kraft in irgend einer Beziehung vorhanden sei. Wir können nur die wichtigsten Lehren Gall's anführen. So statuirt er ein Organ der Lebenskraft in dem auffallend starken Fortsatz zum verlängerten Marke, welcher sich in dem Gehirne, ähnlich der Bauart gehörnter Thiere, findet; ein Organ des Geschlechtstriebes in einer besondern Größe der Hinterhaupthügel; ein Organ

der Mordlust, Würgesinn in der Erhabenheit über und hinter den Ohren, wie sie sich lediglich bei fleischfressenden Thieren findet; ein Organ des Lebenstriebes im auffallenden Keilvordersatze des Hinterhauptes über dem großen Hinterhauptloche. An der Oberfläche des großen Gehirns befinden sich folgende Organe: Erhebung der Stirnhügel bedeutet Sach- und Ortssinn; hervorgetriebene Augen bezeichnen Wortsinn oder das Vermögen, Worte und Terminologien leicht zu fassen und zu bewahren; Herabsenkung des vordern Stücks der Augenhöhlenplatte, die das sogenannte Schlappauge hervorbringt, Sprachsinn; Erhöhung am äußern obern Augenhöhlenrande, Tonsinn; Herabsenkung des Augenbraunenbogens, so daß die Stirn fast viereckig erscheint, Zahlensinn; Herabtreibung der innern Augenwinkel mit Ziegenaugen, Personensinn oder die Fähigkeit, Menschen, die man einmal gesehen, leicht wieder zu erkennen; eine horizontale Grube über den Augenhöhlenbogen, Geiz und Habsucht; Ausfüllung dieser Grube, Freigebigkeit. Oben an der Stirn zeigen sich folgende Organe: Vertikale kugeliche Wölbung der Stirnhöhle, Beobachtungsgeist; zieht sich diese Wölbung bis zur Mitte der Stirn herunter, philosophische Speculation; noch weiter herunter, Beredtsamkeit; zwei hügelförmige Erhöhungen zu beiden Seiten der Stirn über den Augen, Witz und Scharfsinn; eine Wölbung in der Mitte des Schädels, über der eigentlichen Stirn, Gutmüthigkeit; der Mangel dieser Wölbung, Grausamkeit; hinter dieser Wölbung eine fortgesetzte Wölbung, Neigung zur Schwärmerei aller Art; weiter hinunter, eine ähnliche Wölbung, fester Charakter, Beharrlichkeit, aber auch Trotz und Eigensinn; eine

Erhabenheit von hinten nach den Ohren zu und über ihnen (wie bei Füchsen, Mardern, Katzen), Schlauheit, Diebssinn; eine große Breite des Kopfes, wo sich über den Ohren der Schädel umbeugt und wölbt, Bedächtigkeit, das Gegentheil Leichtsinn; etwas weiter herunter, nach dem Warzenfortsatze zu, freundschaftliche Anhänglichkeit; noch weiter neben der Warze, feuriger Muth; eine horizontale Linie von dem einen dieser letzten Organe bis zum andern, die Eltern- und Kindesliebe u. s. w.

So wenig man indeß läugnen mag, daß sowohl der Lavaterschen Physiognomik, als der Gall'schen Schädellehre vieles Wahre zu Grunde liege, wie schon daraus hervorgeht, daß selbst die Formen des Thierreichs für den verständigen Naturforscher verständliche Charactere enthalten (z. B. in der Kopfbildung des Wolfes voll räuberischer Tücke, des Fuchses, des Marders voll List und Verschlagenheit, des Löwen mit dessen Stärke und Großmuth), so ist doch andererseits nicht nur durch vielfache Erfahrungen, die sich zu jenen Theorien wie 5 zu 1 verhalten, das Ungenügende derselben bewiesen, sondern es liegt auch in der Natur der Dinge, daß nach diesen äußern Merkmalen allein nicht auf die innere Beschaffenheit der Seele geschlossen werden könne. Diese Beschaffenheit wird offenbar nicht blos durch die extensive Größe einzelner Gehirntheile, die, wie erinnert, nicht einmal den Erhöhungen und Vertiefungen des Schädels entsprechen, sondern auch und noch vielmehr durch die intensive Structur und Kraft des Gehirns bedingt, so daß sich von dieser Seite her das Characteristische dem äußern Auge des Beobachters nothwendig oft entziehen muß.

Indem die Physiognomik und Schädellehre von der Form der äußerlich sichtbaren Theile des Kör-

pers auf die Fähigkeit der Seele schließen wollen, ruhen beide auf einer Voraussetzung, die sich nicht begründen läßt. Denn offenbar ist die Ausbildung der verschiedenen Theile des menschlichen Körpers nicht blos das Werk der Seele, vielmehr folgt jene zugleich organischen Gesetzen, die mit der Seele in keiner ursächlichen Verbindung stehen. Dazu kömmt, wie bereits erinnert, daß jene Behauptung von der sichersten Lehrerin dieser Welt, der Erfahrung, nur zu häufig des Irrthums überführt wird. Denn nach der Physiognomik z. B. müßte in einem athletischen Körper eine gewaltige Seele wohnen. Allein in den meisten Fällen vielleicht findet gerade das Gegentheil statt, indem der Seele die Kraft abzugehen scheint, welche die Natur auf die Ausbildung des körperlichen Organismus verwendet. Ja nicht einmal die Behauptung ist wahr, daß in einem schönen Körper auch eine schöne Seele wohnen müsse, da, um ein allgemeines Exempel anzuführen, der körperlich schöne Menschenschlag am Kaukasus noch gegenwärtig durch seine Barbarei sich berüchtigt macht, die man ihm zu Herodot's Zeiten vorwarf; die durch hohe Schönheit ausgezeichneten Einwohner der Insel Nukahiwa aber Menschenfresser, diejenigen Wilden in Amerika aber, die durch Zusammendrücken der Stirn und des Hinterschädels bei den Kindern sich verunstalten, nicht dümmer und bösartiger sind, als andere Völker ihrer Race. Das Gehirn des berühmten Wundarztes Düpüytree, wie Napoleon's, war nur mittelmäßig entwikkelt. Nach Gall's Schädellehre gehört der große Laplace zu den Blödsinnigen. An dem Schädel eines Schafes entdeckte man Erhabenheiten, die metaphysischen Geist, Witz und Liebe zu Gott andeuten sollen.

Darum muß die Wissenschaft, wie die Erfahrung jedes Vertrauen auf eine zuverlässige Erkennung des Charakters der Menschen durch physiognomische Merkmale der äußern Bildung als Aberglauben bezeichnen, und um so mehr davor warnen, als dasselbe leicht zu Ungerechtigkeiten aller Art führen kann (vergl. Fülleborn Beiträge zur Geschichte und Philosophie, St. VIII, 1 f. IX, 164 f. Wagner über die Natur der Dinge [Leipzig 1803], S. 551 f. Camper über den natürlichen Unterschied der Gesichtszüge, aus dem Holländischen übersetzt von Sömmering [Berlin 1792]. Maaß Ideen zu einer physiognomischen Anthropologie [Leipzig 1791]). — Daß dem Menschen die Fähigkeit inne wohne, die Geister zu unterscheiden, leidet keinen Zweifel. Nur soll er dabei nicht allein nach physiognomischen Grundsätzen verfahren, sondern vornehmlich durch gründliches Studium der somatischen und physischen Anthropologie sich zum Menschenkenner bilden, denn dann erst werden ihm jene Lehren als untergeordnete Mittel dienstlich sein können.

Eine ganz besondere Berücksichtigung verdient

E. der medicinische Aberglaube.

Die Religion ausgenommen, deren übersinnliches Reich dem Wahne den meisten Spielraum öffnet, hat der Aberglaube wohl nirgends einen fruchtbarern Boden gefunden, als auf dem Felde der Arzneikunde, die über 2000 Jahre lang kaum etwas mehr, als ein Gewebe von unhaltbaren Voraussetzungen und oft unsinnigen Theorien war, welche, wie die Tradition in der römischen Kirche, dergestalt sich noch unter dem gemeinen Volke forterbten, daß hier eine Praxis sich gebildet hat, der Jahr aus Jahr ein unzählige Opfer fallen.

Es kann hierin der Arzneiwissenschaft kein Vorwurf gemacht werden. Ihrer Natur nach kein Gegenstand der Speculation, wo man durch Schlußketten der Wahrheit näher dringen kann, sondern und zwar der doppelten Erfahrung, in Hinsicht sowohl der Krankheiten, als der Heilmittel, auf deren Resultate erst eine rationelle Arzneiwissenschaft sich bauen läßt, mußte sie nothwendig erst nach tausendfachen, tief verschlungenen Irrwegen dem Ziele sich nähern. Ueberblicken wir die Geschichte dieser Wissenschaft, so war zufällige Hilfe, welche Kranke, den Winken der Natur folgend, die das Uebel selbst gab, irgend erlangt hatten, die Veranlassung, in Wiederkehr ähnlicher oder ähnlich scheinender Fälle, diese Mittel auch andern anzupreisen. So finden wir es bei den Babyloniern, Assyrern, Aegyptern, Hebräern und andern alten Völkern; und die Gewohnheit, Kranke an öffentlichen Orten, an Märkten, in Tempeln, an besuchten Landstraßen auszustellen, ob vielleicht Jemand komme, der ein Mittel gegen ihre Leiden wisse, war allgemein.

Später übernahmen die Priester auch die ärztliche Pflege, und, wie z. B. im N. Testamente mehrere Thatsachen zum Belege dafür berichtet werden, übten um so leichter eine Art von Physikat aus, als der Mensch unter bedenklichen Krankheitsleiden zu Gott getrieben wird, und der rohe religiöse Sinn der alten Völker, verbunden mit dem Glauben an Wunder, nirgends eher, als bei den Götter-Altären die Wiederherstellung der verlornen Gesundheit hoffen zu können meinte. Dabei waren die Priester überhaupt die Inhaber alles höhern Wissens, und so in gewissem Betracht die einzigen, welche sich der körperlich leidenden Menschheit annehmen konnten.

Auf diesem Wege nahm die roh-erfahrungsmäßige und noch nur auf höchst unvollständige Erfahrung gestützte Arzneiwissenschaft frühzeitig einen religiösen, ja sogar einen mythischen Charakter an. Es erstanden heilende Gottheiten, denen man, wie dem Asklepias in Griechenland, heilige Haine und Tempel weihte, während die Priester, welche diesen Tempeln vorstanden, als Aerzte berühmt wurden. In der griechischen Mythologie z. B. figurirte ein förmlicher Gott der Heilkunde, Aeskulap. Die Sage stellt ihn als einen Zögling des Cheiron dar, von welchem er in der Arzneiwissenschaft unterrichtet wurde. Durch bloße Besprechungen heilte er nicht blos Kranke, sondern erweckte auch Todte. Besprechungen übrigens machten einen Haupttheil der alten Heilkunde aus, und so zieht sich der Ursprung des Magnetismus eigentlich bis zu den ältesten Zeiten hinauf. Hades, der sein Reich durch Aeskulap entvölkert sahe, erhob deshalb bei Jupiter Klage, und dieser tödtete Aeskulap durch einen Blitz. Hierauf ward er mit dem Attribute eines von einer Schlange umwundenen Knotenstabes göttlich verehrt. Die Asklepiaden, d. h. die Nachkommen des Asklepias, die hauptsächlich den Peloponnes und einen Theil der Insel Kos bewohnten, pflanzten die von ihren Vätern ererbten medicinischen Kenntnisse als heilige Geheimnisse fort, indem jeder, der in ihren Familienorden oder den Orden der Diener des Asklepias eintreten wollte, durch einen in den Schriften des Hippokrates enthaltenen Eidschwur sich verpflichten mußte, die Mysterien nicht zu entweihen und dieselben blos den Söhnen seiner Lehrer mitzutheilen.

Die Kranken, welche in dem der Gesundheit geweihten Tempel genasen, pflegten sogenannte Votivtafeln aufzuhängen, welche die Geschichte ihrer

Leiden und ihrer Heilung enthielten. Eben so veröffentlichten die Priester ihre gewöhnlich hinter einem magischen Schleier gehaltenen Vorschriften über das Verhalten bei den einzelnen Krankheiten, wozu sich später noch die Weisheitslehren der griechischen Philosophen und die in den gymnastischen Spielen gemachten Erfahrungen gesellten.

So lieferten jene der Gesundheit geweihten Tempel die Materialien zum ersten Anbau der Arzneiwissenschaft, die mit Recht in Hippokrates ihren Gründer verehrt. Dieser, selbst ein Asklepiade und in den Tempeln zu Kos und Knidos in die damalige Arzneikunde eingeweiht, unternahm es im fünften Jahrhunderte vor Christo, durch seine eminente Geisteskraft in der Medicin die Bahn zu brechen, von der sie nie abweichen darf, ohne sich selbst untreu zu werden und ihren Zweck zu verfehlen. Hippokrates ist der Stifter des empirischen Rationalismus, d. h. derjenigen wissenschaftlichen Arzneikunde, in welcher Erfahrung und Theorie Hand in Hand gehen, so daß die Wissenschaft nach den Denkgesetzen die Beobachtungen über die Krankheit prüft, das Wahre vom Falschen sondert, die so gewonnenen Resultate zu einem Ganzen ordnet und darauf ihre Heilmethode gründet.

Gleichwohl konnte dieses richtige Princip die Arzneikunde vor Verirrungen zur Rechten und Linken nicht bewahren, da die Zeit noch lange nicht reif war, nicht reif sein konnte, dasselbe zu verstehen und anzuwenden. Und so mischte sich der Aberglaube auch hier bald ein, um durch sein Zwielicht die Dinge zu verkehren. Alle medicinischen Schulen liefern dazu Belege. Der gemeine, rohe Empirismus, der ohne alle Forschung über den innern Zusammenhang der Krankheitserscheinungen, über die Natur der Heilmittel u. s. w. nur auf Erfahrungen baut;

der Dogmatismus, der nach einer, auf dem Wege der Abstraction oder vielmehr Speculation gewonnenen Idee die Heilwissenschaft reguliren will, ohne erfahrungsmäßige Bürgschaft für die Richtigkeit des Princips; der Eklecticismus, der blos auf dem Standpuncte der Erfahrung die rationellen Systeme beurtheilt und benutzt; der Skepticismus, der mit seiner Zweifelsucht zu keiner festen Ueberzeugung zu kommen vermag und immer unstet hin und her greift; die Schule der durch Harvey's Entdeckungen und Descartes Philosophie in's Dasein gerufenen Jatromathematici, welche durch mathematische Berechnungen und die äußere Gestalt der Organe den gesunden oder krankhaften Zustand zu erklären suchten; die Schule der Pneumatiker, welche alle körperliche Zustände auf ein thätiges Princip geistiger Beschaffenheit zurückführten; die Schule der Chemiatriker, welche die Krankheiten blos durch Umwandlung krankhafter Stoffe im thierischen Körper heilen wollten; die Schule der Dynamiker, welche, Brown an der Spitze, glaubten, daß bestimmte Kräfte im Körper alle Lebenserscheinungen hervorbrächten; die Broussaische Schule in Frankreich, die alle Krankheiten aus Entzündung des Magens herleitete; die Rasorische, die alles von dem Contrastimulus erwartete: diese und andere Systeme und Schulen der Arzneiwissenschaft enthalten neben manchen guten Saamenkörnern, neben manchem Wahren, des Schiefen, Willkührlichen, Einseitigen und Falschen so viel, der Aberglaube treibt in ihnen ein so arges Spiel, daß man ihnen nicht mit Unrecht nachsagt, sie haben bei allem Guten, das sie im Conflict der gelehrten Forschung für die Wissenschaften hervorgebracht, doch mehr die Todtenäcker bevölkert, als den Leidenden Hilfe gewährt.

Außerdem stand auch die Medicin unter dem Einfluß ihrer Zeit; der Aberglaube im Mittelalter und nach demselben namentlich die unsinnige Schwärmerei der Naturphilosophen in den dunkeln Regionen der magischen Wissenschaften, die Grillen der Alchemie, welcher fast alle Aerzte der damaligen Zeit sich hingaben, das Suchen nach wunderthätigen Universalmitteln führte dahin, daß die Arzneikunde zur Charlatanerie wurde, so daß man vor 100 Jahren noch Aerzte gleich unsern Aequilibristen von einem Jahrmarkte zum andern ziehen und in Begleitung des Hanswurstes auf Bretterbuden mit der schamlosesten Marktschreierei ihre Kunst zur Schau stellen sah.

Doch — dies Alles gehört der Vergangenheit an, die wir nicht weiter aus ihrem Grabe herauf bemühen wollen, da unsrer Zeit sonst mit Recht die alte gute Lehre an's Herz gelegt werden dürfte, erst vor der eignen Thür zu kehren, ehe man sich um das Nachbarhaus bekümmert.

Wie der Rost, wenn er einmal sich festsetzt am Stahl, immer tiefer und weiter frißt, so siedelt der Aberglaube sich an an unserm Geschlechte und pflanzt sich, ob auch hoch die Sonne stehe, in den Niederungen fort und fort. Wenn schon die medicinischen Wissenschaften eine Höhe erreicht haben, von der die Alten kaum eine Ahnung hatten, so wird das Volk, das gemeine, wie das vornehme, doch noch von der alten abergläubischen Praxis niedergehalten, womit einst die Marktschreier die Krankheiten behandelten.

I. Medicinischer Volksaberglaube.

Wie allgemein verbreitet, um nur einige Züge zu dem Bilde zu geben, ist der Glaube an die sogenannten Wunderdoctoren, denen unsere meisten Medicinalordnungen unbegreiflicher Weise noch nachsehen.

Statt einen erfahrenen Arzt eine halbe oder ganze Stunde weit zu rufen, sendet der gemeine Haufe 10 und 20 Stunden weit nach dem Manne, der mit mystischer Miene den Urin besieht, und mit gewaltiger Geberde eine Diagnose, wie die Priester zu Delphi, stellt, die auf alle Fälle und auf keinen paßt. Ein quacksalbernder Scharfrichter hat oft mehr und einträglichere Praxis, als mancher wohlvorbereitete Arzt, und so laut man die allgemeine Aufklärung unserer Zeit auch preisen mag, so vermag doch Niemand es streitig zu machen, daß nur ein Hohenlohe auftreten darf, um Krüppel, Blinde, Taube aus Vornehmen und Geringen in großen Schaaren herbeieilen zu sehen, um von dem angeblichen Wunderkindern sich besprechen zu lassen. Der Glaube an die sogenannten sympathetischen Kuren steht noch mit festen Wurzeln in dem Herzen unsers Volkes. Trotz den alten Heiden und Juden glauben selbst im neunzehnten Jahrhunderte noch Unzählige, daß in gewissen Worten eine überweltliche Kraft verborgen liege. Für besondere Fälle werden gewisse mystische Worte aufgeschrieben und in Feuer oder Wasser geworfen, ja selbst dem Vieh hängt man dergleichen geheimnißvolle Sprüche noch an, um dasselbe vor Unfall zu bewahren. Gewisse Krankheiten bei Vieh und Menschen schreibt das Volk dem Beschreien, d. h. der Bezauberung durch gewisse magische Worte zu, und achtet nun dafür, daß nur durch andere, mächtigere Zauberworte die Krankheit gehoben werden könne. Durch stillschweigendes Bestreichen der leidenden Stelle mit ein paar Hölzchen im letzten Viertel des Mondes und Einschlagung derselben in einen Baum oder durch Vergrabung in einen Ameisenhaufen unter gewissen Ceremonien, sollen sich Krankheiten verpflanzen und auf andere Körper übertragen lassen. Auf

gleiche Weise soll man Andern Krankheiten gleichsam einimpfen, Leiden verursachen, oder, wie man sich ausdrückt, „etwas anthun können." Die Erde z. B. aus einem Fußstapfen ausgegraben und in einem Säckchen in den Schornstein oder Brunnen gehängt, soll denjenigen lahm und ungesund machen, dessen Fuß jene Stelle betrat. Einer Unzahl von Kräutern schreibt der medicinische Volksaberglaube specifische Kräfte zu, die gar nicht in ihnen liegen, indem er von der entweder zufälligen oder abergläubischen Benennung auf ihre Wirksamkeit schließt. So ist es z. B. gewöhnlich, daß die Landleute um Pauli Bekehrung, von welchem Tage das alte Sprüchwort geht: „Pauli Bekehrung wend't sich der Wurm in der Erde um!" in Bezug darauf und zwar in ungleicher Zahl des Geldes, besonders 7 oder 9 (Pfennige), Wurmsaamen kaufen, um damit an Würmern leidende Kinder zu kuriren. In vielen Gegenden ist es gewöhnlich, daß man die, bekanntlich ein starkes Gift enthaltende, Beere des Kellerhalses (**Daphne Mezereum**) als ein Universalmittel oft in sehr bedeutenden Dosen einnimmt. Von einer Diätetik des Volkes ist in praxi oft kaum die Rede. Ausgehend von dem Grundsatze: Eine gute Natur muß Alles vertragen! gewährt man jeden Gelüsten volle Befriedigung. Ohne Rücksicht exponirt man sich der Hitze und Kälte in schroffen Uebergängen. Der Magen wird mit den widersinnigsten Speisen überfüllt. Je nachdem eine Hausfrau übermäßig fett kocht, gilt sie für eine gute Köchin. Ohne Rücksicht auf Erhitzung, sieht man unzähligemal Arbeiter über frische Quellen herfallen. Die niedrigen, dunstigen Wohnstuben auf dem Lande scheinen oft den Gesundheitsregeln zum Spott erbaut zu sein, und die Glut, welche Winter und Sommer hier herrscht, peitscht das Blut in erhöh-

tem Lebensproceß durch die Adern. Daß Unreinlichkeit der Gesundheit nachtheilig sei, davon haben Unzählige keinen Begriff. Welcher Mißbrauch mit dem Schröpfen getrieben wird, ist bekannt. Daß saures und verdorbenes Getränk, daß lange in Salz gelegenes und halbfaules Fleisch schädlich sei, dies will nicht einleuchten.

Es ist entsetzlich, welche Therapeutik unter dem Volke häust und durch alte Hebammen und andere kluge Frauen fortgepflanzt wird. Wird Jemand krank, so wird, als ob sich die Broussaische Magentheorie als Niederschlag unter dem gemeinen Manne fast angesiedelt hätte, zunächst bei einigen tüchtigen Gaben Branntwein Zuflucht gesucht. Dann werden bei dem niedern Schlage Menschen einige sogenannte kluge Frauen consulirt. Während dessen bereitet Jemand eine derbe Portion starken Hollunderblüthenthee, und der Ofen wird zu mehrerem Nachdruck, ohne Beobachtung des vielleicht fieberhaften Zustandes des Leidenden, in die möglichste Glut gesetzt. Statt dem Patienten die Ruhe zu gönnen, die er bedarf, versammeln sich Basen und Gevattern um sein Bett, um durch das sinnloseste Gewäsch auch den leisesten Schlummer von seinem Auge zu scheuchen. Der Kranke mag sich weigern, wie er will, er muß essen und trinken, was die diensteifrigen Nachbarn anherschaffen, als gält' es einen Halbverhungerten zu erquicken. Was er nebenbei zur Stillung eines etwaigen Gelüstes wünscht, und wäre es das Nachtheiligste, muß herbei. Ist es ein minder bedenklicher Krankheitsanfall und geht derselbe glücklich vorüber, so wird die Klugheit der alten Basen, die mehr verstehen sollen als der Arzt aus der Stadt, bis zum Himmel erhoben. Oft erklärt auch der Patient in seinem Schicksalsglauben geradezu: „er wolle von den Aerzten nichts mehr wissen, ihre Sache

sei doch nichts, wen Gott erhalten wolle, den werde er schon ohne Arzt retten" und wie diese Floskeln weiter heißen mögen. Verschlimmert sich dagegen der Zustand, so wartet man gewöhnlich entweder von einem Tage zum andern auf Gottes Hilfe, oder versucht erst eine Menge abergläubiger Mittel, wie sie von gleich unverständigen Menschen angerathen werden, oder man schickt zum klugen Manne in R., zum Schinder in S., zum Wasserdoctor in T., allein aus leicht begreiflichen Gründen schlägt, wie das Volk sich ausdrückt, die Medicin nicht an, oder der Patient wird auf ihren Genuß noch schlimmer und die Gefahr mit jedem Augenblicke drohender. Nun endlich, wo der Tod schon auf der Zunge sitzt, geht man zum ordentlichen Arzt und verlangt nichts Geringeres, als daß dieser auf der Stelle helfe. Geschieht dies nicht, so geht man zu einem zweiten, dritten, vierten Arzt, während dem der Arme häufig als ein Opfer des Aberglaubens stirbt.

Nicht selten geschieht es, daß man dem Kranken die doppelten und dreifachen Dosen eingibt, nach dem Grundsatz: „Viel hilft Viel!" Der herbeigerufene Arzt findet in der Regel mancherlei anzuordnen. Er fordert eine geringere Temperatur, verlangt Lüftung der Krankenstube, verbietet diese und jene Speise u. s. w. Die Leute versprechen Alles. Indeß bedarf es nur der weisern Gegenrede einer alten Hebamme oder eines unwissenden Viehdoctors, und von dem, was der Arzt verfügt hat, geschieht das gerade Gegentheil.

Ja selbst auf Schaffote treibt der finstere Aberglaube die Menschen, die, um an dem Blute des armen Sünders sich Gesundheit zu trinken, den Ekel und die Schergen überstürmen, welche sie davon zurückzutreiben sich bemühen.

Es wäre nicht uninteressant und gewiß wohlthätig, wenn man die verschiedenen, noch gegenwärtig herrschenden Arten des medicinischen Volksaberglaubens im Detail zusammenstellte und widerlegte. Hier jedoch muß es bei diesen wenigen Andeutungen sein Bewenden haben, indem wir noch von dem Aberglauben auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Medicin, vor Allem in Hinsicht auf den thierischen Magnetismus und die Homöopathie, als denjenigen Hauptrichtungen, welche die Arzneiwissenschaft in unsern Tagen verfolgt, zu sprechen haben.

II. Der thierische Magnetismus,

der, wie die Krankenheilungen durch Händeauflegen, durch Berühren, durch Besprechen bei den Alten, offenbar viel älter ist, als man gewöhnlich annimmt, soll, ähnlich dem Electricismus und Galvanismus der äußern Natur, durch Uebertragung eines feinen und unsichtbaren, auf das Nervensystem unmittelbar und kräftig einwirkenden Stoffes, Fluidum, von einem Menschen auf den andern mittelst nach Regeln geordneter Behandlung desselben, vorzüglich in Nervenkrankheiten, heilsame Wirkungen hervorbringen, wie kein anderes Mittel. Mesmer (geb. 1733 in der Schweiz, gest. 1815), der neuerdings die hierher gehörigen Erscheinungen näher beobachtete, weiter verfolgte und systematisch darzustellen suchte, weshalb man die Doctrin auch den Mesmerismus nannte, baute dieselbe auf die alte Lehre von dem Einflusse der Planeten auf die Erde und unter sich selbst. Wie die Sonne und der Mond auf die Erde einen bestimmten Einfluß äußere und verschiedene Veränderungen, wie die Ebbe und Fluth und viele andere Erscheinungen hervor-

bringe, so stehen alle Himmelskörper und überhaupt alle Gegenstände in einer Verbindung (Siderismus). Denn, so fährt Mesmer fort, das ganze All wird von einem sehr feinen Fluidum durchdrungen, welches jene Verbindung vermittelt. Besonders zeigt sich diese Wirkung in Krankheiten, wo Personen von überwiegender körperlicher und geistiger Gesundheit auf den Leidenden mittelst körperlicher, das Ueberströmen jenes Fluidums vermittelnder Annäherung, einen heilenden Einfluß ausüben. So gelangte er vom Siderismus oder der Annahme eines Einflusses der Gestirne auf die Menschen, wozu ihn die Schriften der ältern Mystiker, Aerzte und Astrologen geführt hatten und womit er die alte Astrologie wieder zu beleben suchte, auf den thierischen oder animalischen Magnetismus oder die Lehre von einem gleichen Einfluß der Menschen unter einander mittelst des gedachten Fluidums. Durch Anhauchen, festes Anblicken, Berühren mit den Fingern, dem Daumen, der Hand rc. soll dieses Ueberströmen vermittelt werden. Mehr noch als durch Mesmer aber ward der Magnetismus durch Puysegür und Lavater verbreitet. Jener brachte mehr Licht und Ordnung in das System, dieser empfahl ihn durch seine warme Beredtsamkeit.

Die allgemeinen Wirkungen des Magnetismus sind im ersten Grade Verstärkung der Lebensthätigkeit im Körper überhaupt, und nach der Versicherung der magnetisirenden Aerzte sollen Personen von der größten Schwäche dadurch wieder aufgerichtet worden sein. Die besondern Wirkungen äußern sich nicht bei jedem Kranken gleich, sondern richten sich nach den verschiedenen Graden ihrer Empfänglichkeit und besondern Perioden. Je weiter aber der Kranke in den magnetischen Schlaf versinkt, desto mehr entfernt er sich von der Sinnenwelt, um für

die innere Welt zu erwachen, und indem er hier nach der größten Klarheit strebt, wieder zur höhern Wahrnehmung der äußern Welt zu gelangen.

Der erste Grad des magnetischen Zustandes ist der Grad des Wachens, indem die Sinne mit wenigen Modificationen ganz in ihrer gewohnten Thätigkeit verbleiben. Indeß zeigt sich doch bei einigen Kälte, Schwere, Spannen der Glieder verbunden mit Beklemmung, flüchtigen Schmerzen u. s. w. Oft tritt hier schon Genesung ein. Der zweite Grad zeigt sich als Halbschlaf oder als unvollkommene Krisis. Die Sinnesthätigkeit tritt zurück, eine steigende Wärme verbreitet sich vom Magen aus über den ganzen Körper, es tritt ein unwiderstehlicher Trieb ein, die Augenlider zu schließen, die wie festgeklebt an einander hängen. Die übrigen Sinne sind oft in erhöhtem Grade für die äußern Eindrücke empfänglich. Der Kranke nimmt bisweilen lichte, blitzende Scheine vor den Augen wahr, und empfindet Stechen in den Fingern, Schwere in den Gliedern, Schmerz in der Magengegend, Uebelkeit. Dabei stellt sich öfters Schweiß, Fieber, verbunden mit Krämpfen und andern Nervenzufällen ein. Der Magnetiseur muß diese Zufälle so zu leiten wissen, daß darauf Ruhe und Erleichterung folgt. Im dritten Grade, dem magnetischen Schlafe tritt die Sinnlichkeit ganz zurück, der Kranke liegt in einem Zustande der Erstarrung, so daß er nach dem Wachen keine Erinnerung mehr an das hat, was ihm im Schlafe vorgekommen ist. Im vierten Grade, dem Schlafwachen, der vollkommenen Krisis oder dem einfachen Somnambulismus, erwacht der Kranke in dem magnetischen Schlafe, d. h. innerhalb der magnetischen Sphäre, nicht aus ihr, das Bewußtsein kehrt wie aus einem verworrenen Traume zurück, so daß er

seinen Zustand allmählig erkennt. Obgleich im Schlafe, den er nicht aufzuheben vermag, fühlt er doch keine Betäubung mehr. Die äußern Sinne sind ganz geschlossen oder äußern sich unter einer andern Form. Es däucht dem Kranken anfangs, als ob er in eine Nebelwolke gehüllt sei. Sind öfter auch die Augen nicht geschlossen, so nimmt man durch sie doch nichts wahr. Der Somnambul fängt an, durch den Tastsinn die feinsten Gesichtsgegenstände nach Umriß und Farbe zu unterscheiden. Die Magengegend vor allem, dem Sonnengeflechte des Nervensystems gegenüber, wird der Sammelplatz des Gesichtssinnes und aller Sinnesempfindungen, so daß er Alles erkennt, was ihm in der Gegend der Herzgrube vorgehalten wird, später sogar, wenn auch andere Körper dazwischen liegen.

In diesem Grade enthüllt sich eine neue Welt. Das Wahrnehmungsvermögen in der Herzgrube für Gesichtseindrücke wird im weitern Verlaufe der magnetischen Behandlung dergestalt erhöht, daß es sich über den ganzen Körper verbreitet und die Anhänger des Mesmerismus erzählen in dieser Hinsicht Wunderdinge. Die Somnambulen sollen genau wissen, was der Magnetiseur in der Hand hat, sobald er ihnen den Rücken derselben auf die Herzgrube hält, verschlossene Briefe lesen, den Magnetiseur oft von einem von ihm ausgehenden Glanze umgeben sehen, oft in andern Dialekten sprechen 2c. Hiermit tritt der fünfte Grad, der Grad der Selbstbeschauung, des Hellsehens, Clairvoyance ein.

Das innere Hellsehen erweitert sich auf die mit dem Magnetiseur in Verbindung (magnetischen Rapport) stehenden Personen, vor allen den Magnetiseur selbst. Z. B. wenn der Magnetiseur eine Taschenuhr an sein Ohr hält, so glaubt der Somnam-

bule den Schlag derselben an seinem Ohre zu vernehmen, vernimmt dagegen Nichts, wenn ihm selbst dieselbe an's Ohr gehalten wird u. s. w. Der sechste Grad versetzt den Somnambulen in den Zustand der allgemeinen Klarheit, Ekstase oder Desorganisation. Der Kranke tritt zwar aus sich heraus, aber in einer höhern Verbindung mit der gesammten Natur und sein Hellsehen wird durch keinen Raum und keine Zeit mehr beschränkt, z. B. er bekommt von entfernten völlig unbekannten Personen augenblickliche Nachricht, sagt die Zukunft voraus, erkennt Krankheitsübel, woran er selbst oder ein Anderer leidet, ohne alle ärztliche Hilfe auf das Genaueste, verordnet die zweckdienlichsten Mittel u. s. w. S. Mesmerismus oder System der Wechselwirkungen, Theorie und Anwendung des thier. Magnetismus ꝛc. von Dr. F. A. Mesmer. Herausgegeben von Wolfart 1814. Kluge Versuch einer Darstellung des animalischen Magnetismus als Heilmittels 1811.

So große Abentheuerlichkeit aber das angebliche System des thier. Magnetismus auch vor sich her trägt, so wenig die gerühmten Wirkungen desselben hinlänglich erhärtet sind, so handgreifliche Ungereimtheiten derselbe sich zu Schulden kommen läßt, so frappante Aehnlichkeiten zwischen den wirklich beglaubigten Erscheinungen desselben und der Schwärmerei vorliegen, wie Stieglitz über den thierischen Magnetismus ꝛc. und die Göttingischen gelehrten Anzeigen 1813 S. 809 f. nachgewiesen haben, so machte derselbe doch auch unter den Aerzten des nüchternen Deutschlands zu jener Zeit ein gewaltiges Aufsehen und selbst viele berühmte Arzneikundige wandten sich seinen Fahnen zu, ja Wolfart fertigte den von der Pariser Commission zur Prüfung des Mesmerismus erstatteten, demselben abfälligen

Bericht ohne Weiteres damit ab, daß er erklärte: „Der mit einer gleisnerischen Ruhe und dem Anstriche kühler Prüfung um so giftiger entworfene, berüchtigte Bericht der Pariser Commission wirkte mit zermalmendem Schlage auch auf die deutschen Physiker und Psychologen und vermehrte und befestigte die falsche Meinung, welche man über den Magnetismus sich gebildet hatte." Ob es aber gleich sich bald enthüllte, daß der durch die Zeitverhältnisse bedingte und nach Perioden des kalten Unglaubens aus leicht erklärlichen Gründen immer mit höherer Gewalt sich zeigende, auf dem Gebiet der Theologie als Pietismus, auf dem Gebiet des Staates als politische Träumerei über die vollkommenste Staatsverfassung, ja sogar als revolutionäre Emeuten sich äußernde Hang zur Schwärmerei auf dem Felde der Naturwissenschaften und der Medicin als metaphysischer Magnetismus hervorbrach, obgleich die magnetisirenden Aerzte, wenn auch hin und wieder einzelne Kranke, von denen sich nicht nachweisen läßt, daß sie gerade durch den Magnetismus wieder hergestellt wurden, unter ihren Händen genasen, doch in keiner Hinsicht den pomphaften Anpreisungen ihrer Wunder entsprachen, ja obgleich mehrere Subjecte unter der magnetischen Behandlung zum Irrenhaus reiften, so fand doch der Magnetismus eine große Anhängerschaar. Ueberall hörte man von den Wundern, die er hervorgebracht, aller Orten entstanden Somnambulen, jedem Leidenden wurde die magnetische Kur empfohlen und es schien die Zeit nicht mehr fern zu sein, wo man nur magnetisirte und sich magnetisiren ließe. Wirklich bedurfte es eine Reihe von Jahren, ehe es der strengen Wissenschaft gelang, diesen Aberglauben niederzukämpfen und die Ueberzeugung hervorzurufen: daß den Erscheinungen im magnetischen Schlafe allerdings Man-

ches Wahre zu Grunde liege, daß dieses aber noch lange nicht genug ermittelt sei, um darauf eine Theorie der Heilkunde zu erbauen, daß vielmehr, so weit jetzt sich urtheilen lasse, daraus schwerlich ein bedeutender Gewinn für die Medicin sich hoffen lasse. Gleichwohl spukt noch immer der Magnetismus, namentlich in der sogenannten falschen

III. psychischen Heilmethode

fort, mittelst welcher pietistische Aerzte durch geistige Wirkung auf Kranke die Heilung herbeizuführen glauben.

Ist doch mehrfach das Unerhörte berichtet worden, daß mystische Aerzte die theologische Erbsündentheorie zur Grundlage der Heilkunde zu machen gesucht und Krankheiten als Folgen eines innewohnenden Teufels bezeichnet und dadurch zu heben bedacht waren, daß sie den unreinen Geist durch allerlei Formeln beschwören! Ist es doch geschehen in unsern Tagen, daß Aerzte dieser Gattung, ihre Bestimmung, Diener der Natur zu sein, völlig verkennend, statt den Leidenden die natürlichen Heilkräfte darzubieten, als donnernde Bußprediger auftraten, den von Schmerzen Gefolterten das Register der Sünden, die sie begangen und nicht begangen hätten, vorhielten, ihnen die Hölle mit ihren schwarzen Bewohnern in den fürchterlichsten Farben abmalten und statt ihnen das sachgemäße Recept zu verschreiben, zuriefen: Fliehet in die blutigen Wundenhöhlen des himmlischen Seelenarztes Jesus Christus, der auch für Eure Sünden zum Sühnopfer sich dargebracht, der auch Euch von der Gewalt des Teufels erlöst hat, oder Ihr müsset des Todes sterben! Ist's doch geschehen, daß solche heilige, von Gottes Geist getriebene Heilkünstler, statt den von

der Natur der Krankheit schleunig geforderten Aderlaß zu verordnen, vor dem Bette auf die Kniee sanken, um durch Besprechen dem Patienten zu helfen! Ja, ist es doch sogar vorgekommen, daß solche Afterärzte die armen Kranken zum Wahnsinn brachten! —

Doch — das Alles liegt uns noch so nahe, ist noch zu bekannt, als daß es einer weitern Erinnerung daran bedürfte. Eben so offenbar ist es, daß hier der Aberglaube sein finsteres Spiel treibt. Denn wenn auch eine Wechselwirksamkeit zwischen der sittlichen Reinheit des Geistes und der körperlichen Gesundheit, zwischen Sünde und Krankheit, und ein wohlthätiger Einfluß des religiösen Glaubens und Vertrauens auf Gott auf die Wiedergenesung in sofern nicht zu läugnen ist, als der Tugendhafte von den Krankheitsfolgen frei ist, welche der Lasterhafte sich selbst zuzieht, und eine ächt religiöse Gesinnung dem Leidenden die Ruhe und Ergebung verleiht, welche sein Wiederaufkommen befördert: so ist doch die Art und Weise, in welcher die bezeichneten Aerzte verfahren zu müssen glauben, in keiner Hinsicht geeignet, die Zwecke der Heilkunst zu erstreben. Allerdings muß der wahre Arzt ein ächt-religiös und sittlich gesinnter Mann sein und durch sein Aeußeres den Kranken Vertrauen einflößen, was der unsittliche Arzt nicht vermag. Eben so mag auch der Arzt den wankenden Glauben der Kranken aufrichten und sie hinweisen zum Vertrauen auf den, der die Heilkräfte neben die Krankheit in die Natur legte. Aber, wie die königl. preuß. Commission zur Prüfung dieser Afterpraxis mit Recht erinnerte, der Arzt, der durch psychische Mittel körperliche Krankheiten zu heben glaubt, verkennt ganz seine Bestimmung und die Natur dieser Uebel, welche, indem sie aus physischen Ursachen entstehen und in physischen Wirkungen sich äußern, auch nur durch physische

Mittel gehoben werden können, und es ist daher Thorheit, wenn ein Arzt, statt die Heilkräfte der Natur anzuwenden, sich mit der Seele beschäftigt, welche nur in Folge der Rückwirkung des kranken Körperorganismus auf sie leidet. Der Arzt, der statt das physische Leben zu erhalten, auf Bekehrung der Menschen ausgeht, greift in ein fremdes Feld hinüber und versäumt, was seines Amtes ist. Krankenbetten sind nicht der Ort, wo, und der Arzt ist nicht der Mann, von dem Bußpredigten gehalten werden sollen, und dieselben können, da fast in allen Krankheiten darauf viel ankommt, daß der Patient in einem Zustande der körperlichen und geistigen Ruhe erhalten werde, unberechenbaren Nachtheil bringen. Jene Bluttheorie, welche die Mystiker predigen, gehört aber weder an's Krankenbette, noch in die Kirche, sondern in die Rumpelkammer der Dogmengeschichte, wo sie wie eine alte Streitart aufbewahrt und kommenden Geschlechtern als ein Denkmal alten Aberglaubens gezeigt werden möge.

Gott sei Dank! daß man in der jüngsten Zeit wieder weniger von theosophischen und mystischen Aerzten gehört hat. Der Unsinn war freilich zu groß, als daß er sich lange hätte halten können. Und trügt nicht Alles, so sind jener betenden und kästeienden Aerzte weniger geworden oder haben doch den Kredit verloren, den sie sich unter der blinden Menge durch ihre fromme Charlatanerie auf einige Zeit zu verschaffen wußten. Darum ist jedoch der Aberglaube auf dem Felde der Arzneiwissenschaft noch keineswegs ausgestorben, vielmehr war und ist es nach gerade unserer Zeit vorbehalten, einen neuen Spukgeist, einen neuen Todtenbestatter auf dem Gebiete des Lebens und der Gesundheit erstehen und

eine halbe Welt wo möglich zu Experimenten einer ärztlichen Grille verwenden zu sehen. Wir meinen

IV. die Homöopathie,

diese in neuerer Zeit von Hahnemann und seit 14 — 15 Jahren noch mehr als früher der Magnetismus verbreitete Heilmethode, nach welcher alle und jede Krankheit durch solche Arzeneien in kleineren Gaben gegeben geheilt werden sollen, welche ein ähnliches Leiden (daher der griechische Name) in einem völlig gesunden Körper bewirken würden. Während also die ältere Heilkunde, Allopathie, die Krankheitsübel durch die ihnen entgegenstehenden Mittel bekämpft, schlägt die Homöopathie den gerade entgegengesetzten Weg ein und sucht die körperlichen Leiden dadurch zu beseitigen, daß sie gleichsam absichtlich dieselben Leiden zu erzeugen sucht, so daß sie also gewissermaßen die Teufel durch Teufel austreibt. Die Anhänger der alten durch unzählige Thatsachen beglaubigten Hippokratischen Schule behaupten: Das Entgegengesetzte wird durch Entgegengesetztes geheilt (Contraria contrariis curantur), wie das Feuer durch's Wasser, die Kälte durch Wärme vertrieben wird laut der Erfahrung. Die Schüler Hahnemanns kehren die Dinge um und ihr Princip ist: Das Gleiche wird durch Gleiches geheilt (Similia similibus curantur), also das Feuer durch Feuer, das Wasser durch Wasser, die Hitze durch Hitze, die Kälte durch Kälte gebändigt, wofür sich kein Naturgesetz nachweisen läßt. Dabei geben die Homöopathen ihre Medicamente in so schwachen Dosen und so verdünnt, daß ein Tintentropfen in den Rhein geträufelt kaum einen schwachen Vergleich abgeben kann gegen die angewandten decillionfachen Verdünnungen eines einzi-

gen Grans der mit einem Tropfen der homöopathischen Arzenei geschwängerten Unze Wassers, oder des in gleichem Verhältniß bereiteten Milchzuckers. Und es müssen die Homöopathen selbst gestehen, daß sie die Möglichkeit der Wirksamkeit ihrer Medicamente nur durch die Hypothese erklären können, daß hier dynamische Wirkungen, ähnlich dem Magnet, statt finden, der in andern Körpern allmählig gleiche magnetische Kraft wecke, ohne daß an eine Massevertheilung zu denken sei. „Seltene Beharrlichkeit, männliche Ausdauer, unablässiger Fleiß, rege Thätigkeit und hohe Uneigennützigkeit (heißt es nicht mit Unrecht in der Recens. von Dr. Fischer Die Homöopathie vor dem Richterstuhle der Vernunft 1829 in der Jen. A. L. Z. Erg. Bl. 1835, Nr. 12) sind die Ansprüche, die man an einen Hippokratischen Heilkünstler macht. Die Homöopathie läßt ihre Anhänger auf eine so leichtfertige als tadelnswerthe Weise zur Weihe gedeihen. Durch das Selbstdispensiren entzieht der Homöopathe sich der Controle der Obrigkeit. — Hahnemann behauptet die unendlich große Kraftäußerung unendlich kleiner Arzeneidosen, und daß die großmächtigste Verdünnung der Arzeneien mannichfaltigere Kräfte entwickeln soll, als größere, aber in der ganzen Natur wird durch Verkleinerung die Wirkung vermindert; warum soll gerade bei den Arzeneikörpern das Gegentheil stattfinden? Es ist bekannt, daß Arzenei in kleinern Dosen oft ganz andere Wirkungen äußere, als in größern; aber die Quantität des Mittels muß stets in Proportion zum belebten Organismus und insbesondere zu der Erregbarkeit stehen. Jeder gewissenhafte Homöopath wird sich selbst gestehen, daß in allen den Fällen, wo er die Sonnenstäubchen von Arzeneien noch in Millionentheile theilt, die Heilung, wenn sie erfolgte, nur durch Selbsthilfe der Natur

unter Mitwirkung einer passenden Diät, erzeugt sein konnte. Daher kommt es auch, daß die Homöopathen, wenn sie selbst erkranken, sich gern und willig nach allopathischem Grundsatze behandeln lassen. — Hahnemann hat sich schon in mancher Beziehung der Allopathie nähern müssen, und jede neue Ausgabe seines Hauptwerkes beweist, daß er hin und wieder zu derbe Lücken mittelst der Allopathie auszufüllen für gut fand. Läßt sich vielleicht daraus schließen, daß, wenn diese Schrift (Organon) noch viele Ausgaben erleben sollte, Hahnemann wieder zur Allopathie zurückginge? Wie konnte es (wenn die Allopathie gar Nichts ist) geschehen, daß so viele Millionen Kranke dennoch in höchst schweren und verwickelten Krankheiten ihre Herstellung aus den Händen der Allopathie empfingen? Durch Selbsthilfe der Natur nicht, denn sie kommt nach Hahnemann gar nicht in Betracht. — Ist der Homöopath ein wahrheitsliebender und gewissenhafter Arzt, so darf er, seiner Lehre treu, keine gemischte Arznei reichen, die einfachen Droguen durchaus nur in winzig kleinen, kaum denkbaren Stäubchensstäubchen anwenden, darf kein Blut entziehen, keine Mineralbrunnen verordnen und mit einem Worte, nichts in Gebrauch ziehen, was der Vernunft, dem Naturinstinkt und der Erfahrung aller Zeiten entspricht. Geneset ein Kranker, so hat er nach dem Ermessen aller Kunstverständigen nichts dazu beigetragen, als daß er (und zwar gegen seinen Willen) die Natur nicht störte und eine schickliche Diät verordnete. Also nur in jenen Fällen, wo die Natur allein und ohne unsere Mitwirkung zu heilen vermag, ist auch der Homöopath fähig, so gut als jeder andere müßige Zuschauer Beistand zu leisten. Wo energische Hilfe, z. B. bei Gehirnentzündungen, Noth thut, vermag er nichts." Vergl. die neueste Schrift über diesen

Gegenstand von Dr. Fr. A. Klose: Die Medicin unserer Zeit nach ihrem Stillstehen und Vorwärtsschreiten mit besonderer Rücksicht auf Homöopathie, Leipzig bei Hartmann 1835.

In der That hat die Homöopathie auch außerhalb Deutschland, ihrem eigentlichen Heerde, namentlich in England, Frankreich und Italien bis jetzt wenig Eingang finden können, und bereits sind auch bei uns eine große Zahl berühmter Aerzte gegen sie in die Schranken getreten, um sie in Bezug ihrer Extreme des Aberglaubens zu bezüchtigen. Zwar berufen sich die Homöopathen auf eine nicht abzuläugnende große Zahl von Fällen, in welchen besonders wenn auch schmerzhafte doch weniger das Leben selbst bedrohende chemische Krankheiten, gegen welche die allopathische Heilmethode nichts auszurichten vermochte, durch ihre Behandlung geheilt wurden, so daß, wenn auch nicht die Hilfe blos palliativ war, doch Fälle, wo eine radicale Kur erfolgte, übrig bleiben. Allein es bleibt nur die Frage: ob nicht die bloße Diät, welche die Homöopathen vorschreiben und die Rücksicht auf die reactiven Heilkräfte der Natur, welche sie, ohne es bestimmt zu beabsichtigen, doch immer nimmt, das Meiste oder Alles bewirkt habe. „Unbestritten," sagt der verstorbene Pierer in Altenburg, „kommen der Homöopathie zwei große Vortheile zu Gute, nämlich 1) daß sie auf eine sehr strenge Diät dringt und den Genuß von Reizmitteln ausschließt, die gewöhnlich in den Kreis der Lebensordnung aufgenommen, in Krankheiten häufiger nachtheiliger einwirken, als man dies gern eingestehen will, wie z. B. Kaffee, Wein, Gewürz rc., und 2) daß das eigene heilkräftige Vermögen der Natur, das in Krankheiten meist von Aerzten und Kranken viel zu gering angeschlagen wird, bei homöopathischen Kuren durch direktes

Einwirken, und nach vorgefaßten Meinungen von seinem Zweck nicht abgelenkt wird. Rechnet man dazu den psychischen Einfluß, den das Vertrauen des Kranken zu einer ihm als unfehlbar angepriesenen Heilmethode auf den Gang der Krankheit hat, eben so die Willigkeit, mit der gewöhnlich homöopatischen Aerzten in ihren gebietrischen Anforderungen Folge geleistet wird; so mag hieraus schon allein eine große Zahl glücklicher und selbst Aufsehen erregender Kuren sehr einfach erklärbar sein." Wenn aber dennoch Fälle übrig bleiben, die auf diesem Wege nicht hinreichend erklärt werden können, so muß doch zugestanden werden, daß die Allopathie, namentlich durch Blutentziehungen zu rechter Zeit, durch Ausleerung der ersten Wege, durch Anwendung der Heilquellen und andere ihr eigenthümliche Mittel, welche die Homöopathie unbedingt verwirft, nicht nur eben so große, sondern noch viel größere Erfolge hervorbrachte und noch hervorbringt.

Und — kann man auch nicht in Abrede stellen, daß in der Allopathie, deren weniger geweihte Jünger durch Recepte von der Länge der Wiener Küchenzettel, durch gewaltige Gläser die Kranken überfüllten und nach der Fabel, in den Kampf der Natur und der Krankheit mit dem Knittel dareinschlagen, unbekümmert, ob sie die Natur oder die Krankheit todtschlagen, theilweis noch finstere Regionen voll erkannten und nicht erkannten Aberglaubens sich finden, kann man der Homöopathie auch nicht allen relativen Werth absprechen, muß man vielmehr zugeben, daß die diätetischen Vorschriften und die Einfachheit ihres Verfahrens, so wie das Vertrauen, das sie auf die heilkräftigen Vermögen der Natur setzt, mehr Beachtung verdienen, als sie bei Allopathen oft finden: so kann man doch auch nicht ver-

kennen, daß dem homöopathischen Heilverfahren, wie es jetzt beschaffen ist, sowohl von Seiten der demselben zugethanen Aerzte, die oft zu Charlatanen herabsinken, als des Publikums, das demselben mit so viel Vertrauen entgegenkommt und sich zu homöopathischen Experimenten willig hergibt, ein starker Aberglaube zu Grunde liege. Das System der Homöopathie, wenn anders von einem solchen die Rede sein kann, ist so voll von dunkeln Stellen, von Widersprüchen und Räthseln, von Hypothesen und luftigen Folgerungen, als irgend die medicinische Theorie einer der Schulen, die schnell das Haupt erhoben, um eben so schnell wieder zu vergehen, und trügt nicht alle Erfahrung, so ist diese Schule so wenig als die fast untergegangene des thierischen Magnetismus im Stande, ihre Lehre consequent durchzuführen, und so sehr die Homöopathen gegen eine Verschmelzung ihrer Theorie mit der der Allopathie protestiren, so läßt sich dennoch mit ziemlicher Bestimmtheit voraussehen, daß, wenn nur erst die junge Wissenschaft ein wenig die Hörner sich abgelaufen hat, Mutter und Tochter, in der goldenen Mitte entgegenkommend, sich versöhnen und jenen wahren, auf die Grundsätze der Gerechtigkeit gegründeten Frieden schließen werden, in welchem beide Theile dem entsagen, was sie nach reiferer Prüfung nicht für haltbar ansehen können. Auf jeden Fall hat sich das neue Land, das die Homöopathie entdeckt haben will, noch viel zu wenig gelichtet, als daß sie die durch die Erfahrungen so vieler Jahrhundete gestützte Allopathie verdrängen könnte; sie ist zur Zeit noch zu sehr ein Gewebe willkührlicher Annahmen, als daß sie das Vertrauen verdienen könnte, das ihr von so vielen Seiten geschenkt wird.

Eigentlich sollten wir noch von dem

F. ökonomischen Aberglauben

besonders handeln. Denn unverkennbar gibt es unter der großen Menge noch heut' keinen gefährlichern Feind eines verbesserten Landbaues als den Aberglauben, der den wohlgemeintesten Vorschlägen zur Kultur auf jede mögliche Weise widerstrebt. Aus Aberglauben verschmäht der gewöhnliche Landmann die vortheilhaftesten Rathschläge und baut seinen Acker geflissentlich ganz so, wie der Vater und Großvater gethan haben. Aus Aberglauben läßt man in dem civilisirten Europa noch Steppen öde liegen, auf welchen Millionen Menschen im Ueberfluß ihr Brod bauen könnten, aus Aberglauben hält man noch an der schädlichen Observanz der allen Grundsätze der Oekonomie und Waldkultur hohnsprechenden Triftordnungen. Aus Aberglauben verabscheut man jede Verbesserung, die der Einfältige nicht sogleich begreift, und ein alter Kalender mit seinen tollen astrologischen Regeln für den Landbau gilt mehr, als eine dreifache Erfahrung von der Grundlosigkeit dieser Vorschriften u. s. w. Allein wir haben eines Theils dieses Aberglaubens schon oben gedacht, andern Theils aber bleibt die nähere Erörterung desselben billig Oekonomen von Profession in besondern Volksschriften überlassen, und wir wenden uns daher zu dem

Viertes Kapitel.

gemischten Aberglauben,

welcher diejenigen Arten des Wahns aufzuzählen hat, die naturwissenschaftlich und religiös zugleich sind. Hierher gehören die sogenannten

I. Ahnungen oder Ahndungen,

von denen man täglich Gebildete und Ungebildete sprechen hört, indem man darunter ein dunkles Vorempfinden oder Vorhersehen der Zukunft ohne alle Vermuthungsgründe, ohne Schlüsse von der Gegenwart und der vorhandenen Stellung der Dinge auf ihre Folgen versteht. „Es ist mir vorgegangen, es hat mir geahnet, geahndet!" hört man häufig sagen, wenn Jemand von einem unerwarteten Unfall betroffen wird. Namentlich ist der Wahnglaube, daß entfernte Sterbende, die man kannte und liebte, ihren Hingang ihren abwesenden Freunden durch Zeichen mancherlei Art zu erkennen geben, weit verbreitet. Da soll ein Picken in der Wand (der Aberglaube nennt es Todtenuhr; der Verständige findet statt derselben einen Holzwurm, der durch sein Nagen jenes Geräusch verursacht) den nahen Tod eines Kranken anzeigen; da wollen Todtengräber vor jedem Todesfall durch ein Geräusch in ihren Geräthschaften, durch ein Gepolter im Beinhause ꝛc. noch ehe derselbe eintritt, in Kenntniß gesetzt sein. Aehnliches erzählen die Tischler, welche die Särge verfertigen. So sollen sich Todesfälle in der Familie bei den Angehörigen durch eine Bewegung in dem, was dem Sterbenden angehört, durch einen Schlag, wie eines großen herabfallenden Gegenstandes, da man doch nichts davon findet, durch Herabfallen ihrer Bildnisse, durch Zerspringen ihrer Büsten u. s. w. in dem Augenblicke des Abscheidens zu erkennen geben, ja man erzählt sogar von Erscheinungen der Sterbenden an fremden Orten. So soll ein sächsischer Hofprediger zu der Zeit, da er auf seinem Krankenlager verschied, in priesterlichem Schmucke vor seinem Fürsten erschienen, und ein Kardinal unter gleichen Verhältnissen zu der Königin

Katharina von Medici gekommen sein. Eben so soll ein Studirender die Gattin seines Lehrers, die er eben mit dem Tode ringend verlassen, zu der Zeit auf der Straße gesehen haben, als sie verschied, und eine Dame ihren Vetter, der kurz vorher an der Auszehrung gestorben, früh am hellen Tage auf sich haben zukommen sehen. Man bezeichnet diese angeblichen Erscheinungen mit dem Namen: sich eignen, z. B. der Todte hat sich bei mir geeignet. Dramatische Dichter haben diesen Wahn vielfach, wie z. B. in der Ahnfrau, für die Kunst benutzt. Sogar an Berichten von Personen, welche lange zuvor in dem vollen Wohlsein ihren Tod auf Jahr, Tag und Stunde vorherbestimmt haben sollen, fehlt es nicht. S. Eckhartshausen Sammlung der merkwürdigsten Visionen rc. 1792. W. Stilling der Zusammenhang der Seele mit der Geisterwelt rc. 1834.

Alle diese und ähnliche Erscheinungen, deren Zahl Legion heißt, halten indeß die Prüfung nicht lange aus. Dieselben rühren sämmtlich von abergläubigen Leuten her, welche die Gebilde ihrer Phantasie mit der Wirklichkeit verwechselten und gleich dem Furchtsamen, der überall Gefahr erblickt, Gespenster sahen, weil sie sie sehen wollten. Noch kein wahrhaft Aufgeklärter hat dergleichen Erscheinungen gehabt, die den Traumbildern verwandt sind, und auf die dasselbe anzuwenden ist, was wir früher über den Traum und die Phantasmagorien bemerkt haben. Ein so unbewußtes Ahnungsvermögen, als jene Seher voraussetzen, hat der Mensch nicht. Jene Ahnungen gingen blos zufällig in Erfüllung, wie etwa von 1,824,900 Träumen, welche 5000 in Einem Jahre träumen, 100 in Erfüllung gehen, wobei aber der Aberglaube nun nicht mehr von den übrigen Träumen, welche nicht in Erfüllung gingen, sondern nur

von den 100 redet, welche, wie man sich ausdrückt, eintrafen. Es kann nicht befremden, wenn bisweilen ausnahmsweise und zufällig in derselben Stunde, in welcher Jemand ein Geräusch und Gepolter, dessen Ursache er nicht gleich einsieht, wahrnimmt, Eines der Seinen in der Erfernung stirbt, oder daß nach einem Zustande geistiger Verstimmung oder körperlichen Unwohlseins, in welchem er die Welt in düstrer Farbe sah, über deren Ursache aber er sich nicht volle Aufklärung gewähren konnte, eine traurige Nachricht erhält; allein wer kann vernünftiger Weise hieraus auf das Vorhandensein von Ahnungen im Sinne des Aberglaubens schließen, da das oft so überraschend sich einmischende Zusammentreffen der Umstände Alles hinlänglich erklärt, wenn man anders nur nicht mehr sehen will, als wirklich zu sehen ist, und der Einbildungskraft nicht einen Spielraum gestattet, den sie nicht haben darf, wenn wir uns nicht selbst täuschen wollen. Dazu kommt, daß, wenn man vernünftiger Weise solche Ahnungen annehmen wollte, dieselben doch wohl in allen, oder wenigstens den meisten Fällen vorhanden sein, z. B. daß jeder Todesfall, oder doch die Mehrzahl derselben sich eignen müßte. Endlich ist es aber auch nach den Forschungen einer gesunden Philosophie und Naturwissenschaft und den durch sie bekannten Sätzen der Natur geradezu unmöglich, daß unter der gegenwärtigen Ordnung der Dinge, wo die Wirksamkeit der Geister auf die Außenwelt sowohl überhaupt, als die Menschen, die Mitgeister insbesondere, durchaus und ohne Ausnahme an das Organ des Körpers geknüpft ist, ein Geist ohne Körper sich in irgend einer Beziehung mittheilen und bemerklich machen könnte, so daß auch die Möglichkeit einer Erscheinung eines Geistes ohne Körper nicht denkbar ist. Schon Unzählige haben ihren Freunden verspro=

chen, ihnen nach ihrem Tode wieder zu erscheinen, und Keiner hat noch sein Wort erfüllt.

In der Bedeutung, in welcher der Aberglaube das Wort Ahnung nimmt und die Gemüther mit fortwährender Furcht vor den Dingen erfüllt, welche da kommen sollen, kann vernünftiger Weise von einem Vorherwissen der Zukunft nicht die Rede sein. Von Ahnungen, als etwas Wirklichem, können wir blos da reden, wo wir in Betrachtung der Schönheit der Natur oder eines Kunstwerkes das Schöne und Wahre mit dem Gefühl wahrnehmen und anerkennen, oder wo unsre Schlüsse von der Gegenwart auf die Zukunft nicht zum deutlichen Bewußtsein gelangen und mehr als dunkle Gefühle sich ankündigen. Doch auch diese Ahnungen können, wie klare, zur Klarheit gekommene Schlüsse selbst, eben sowohl in Erfüllung als nicht in Erfüllung gehen, da die Umstände, welche sie im Laufe der Dinge als wahrscheinlich voraussetzen, sich leicht ändern und wir außerdem in unsern Schlüssen irren können. Verschieden hiervon sind die Ahnungen mancher Kranken, welche ihr Besser- oder Schlimmerwerden oder gewisse Heilmittel betreffen. Dieselben erklären sich indeß theils aus dem Gefühl schnell vorgefallener Veränderungen in ihrem Befinden, das offenbar mit der heilenden Kraft der Natur zusammenhängt, theils aus einem instinctmäßigen Drange der Natur, welche die Heilmittel andeutet. Auch auf solche Ahnungen kann jedoch der Mensch in keiner Hinsicht Etwas mit Bestimmtheit bauen. Der Weise thut redlich das Seine und überläßt sein Schicksal der göttlichen Vorsehung, welche die Leitung desselben übernommen hat. Aus weisen Absichten hat Gott dem Menschen den Blick in die Zukunft verhüllt, und damit spricht sich auch das Urtheil über alle

II. Wahrsagung
aus. So viele Wege die Menschen seit Anbeginn der Welt eingeschlagen, so viele Mittel sie angewandt und so sehr sie sich abgemüht haben, den Schleier zu lüften, der ihnen die Zukunft verbirgt, so haben sie doch nur Unerreichsares angestrebt und nur von Neuem die Erfahrung gemacht, daß das Buch der Zukunft dem Tempel der Isis zu Sais gleiche, der die Inschrift führte; „Ich bin Alles, was da war, was da ist und was da sein wird, und meinen Schleier hat kein Sterblicher aufgedeckt!" Wäre es gut für den Menschen, der gütige Schöpfer würde seinen Geistesblick geschärft und ihm die Fähigkeit vetliehen haben, seine Schicksale im Voraus zu lesen, ohne erst zu Zauberkünsten seine Zuflucht nehmen zu müssen. Aber fürwahr! wie unglücklich wäre der, welcher dies vermöchte. Die Freuden, die ihm bevorständen, würden ihm dadurch, daß er sie kennt, gleichgültig und in dem Hinblick auf die Leiden, die seiner warten, im Voraus verbittert werden, er würde die Leiden, die ihm bevorstehen, darum, weil er sie im Voraus lange vorher erblickt, doppelt schmerzlich empfinden, er würde der Zukunft mit dumpfer Niedergeschlagenheit entgegengehen und sein Streben nach Tugend würde in dieser Stimmung bald gänzlich ermatten. Darum forsche nicht nach der Zukunft, sondern genieße mit Demuth, was Gottes Huld bescheidet, und denke, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen werden.

Der wichtigsten Arten der Erforschung der Zukunft haben wir früher gedacht und über die Wahrsagung im Allgemeinen bereits gesprochen. Hier möge blos noch derjenigen Arten derselben im Besondern gedacht werden, welche jetzt noch im Schwange gehen.

Am wenigsten wohl noch, aber doch noch mehrfach wird

a) die Chiromantie

oder die Wahrsagerkunst aus der Hand und ihren Linien getrieben. Diese Kunst war zwar schon den Griechen bekannt, und Aristoteles erwähnt ausdrücklich der sogenannten Lebenslinien, deren Länge der muthmaßlichen Länge des Lebens entsprechen soll, jedoch befindet sich erst in dem Traumbuche des Artemidorus eine zusammenhängende Lehre über die Deutung der Handlinien. Desto weiter verbreitete sich die Chiromantie später in Verbindung mit der Astrologie besonders durch Theophrastus Paracelsus und Cardanus. Die Form der Linien, welche, je nachdem die Form derselben den Himmelszeichen entspricht, einem der 7 Planeten geheiligt sind, ihre Länge, Breite, Tiefe, Farbe, so wie überhaupt die Größe der Hand, Finger und Nägel sind Gegenstände, worauf die Zigeuner und sogenannte kluge Frauen noch jetzt ihre Wahrsagungen gründen. Daß übrigens das Ganze eine bloße Gaukelei sei, in der der eine Theil die Rolle des Betrügers, der andere des Betrogenen spielt, geht schon daraus hervor, daß weder eine Beziehung dieser Linien u. s. w. zum Schicksale des Menschen vorhanden ist, noch die Erfahrung jenen Prophetien entspricht.

Gewöhnlicher und verbreiteter ist das sogenannte

b) Kartenschlagen,

das mit der Kenntniß der Spielkarten gleichzeitig nach Europa kam und seine Entstehung wahrscheinlich den Zigeunern im Morgenlande verdankt, wo diese auch diese Art der Wahrsagung zu einem einträglichen Gewerbe machten. Der Aberglaube be-

hauptet, daß aus gewissen angenommenen Bedeutungen der einzelnen Kartenblätter (z. B. As bedeutet einen Brief, der König Freundschaft, die Dame eine mißgünstige Frau aus der Nachbarschaft, der Bube einen Soldaten, die Zehen große Freude oder Ortsveränderung, die Acht einen jungen heirathslustigen Kaufmann u. s. w.), so wie durch deren zufällige Lage das Schicksal der Menschen oder einzelne Begebenheiten des Lebens bestimmt vorausgesagt werden können. Derjenigen, welche diese angebliche Kunst treiben, gewöhnlich verschmitzte Frauen, welche durch eine Menge Klatschschwestern sich in die geheimsten Verhältnisse ihrer Umgebungen einzuweihen wissen und oft einen so geübten Scharfblick besitzen, daß sie jedem Fremden, der ihr Orakel begehrt, auf der Stelle abmerken, in welchen Verbindungen er stehe, was er zu hoffen und zu fürchten habe u. s. w., der sogenannten Kartenschlägerinnen sind offenbar mehr, als die Polizei weiß, und es mag schwerlich ein kleines Städtchen geben, das nicht seine Kartenschlägerin hätte, die je nach der Fertigkeit, die sie in ihrer Kunst erlangt hat, dieselbe mit mehr der weniger Gewinn übt. Ja, das Kartenschlagen wird von Frauen in allen Ständen getrieben, und wenn dieselben dies auch zum bloßen Scherz zu thun versichern, so ist doch unverkennbar, daß hinter diesem Spiel ein finsterer Aberglaube seinen Spuk treibt, den man blos vor der Welt zu verbergen sucht.

Aber nur Thorheit und Unverstand kann sich überreden, daß Gott durch eine Karte sich enthülle, nur ein Gemüth, in dem finsterer Wahn seinen Sitz aufgeschlagen hat, kann sich einbilden, daß den zufälligen Verbindungen der Kartenblätter eine höhere Bedeutsamkeit zu Grunde liege und die Vorsehung durch eine Kartenschlägerin sich zwingen lasse, Rede

und Antwort auf die Frage zu stehen, welche die Neugier an sie zu richten sich herausnimmt. Fürwahr dieser Aberglaube ist um nichts besser, als der Glaube an ein nahe bevorstehendes besonders Glück, wenn man ein vierblättriges Kleeblatt findet, wobei das Glück lediglich in dem Funde selbst besteht, weil ein solches Kleeblatt eine Abnormität und darum selten ist, wobei es freilich nach den Gesetzen der Zufälligkeit möglich ist, daß auch eine anscheinbare Zufälligkeit unter dem Walten der Vorsehung, die zu ihrem Zwecke oft der kleinsten Mittel sich bedient, die Veranlassung zu einem Glücke wird, wie z. B. jener junge Mensch in Hamburg, weil er über dem Abpflücken eines solchen Blattes auf einem öffentlichen Platze von der Wache arretirt wurde, dadurch sich verhindert sah, ein Schiff nach Amerika zu besteigen, das bald darauf unterging.

Dieselbe Bewandtniß findet mit dem

c) Loosen

statt, über welches, da wir bereits oben davon gesprochen haben, wir hier nur noch Einiges bemerken wollen. So verschieden auch die Art und Weise war, in welcher man die Vorsehung durchs Loos befragte, der Sitte selbst liegt derselbe Grund unter, welcher einst die Augurien erzeugte, Aberglaube und das thörigte Streben, die Rathschlüsse der Gottheit zu erforschen. Loos bedeutet selbst nach unsern Begriffen jede Entscheidung von etwas einer Bestimmung Unterworfenen, auf eine Art, die den Charakter der Zufälligkeit hat.

Es wird also hierbei entweder das Dasein eines Ohngfährs, des Zufalls vorausgesetzt oder angenommen, daß Gott, ohne dessen Wissen und Wollen nichts geschieht, in zweifelhaften Fällen seinen Willen durchs Loos zu erkennen gebe. Allein,

was das Erste anlangt, so wendet man mit Recht Alles ein, was sich gegen die Annahme eines Zufalls und des Fatums sagen läßt, namentlich ist hier zu erinnern, daß einerlei Ursachen nur einen und denselben Erfolg haben, die Ursachen aber, als Folgen früherer Ursachen, nur dieselben sein könnten, was in unendlicher Reihe fortgilt, wenn auch der Mensch es nicht immer wahrnimmt. Außerdem streitet diese Annahme mit dem Glauben an eine göttliche Vorsehung. Glaubt man aber nun, daß diese ihren Willen durch Loose zu erkennen gebe, ja, da sie die Dinge einem zufälligen Laufe nicht überlassen kann, zu erkennen geben müsse, wie denn auf diese Annahme selbst noch jetzt unter Christen, z. B. bei den Brüdergemeinden Heirathen, Anstellungen u. s. w. durch Loose entschieden werden, und noch Viele privatim in dubiösen Fällen zur Entscheidung durchs Loos greifen, so muß dieser Gebrauch als eine falsche Folgerung aus dem Glauben an Gottes specielle Vorsehung betrachtet werden. Denn Gott hat den Menschen in solchen Fällen nicht an's Loos gewiesen, von dem weder die Vernunft, noch das Christenthum Etwas weiß, sondern ihm Vernunft und freien Willen und damit die Fähigkeit gegeben, nach reifer Prüfung den besten Entschluß zu fassen. Nicht durch Loose, sondern durch diesen freien Willen will Gott dem Menschen offenbaren, was er wählen soll. Darum ist und bleibt es des vernünftigen Menschen unwürdig, in wichtigen Angelegenheiten zum Loose seine Zuflucht zu nehmen, vielmehr soll er überall seine Vernunft oder verständigere Menschen, als er ist, befragen, und somit nach bestem Gewissen und Willen in zweifelhaften Fällen das wahrscheinlichst Beste wählen. Von diesem Gesichtspuncte aus und an sich betrachtet, kann z. B. auch das Loos bei der Recrutirung nicht gebilligt

werden. Die zu diesem Geschäft verordnete Behörde sollte vielmehr unter den zum Kriegsdienst Tauglichen die Tauglichsten auswählen. Und nur als zur Zeit noch nothwendige Anbequemung an Vorurtheile und Aberglauben des Volks kann diese Sitte noch entschuldigt werden. Etwas anders ist es bei Erbschaften, wo die Parteien sich nicht über die Theile vereinigen können, und wo das Loos blos als Mittel parteiloser Theilung angesehen werden mag, oder bei Spielen, wo das Loosen gewissermaßen als ein Spiel gilt. Das Lotto und die Lotterie, welche gewissermaßen auch hierher gehören, indem die Mitspielenden die Vorsehung fragen: ob sie nicht bestimmt seien, mit leichter Mühe reich zu werden? hat man zwar von Seiten kluger Staatsspeculanten durch die Behauptung zu rechtfertigen oder doch wenigstens zu entschuldigen gesucht, daß die Neigung der Menschen zu Glücksspielen eines Auswegs bedürfe und besser sei, derselben einen im eigenen Lande und unter gesetzlichen Formen zu öffnen, als den Strom sich selbst zu überlassen. Allein dieser Grund gehört ganz in die Kategorie derjenigen Gründe, womit man die Bordelle in Schutz nimmt.

Zum Aberglauben der Wahrsagerei gehört auch der Unfug, der in der heiligen Christnacht mit Blei- und Wachsgießen, mit Schuhwerfen, mit Salzhäufchensetzen, mit den Träumen, die man in der ersten Nacht hat, wo man an einem fremden Orte schläft, mit dem Aufpassen an Kreuzwegen in den zwölf Nächten, mit dem Lauschen an Brunnen getrieben wird. Hinter der unschuldigen Spielerei, für die man diese Gaukeleien hin und wieder auszugeben sucht, hat der Aberglaube sein Ruhepolster, und Mancher und Manche, die darüber lachen, glauben steif und fest an das Eintreffen der vermeintlichen Prophetie, peinigen sich durch thörigte Hoffnungen und Be-

fürchtungen, warten müssig auf das eingebildete Glück und machen verkehrte Pläne.

Zu dem gemischten Aberglauben sind auch noch folgende Thorheiten zu rechnen:

III. Der Glaube an Hexerei,

der eben sowohl in einer kindischen Naturkenntniß, als in falschen Religionsvorstellungen wurzelt und unter dem gemeinen Volke noch immer dergestalt umherspukt, daß man häufig diese und jene Leute der Hexerei beschuldigen und manche Krankheiten bei Menschen und Vieh als ein Werk derselben ausgeben sieht. Der Wahn, daß es Hexen und Hexenmeister, das heißt Personen weiblichen und männlichen Geschlechts gebe, die, kraft eines mit dem Teufel eingegangenen Bündnisses, das Vermögen besitzen, auf Menschen, Thiere und selbst leblose Gegenstände auf übernatürliche Weise schädlich einzuwirken, findet sich, wie früher bemerkt, bei vielen alten Völkern. Die Zauberinnen derselben entsprechen den Hexen der christlichen Zeit in mehrfacher Beziehung, so daß der Unterschied blos darin beruht, daß der Glaube an Zauberei, als er in die christliche Welt überging, durch die Verbindung, in welche er hier mit dem Glauben an den Teufel trat, eine eigenthümliche Gestalt annahm. Die Sprachforscher leiten das Wort eben sowohl von dem lateinischen Saga, eine Zauberin, als dem isländischen Hay, Weise, eine weise Frau, oder dem altdeutschen Hag, Haug, Hug, Nachdenken, Gemüth her. Der Wahn von der Existenz solcher Wesen im Sinne der spätern Zeit bildete sich aber schon in den frühern Jahrhunderten des Christenthums aus und wurde namentlich durch die Heiligen-Legenden genährt, welche immer von Erscheinungen des Teu-

fels in leiblicher Gestalt und dessen unzüchtigem Umgange mit Menschen zu berichten wußten. Obgleich dieser Wahn längst Volksglaube geworden war, so schreibt sich indeß doch dessen eigenthümliche Verbreitung vom Jahr 1484 her, wo der Pabst Innocenz VIII. dem in Deutschland errichteten Inquisitionsgericht auch gegen Zauberer und Hexen zu verfahren befahl, und dadurch ein Märtyrerthum in die der Hexerei Verdächtigen brachte. Jetzt erschien auch das berüchtigte Strafgesetzbuch gegen die Hexerei, Malleus maleficorum, welches den Proceß gegen die Hexen vorschrieb.

Fast kein Unglück gab es, das man nicht den Hexen zuschrieb. Sie vermochten, so wähnte der Volksglaube, unter dem Beistande des Teufels wahrzusagen, Mäuse, Ratten, Raupen, Läuse und alles mögliche Ungeziefer hervorzubringen, durch bloße Berührung oder Anhauchung Menschen und Thiere zu tödten, Männer und Weiber unfruchtbar zu machen, Hagelwetter herbeizurufen rc. Sie konnten sich in Thiere verwandeln und unsichtbar werden. Dem Teufel mündlich oder schriftlich, im letztern Falle durch Unterschrift ihres Namens mit ihrem Blute in ein schwarzes Buch sich verpfändend und ihm in allen Stücken zu Diensten, entsagten sie Gott und dem Heilande. Der Teufel bezeichnete sie mit einem Mal am Leibe, und wer das Unglück hatte, ein schwarzes Fleckchen an seinem Leibe zu haben, denn dies schon galt für ein Mal des Teufels, der war eine Hexe oder ein Hexenmeister. Das Bündniß wurde auf bestimmte oder unbestimmte Zeit geschlossen. Den so Verfallenen versprach der Teufel alle mögliche Reichthümer, täuschte dieselben aber oft, indem er das Geld ihnen untern Händen wieder verschwinden ließ u. s. w. Erst vor Kurzem erzählte ein Landmann, in Leipzig würden auf

der Messe auch kleine Schächtelchen mit **Hexen** in Gestalt von Hummeln verkauft, welche täglich soviel Geld schafften, als man für ein solches Hexenmännchen gebe.

Je tiefer die Nacht der Unwissenheit war, welche auf dem ganzen Mittelalter ruhte, und je weniger man außergewöhnliche Natur= oder Krankheitserscheinungen aus ihren natürlichen Ursachen sich zu erklären vermochte, um so leichter mußte sich dieser Glaube verbreiten, um so mehr, als unzählige Hexen vor Gericht diese und ähnliche Geständnisse gethan haben sollten, d. h. weil man die der Zauberei Verdächtigen so lange gefoltert hatte, bis sie, um nur von der Tortur befreit zu werden, die ihnen vorgelegten desfallsigen Fragen bejaht hatten.

Die Hexen und Hexenmeister, so glaubte man, hielten an gewissen Orten und zu gewissen Zeiten förmliche und feierliche Zusammenkünfte mit dem Teufel. Man bezeichnete als solche Stätten entfernte Plätze in Wäldern, Höhlen, verfallenen Schlössern, besonders aber den **Blocksberg** oder den **Brocken**, wo ein dicht an der höchsten Spitze entspringender Quell der **Hexenbrunn** und eine Masse von Granitblöcken auf dem Gipfel des Brocken der **Hexenaltar** heißt, weil auf demselben der Teufel bei Hexenzusammenkünften die Speisen bereiten läßt. Vorzüglich galt die Walpurgisnacht, der 1. Mai, als das Hauptfest. Die Hexen erschienen ganz nackend, mit einer aus den Leichnamen noch ungetaufter Kinder bereiteten Salbe (Hexensalbe) beschmiert. Die Reise ging auf Besenstielen, Ofengabeln, Schweinen, Böcken, Hunden rc. schnell durch die Luft. Der Höllenfürst präsidirte der Versammlung, während die weiblichen Hexen ihm durch Begehung der unsittlichsten Ausschweifungen ihre Huldigung darbrachten. Man brachte ihm als Opfer

bald die eigenen Kinder, bald beim Abendmahl im Munde behaltene und nachher wieder getrocknete geweihte Hostien. In dieser nächtlichen Orgie ging es in Sauß und Braus her, so daß die noblen Gäste einander im Schmaußen oder Trinken und Schändlichkeiten aller Art zu überbieten beflissen waren. Vor dem ersten Hahnenschrei ward das Fest aufgehoben, die Gäste eilten mit Hilfe des Teufels durch die Lüfte nach Hause, um hier noch mit dem ersten Geläute das Ave Maria beten zu können. Die Hexen und Hexenmeister waren im Besitz des sogenannten Heckgeldes oder Hexengeldes, das immer wieder kam, so oft man es ausgab, daneben verstanden sie die Kunst des Binsenschnittes, indem sie um den 1. Mai mit einer kleinen, sehr krummen Sichel am rechten Fuße durch die Fluren schritten, und die Straße, die sie nahmen, niedermähten, wodurch ein gewisser Antheil des Ernteertrags der so angeschnittenen Felder in ihre Scheuern fiel. Doch mußten sie sich in Acht nehmen, daß sie von Niemand gesehen wurden; denn geschah dies und sie wurden begrüßt, so mußten sie desselben Jahres noch sterben. Die Hexen sollten auch aus Handtüchern Milch melken können, soviel sie wollten, und wer im Besitz des Hexenkrautes, der sogenannten Barlappen war, sollte in der Kirche während des Gottesdienstes diejenigen, welche Hexen waren, mit dem Melkstutz auf dem Kopf erblicken. Außerdem galt und gilt bei dem gemeinen Volke vielfach noch jetzt für eine Hexe, wer rothe, triefende Augen hat, lahm ist u. s. w. „Ueber dem ganzen christlichen Europa," sagt Scholtz (in seiner Schrift über den Glauben an Zauberei ꝛc. 1830) „lagert im Mittelalter, wie eine dichte Wolke, der immerfort gesteigerte Glaube an herumschwärmende Dämonen und an Teufelsversuchungen, mit einer Anzahl von Wunder-,

Spuk- und Teufelsgeschichten. Wunder erhalten öffentliche Beglaubigung; zu allen Umtrieben der Menschen gesellen sich die verstrickenden der Dämonen und machen die Welt zum Tummelplatze der bösen Geister. Das unbedingte Bestehen des herrschenden Kirchenglaubens wird als unerläßliche Bedingung der Erhaltung des bürgerlichen Zustandes angenommen, und die Auflehnung dagegen auch von den weltlichen Machthabern als Rebellion angesehen. Den Anhängern neuer Lehren traut man alles Böse zu; die bösen Geister halten freie Einkehr bei ihnen; die Abtrünnigkeit vom (Kirchen) Glauben ist einer Hingebung an den Teufel gleichgehalten und setzt mit ihm in Verbindung, hat zu dieser entweder geführt oder ist daraus hervorgegangen. Nach der Weise einer großen Maaßregel wird dem neugestifteten Orden der Dominicaner, bald nachher auch den Minoriten die Inquisition übertragen, um solche Neuerer, selbst die Wahlverwandtschaft der Gesinnung mit Feuer und Schwert verfolgen zu lassen."

Die Hexenprocesse verfuhren gegen die der Zauberei Verdächtigen mit der entsetzlichsten Wuth. Jeder Verdächtige, und der damalige Glaube fand derer aller Orten, wurde, wenn man nicht mild die Hexenprobe vorzog, d. h. die Bezüchtigte mit kreuzweis zusammengebundenen Daumen und großen Fußzehen ins Wasser warf, wo sie, wenn sie nicht untersank, als überwiesen betrachtet wurde, auf die Folter gespannt, bis er bekannte, was man hören wollte, und das galt alsdann als Beweis gegen ihn, und die Inquisition schritt gewöhnlich zur Verdammung der angeblich Ueberwiesenen zum Feuertode. Bekannte er nicht und starb unter der Folter, so hieß es, der Teufel habe ihn erwürgt, damit er nichts aussage. So schlägt man die Zahl der in 1100 Jahren als Zauberer und Hexen Hingerichteten auf 9,442,994

an. Und noch im Jahre 1749 wurde in Würzburg und 1780 in Glarus eine Hexe verbrannt. Erst in neuerer Zeit klärte sich das öffentliche Urtheil darüber auf und Chr. Thomasius und Balth. Bekker erschütterten den Glauben an Hexerei dergestalt in seinen Grundvesten, daß die Hexenprozesse förmlich abgeschafft wurden.

Ein je größerer Schandfleck der Hexenglaube aber überhaupt in der Culturgeschichte Deutschlands ist, um so mehr muß man beklagen, daß derselbe noch immer nicht ganz hat ausgerottet werden können. Mag es sein, daß derselbe ursprünglich aus dem Glauben der Zeit an die Wirksamkeit böser Geister und des Teufels hervorging, indem manche Verblendete und Schlechte in diesem Wahne diese Geister sich dienstbar zu machen suchten, mag es sein, daß phantastische Einbildungen, welche durch den Genuß narkotischer Mittel, wie die vermeintlichen Hexenpulver und Hexentränke, erregt wurden, die Abergläubigen oft täuschten und einzelne alte böse und wollüstige Weiber mit leicht zu erhitzender Einbildungskraft mit dem Teufel in unmittelbarer Gemeinschaft getreten zu sein und an den teuflischen Festen Theil zu nehmen träumten, so bleibt es doch Schmach für den gebildeten Theil jener Zeit, daß sie darauf den Glauben an Zauberei gründeten und auf die Aeußerungen solcher Personen, und ihr elendes Treiben, auf durch die Tortur abgepreßten Geständnisse ihre Theorien von der Hexerei bauten, so daß in dem criminellen Verfahren gegen die Hexen das Princip des alten Strafrechtslehrer Hippolit v. Marsiliis befolgt wurde: jura transgredi et de facto procedere. Die Zeit konnte allerdings gebieten, durch Strafgesetze gegen den Hexenglauben einzuschreiten, wenn Belehrung nicht half und aus der Fortdauer desselben

dem öffentlichen Wohl Gefahr drohete; wie denn noch gegenwärtig die weltlichen Gesetze Korrektionsstrafen gegen Abergläubige verhängen, die mit Zauberei sich befassen. Aber zu sengen und zu brennen gegen die Hexerei, als gegen einen wirklichen Schaden, der durch kein ander Mittel geheilt werden könnte, das gehört in die Chronique scandaleuse der Kriminaljustiz, die hier um so mehr ihr Ziel verfehlen mußte, als sie den Wahn officiell als Wahrheit bestätigte.

Daß der Teufel, von dessen Existenz weder die Vernunft, noch das Christenthum etwas weiß, keine Gewalt über die Menschen haben könne, darüber ist schon oben in der Lehre vom Teufel gesprochen worden. Mit dieser Lehre fällt aber auch der Hexenglaube und wenn hie und da noch Unwissende und Schlechte durch Hilfe des Teufels Zwecke erstreben zu können meinen sollten, so beruht diese Ansicht lediglich auf dem noch im Stillen sich fortpflanzenden Aberglauben.

Was aber die höllischen Zusammenkünfte in der Walpurgisnacht anlangt, so hängt die Sage offenbar mit den heidnischen Götterfesten zusammen, welche die Großen zur Zeit der Frühlingsnachtgleiche im Freien auf Bergen anstellten, und zu welchen ungeheure Menschenmassen zusammenströmten, um den Göttern Opfer zu bringen und sich bei den Opfermahlzeiten und den damit verbundenen wilden Tänzen zu erlustigen, wodurch man mit den Göttern in einen nähern Umgang zu treten glaubte. Als indeß die Deutschen zum Christenthume bekehrt wurden, so eiferten die Priester gegen dergleichen Zusammenkünfte und schilderten sie als ein Werk des Teufels. Daher entstand mit der Zeit der Glaube, daß auf dem Blocksberge und einigen Bergen in Schwaben, wo solche Opferfeste am meisten gefeiert

wurden, in der Walpurgisnacht Teufelstänze statt fänden. Wahrscheinlich begaben sich auch neugierige Frauen des Nachts dahin, um zu sehen, was hier vorgehe, erblickten in dem Zwielichte der Dämmerung allerlei vermummte fremde Gestalten, die abscheulichen Unfug trieben u. s. w., sie erzählten nachher von dem, was sie gesehen hatten, und wurden so die Veranlassung zu den spätern Sagen. Dazu kam, daß der erste Mai, als der Anfangspunkt des ökonomischen Jahres für die Landleute ein wichtiger Zeitpunkt war und daß diese bei dem herrschenden Glauben an Teufel und Hexen auch in dieser Hinsicht zu der Meinung kommen konnten, daß diese um diese Zeit auf's Neue sich rüsteten, um von dem Satan Befehl zu empfangen und Tücken auszuüben. Daher war es sonst an vielen Orten gewöhnlich, daß die Landleute in der Walpurgisnacht mit brennenden Strohwischen und langen Stangen auf die Berge liefen, schossen und trommelten, um die Hexenzusammenkünfte aus einander zu treiben.

IV. Glaube an Schatzgräber.

Auch dieser Aberglaube herrscht noch häufig auch in Deutschland. Ursprünglich hängt derselbe wohl mit den fabelhaften Sagen der Orientalen von unterirdischen Bergklüften, wo Früchte von Rubinen, Diamanten, Saphirn, Gold u. s. w. prangen, wie z. B. die tausend und eine Nacht vorzüglich in dem Mährchen von Aladins Wunderlampe erzählt, so wie mit dem Glauben an Erdgeister zusammen. Da man auch in Europa in Burgen, Klöstern, Kirchen, in Wäldern und auf freiem Felde bisweilen Kostbarkeiten und Geldsummen fand, welche die ehemaligen Besitzer in Kriegszeiten verborgen, aber, weil sie darüber abgestorben waren, nicht wieder zurück-

genommen hatten, so bürgerten sich in den finstern Zeiten des Mittelalters und später jene Sagen als lebendiger Aberglaube ein und es bildete sich in der Phantasie des Volkes die Idee von versteckten Schätzen aus, deren man durch magische Mittel habhaft werden könne. Man fabelte, diese Schätze würden von unterirdischen Geistern bewacht und nur gewisse Personen und Zeiten sollten geeignet sein, dieselben zu heben. Dies sollte um Mitternacht in geheimnißvollen Kreisen geschehen, ein schwarzer Bock oder ein schwarzes Huhn mußte geschlachtet, eine Summe Geldes in die Nähe niedergelegt werden. Was da auch geschäh, so müssen die Betheiligten das strengste Schweigen beobachten, wenn der Schatz nicht sogleich rücken und wieder in die Erde versinken solle ꝛc. Wird etwas bei der Verschwörung versehen, so steigt der Schatz zwar in die Höhe, wird den Grabenden sichtbar, verschwindet aber wieder. In jedem Jahrhunderte nur an wenig Tagen lassen sich Schätze heben, deren Dasein des Nachts brennende Lichter oder erscheinende Geister denen anzeigen, welchen dieselben zugedacht sind.

Dieser Wahn und die Leichtgläubigkeit des Volkes reizte zu allen Zeiten Betrüger, welche, die Rolle von Schatzgräbern spielend, die Abergläubigen brandschatzten. Vornehmlich geschahe dies im sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte, so daß man sich veranlaßt fand, die Schatzgräber als Betrüger zu bestrafen, was mit Recht noch jetzt geschieht. Wenn auch gewiß im dunkeln Schooße der Erde noch manche Schätze liegen, die dahin in Zeiten öffentlicher Drangsale aufbewahrt wurden, so vermag doch Niemand die Oerter zum voraus zu bezeichnen, wo dies der Fall ist, eben so wenig, als magische Mittel nöthig sind, um sich in den Besitze derselben zu setzen. Wer das Glück hat, einen

solchen Schatz zufällig zu finden, der wird ihn schon ohne Schatzgräber heben. Zu den strafbaren Schatzgräbern war indeß freilich jener Vater nicht zu rechnen, der seinen faulen Söhnen sagte: in seinen Weinberge liege ein großer Schatz begraben, sie möchten nach seinem Tode ja nicht müde werden, die noch öden Stellen umzugraben, und so die Veranlassung ward, daß die Söhne diesen Platz kultivirten und zwar nun keinen Schatz unter, wohl aber über der Erde fanden. Die beste Anleitung zur Schatzgräberei gibt Göthe in seinem Schatzgräber, der aus diesem Grunde hier eine Stelle finden mag:

Arm am Beutel, krank am Herzen,
Schleppt' ich meine langen Tage,
Armuth ist die größte Plage,
Reichthum ist das höchste Gut!
Und, zu enden meine Schmerzen,
Ging ich, einen Schatz zu graben!
„Meine Seele sollst Du haben!"
Schrieb ich hin mit eignem Blut.

Und so zog ich Kreis' um Kreise,
Stellte wunderbare Flammen,
Kraut und Knochenwerk zusammen,
Die Beschwörung war vollbracht.
Und auf die gelernte Weise,
Grub ich nach dem alten Schatze
Auf dem angezeigten Platze,
Schwarz und stürmisch war die Nacht.

Und ich sah' ein Licht von weitem,
Und es kam gleich einem Sterne
Hinten aus der fernsten Ferne,
Eben, als es zwölfe schlug.
Und da galt kein Vorbereiten;

Heller ward's mit einemmale
Von dem Glanz der vollen Schaale,
Die ein schöner Knabe trug.

Holde Augen sah ich blinken
Unter dichtem Blumenkranze;
In des Trankes Himmelsglanze
Trat er in den Kreis herein,
Und er hieß mich freundlich trinken;
Und ich dacht': es kann der Knabe
Mit der schönen, lichten Gabe
Wahrlich nicht der Böse sein.

„Trinke Muth des reinen Lebens,
Dann verstehst Du die Belehrung,
Kommst mit ängstlicher Beschwörung
Nicht zurück an diesen Ort.
Grabe hier nicht mehr vergebens!
Tages Arbeit, Abends Gäste,
Saure Wochen, frohe Feste,
Sei Dein künftig Zauberwort."

V. Glaube an Geistererscheinungen und die Möglichkeit, Geister zu citiren.

Kaum ein anderer Zweig des Aberglaubens kann älter und weitverbreiteter sein, als dieser. Wir finden wirklich kein einziges Volk, bei welchem man nicht dem Wahne begegnet, daß man mit Geistern oder auch Verstorbenen, die als Geister noch Gemeinschaft mit der Welt haben, in unmittelbare Verbindung treten, ja daß man sie nach Willkühr hervorrufen könne. Mehrere Belege hierzu sind aber bei Gelegenheit der Rede von dem Gespensterglauben gegeben worden, und der Berichte über die angeblich wirklich stattgehabten Geistererscheinungen sind Legion. Vergl. die bekannten Schriften: Die Ge-

spenster von Wagner und den Geisterseher. Ja selbst Gebildete und Aufgeklärte wähnen, wenn sie auch von dem Glauben, Geister zu sehen, frei sind, oft genug, wenigstens durch einen Rapport mit ihren dahingeschiedenen Lieben in Verbindung zu stehen, wie aus den Aeußerungen von Personen, denen der Tod sehr theuere Häupter entriß, sattsam hervorgeht. Und wenn auch die Furcht vor Geistern und Gespenstern mit dem Fortschreiten in der Naturkunde in umgekehrtem Verhältnisse steht und Kinder und Ungebildete vorzugsweise beherrscht, so möchte es doch schwerlich Jemand geben, der von derselben ganz frei wäre und ohne von derselben beschlichen zu werden, in nächtlicher Stille über einen Kirchhof, durch ein Todtengewölbe wandelte, wie z. B. selbst der das Heilige frech verspottende Tilly vor der Schlacht bei Leipzig mit einem Schauer die Beinhausgemälde in der Todtengräberwohnung wahrnahm, eben so wenig, als auch der Freidenkendste behaupten wird, daß ihm Geistererscheinungen in dramatischer oder romantischer Darstellung nicht ein eigenthümliches Interesse gewähren.

Dennoch muß die Wissenschaft den Glauben an Geistererscheinungen als Aberglauben bezeichnen, da ein sinnliches Wahrnehmen der abgeschiedenen Geister als durchaus unmöglich sich darstellt. Wie Bretschneider (Ueber Tod, Unsterblichkeit und Auferstehung, Leipzig 1823. 4. Predigt S. 53 f.) darüber treffend sich erklärt: „Die Seele selbst ist ein Geist, folglich dem Auge des Leibes nicht sichtbar; und gesetzt auch, sie wäre kein ganz unkörperliches Wesen, sondern von der feinsten Materie, so würde sie unserm Auge doch eben so unsichtbar sein, als die Luft, der Aether und so manche andere unsichtbar wirkende Kräfte in der Natur. Also Seelen, von ihren Körpern getrennt, können nimmer ein

Gegenstand der Erkenntniß für unsere Sinne werden. — Wollten wir aber annehmen, daß die Seelen der Verstorbenen, wenn sie in die Gefilde der Unsterblichkeit eintreten, auch wieder mit einem neuen Körper, der für unsere Sinne erkennbar wäre, vereinigt würden, so würden sie durch diesen Körper, den Gesetzen der Schwere zu Folge, an ihren Wohnplatz gefesselt sein, und diesen nicht verlassen können, um auf unsre Erde zurückzukehren. Sie wären alsdann wieder in eben dem Zustande, in welchem sie sich hier befanden, wo sie auch, wegen der Verbindung mit dem Körper, an diese Erde gefesselt waren und diese nicht verlassen konnten, um in einen andern Weltkörper sich zu begeben. — Auch scheint es unmöglich zu sein, daß der zur Vollendung eingegangene Geist jemals selbst ein Verlangen haben sollte, freiwillig und aus eigenem Antriebe wieder auf die Erde zurückzukommen, und mit dieser so unvollkommenen Welt wieder in Verbindung zu treten. Sind doch nur äußerst wenige Menschen, welche das Verlangen haben, das Leben auf Erden noch einmal von vorn anzufangen; wie sollte ein Unsterblicher sich zurück sehnen, freiwillig zurückkommen auf den Schauplatz irdischer Unvollkommenheit? — Und wünschte er dieses, und wäre es auch möglich, daß er sich unsern Sinnen darstellen könnte; läßt es sich wohl denken, daß ein solches Wandern nach unserer Erde sich mit der Bestimmung, welcher die seligen Geister leben, vertrüge, und daß die Seelen den Zustand der Vergeltung jemals verlassen könnten? —"

„Gesetzt aber auch, ihr Wiederkommen auf Erden sei möglich, so würde doch das Wiedererkennen unmöglich sein; wir würden uns niemals überzeugen können, daß das, was wir sehen, ihre Person sei. Man kann Jeden, der den Wunsch hat, daß

die Todten wiedererscheinen möchten, kühn auffordern, anzugeben, auf welche Art uns der Verstorbene nun überzeugen solle und könne, daß er es sei, den wir im Leben gekannt haben, und durch welche Mittel er uns über seinen und der Verstorbenen Zustand Belehrung ertheilen könne? — Der Körper ist es, an dem wir einander hier erkennen; aber der Körper, den die Verstorbenen im Leben hatten, modert im Grabe. Woran wollten wir also die Seelen unserer Bekannten erkennen? — Etwa daran, daß sie uns Eigenheiten ihres Charakters entfalten? — Aber wie unsicher ist dieses Kennzeichen, und wie ähnlich sind sich die Menschen an Grundsätzen, Empfindungen und dem, was wir Charakter nennen! — Oder daran, daß sie uns an Geheimnisse erinnern, von denen wir wissen, daß sie nur ihnen bekannt waren? — Aber wie wenige Menschen haben solche Geheimnisse! Und wer könnte es uns verbürgen, daß nicht tausend andere Geister unsere Geheimnisse recht gut kennen? Wer, was das Schlimmste ist, wer vermöchte es, uns zu verbürgen, daß nicht andere, vielleicht uns gehässige Geister, uns auf diese Art mit leeren Hoffnungen täuschen oder mit vergeblicher Furcht ängstigen könnten? — Also woran wollten wir erkennen, durch unsere Sinne erkennen, daß eine Erscheinung, die sich uns darstelle, wirklich die Seele eines verstorbenen Menschen sei? Und wie soll uns ein solcher Geist belehren über die Zukunft nach dem Tode? Etwa durch Worte? Aber um Worte hervorzubringen, werden die Sprachwerkzeuge des menschlichen Leibes erfordert, welche Verstorbene nicht mehr besitzen. Reden können sie also nicht auf menschliche Weise und mit menschlichen Ohren hörbaren Tönen! — Wie sollen sie sich uns denn noch mittheilen? — Sollen sie vielleicht Gedanken und

Empfindungen in unserer Seele unmittelbar entstehen lassen, ohne daß wir mit unsern Sinnen ihre Gegenwart bemerkten? Aber wie wollten wir dann diese Gedanken und Empfindungen von unsern eigenen unterscheiden, wie es wissen, daß es der Geist eines verstorbenen Menschen ist, der unsern Geist unmittelbar berührt? Und könnte man eine solche uns ewig dunkel bleibende Berührung noch ein Erscheinen der Todten nennen? Und würde es vermögend sein, den Ungläubigen zu bekehren und unsere Hoffnung der Unsterblichkeit zu befestigen? —"

„Also von allen Seiten betrachtet ist ein Wiedererscheinen Verstorbener, ein Wiedererkennen derselben und ein Belehrtwerden durch sie ganz unmöglich und undenkbar. Und hiermit stimmt auch die Erfahrung überein, welche nie ein einziges glaubwürdiges Beispiel eines solchen Wiedererscheinens der Seelen der Verstorbenen hat aufstellen können. Denn alle vermeintliche Erfahrungen dieser Art sind endlich als Betrug oder Täuschung erkannt worden. Auch Jesus erschien nach seiner Auferstehung seinen Freunden nicht dem Geiste, sondern dem Leibe nach und der letztere war es, an dem ihn seine Getreuen erkannten. Wenn also der Unglaube, wie der reiche Mann in unserm Evangelio verlangt, daß ihm erst Verstorbene wiedererscheinen müßten, ehe er eine Unsterblichkeit glauben könne und wenn der Aengstliche ein solches Wiedererscheinen wünscht, um wenigstens alle Zweifel zu zerstreuen, und den Sündern einen kräftigen Anstoß zur Besserung zu geben, so fordert jener, so wünscht dieser etwas Unmögliches. —"

Zwar sagen die Vertheidiger des so feststehenden Aberglaubens: wo Thatsachen vorliegen, da könne eine Bestreitung der Möglichkeit nicht berücksichtigt werden, und berufen sich auf hie und da, wie sie sagen, wirklich stattgehabte Erscheinungen Verstor-

bener. Allein kein einziger dieser Berichte ist glaubwürdig, vielmehr läßt sich immer nachweisen, daß entweder Betrügerei, z. B. bei Schröpfer und Cagliostro, die Hand im Spiele hatte und durch optische Künste, wie die Briefe über die natürliche Magie an Sir Walter Scott, von Dav. Brewster, aus dem Englischen von Friedr. Wolff, Berlin 1833 neuerdings darüber Aufklärungen geben, Leichtgläubige zu täuschen wußte, oder daß ein krankhafter Zustand oder eine überreizte Phantasie, wie in den Phantasmen, eine Verwechselung der Bilder unserer Einbildungskraft mit wirklichen Gegenständen veranlaßte. Auch in diesem Punkte nahmen die guten Alten zu viel auf Treue und Glauben hin, schieden nicht Erzählung von Thatsachen, fragten nicht genug nach der Fähigkeit zu beobachten, und so kam es, daß das Gebäude von der Möglichkeit, Geister zu sehen und zu citiren, alles Grundes ermangelt. Kann auch der Tod die Verbindung, in welcher wir mit Dahingeschiedenen stehen, nicht trennen, von einem sichtbaren, leiblichen Umgange mit ihnen kann nie, selbst dann nicht die Rede sein, wenn man annehmen wollte, daß uns Geister der Verstorbenen umgeben könnten. Wenn aber z. B. der einsame Aufenthalt auf einem Kirchhofe, an Todtengrüften selbst den Aufgeklärten mit Ernst und Schauer erfüllt, so ist es nicht der Glaube an Gespenster und Geister, die ihm sichtbar werden könnten, sondern die nachdrückliche Mahnung an das Ewige überhaupt, die hier an sein Herz schlägt.

VI. Der Glaube an Besessensein vom Teufel.

Es mag zweifelhaft scheinen, ob diese Art des Aberglaubens eine Stelle einnehmen könne unter

Sr. Hochwohlgeboren,

dem Fürstl. Schwarzb. Oberappellationsrath ꝛc.,

Herrn Freiherrn

Julius von Röder

zu

Anhalt-Zerbst,

meinem innigst verehrten Jugendfreunde.

Vorwort.

In unserer Zeit ist vielfach die Rede von der geheimen Weisheit der Alten, in welcher noch der verborgenen Schätze Viele ruhen sollen. Die Theologie sowohl, als die Naturphilosophen sehen wir häufig im Suchen darnach begriffen. Der neue Mysticismus, wie der Siderismus und die Doctrin von den unwägbaren chemischen Substanzen in der Homöopathie laufen einander parallel. Und wahr ist es, das vorige Jahrhundert auf seinem anatomischen Theater, mit seiner Ueberverständigkeit hat Unrecht gethan, daß es über die geheimen Wissenschaften unbedingt absprach. Auch hier liegt noch manches Goldkorn verborgen, oder jene Wissenschaften können uns, wenn wir sie nur recht deuten, zu manchen kostbaren Andern führen. Allein, wie es scheint, ist man des Oeftern nicht weit davon entfernt, dieselben wieder zu überschätzen und mehr in ihnen zu suchen, als man finden kann. Ein überwiegender Hang zum Mysticismus thut sich überall kund. Und dafür müssen, ne respublica literaria detrimenti quid capiat, nicht nur die

Jünger der Wissenschaft, dafür müssen alle denkende Gebildete unseres Volkes und unserer Zeit gewarnt werden.

Dieser Ueberzeugung verdankt nachstehende Schrift ihre Entstehung; hierin liegt ihr Zweck. Wenigstens wünscht der Verf. in dieser Beziehung durch sie denen zu nützen, welche sich für die höchsten Angelegenheiten der Menschheit interessiren, aber durch ihre Berufsverhältnisse behindert werden, selbst in die dunkeln Hallen des Aberglaubens herabzusteigen.

Mehr über das Buch sagen, hieße demselben vorgreifen. Das aber kann nicht in der Absicht einer Vorrede liegen.

Der Verfasser.

dem Kapitel vom gemischten Aberglauben, da derselbe eben sowohl zu dem religiösen, als naturwissenschaftlichen und medicinischen Aberglauben zuzugehören dünken könne. Indeß nehmen wir diesen Glauben erst hier auf, da jedenfalls falsche religiöse Begriffe und mangelhafte Naturkenntnisse wenigstens gleiches Anrecht an ihn haben.

Nicht blos bei den Juden, auch bei andern alten Völkern und in späterer christlicher Zeit war von Besessenen, Dämonischen sehr oft die Rede. Noch unbekannt mit den Symptomen der verschiedenen Nervenkrankheiten, mit der Natur der Epilepsie und den Erscheinungen des Wahnsinnes, suchte man nach dem Aberglauben jener Zeit das Räthsel durch die Annahme sich zu lösen, daß ein oder mehrere böse Geister (Dämonen) in die an dergleichen Krankheiten leidenden Menschen gefahren seien, und dieselben entsetzlich plagen. So klagte jene Mutter dem Heilande, ihre Tochter werde vom Teufel übel geplagt! So warfen die Juden ihm, da er dergleichen Krankheiten oft durch sein Kraftwort glücklich behandelte, vor, er treibe die Teufel aus durch Beelzebub, den Obersten der Teufel; so glaubte man, daß Jesus die bösen Geister, von welchen die Gergesener sich besessen meinten, in eine Heerde Säue vertrieben habe. Man nannte diese Heilungen, wobei (wie auch nach der Behauptung unserer medicinischen Wissenschaft, namentlich bei Leiden dieser Art das Vertrauen auf den Arzt oft viel wirkt) man besonders durch den Glauben der Leidenden an die Heilkraft dessen, der ihrer sich annahm, das Meiste oder Alles erwartete, Beschwörungen, Bannungen des Teufels. Schon Salomo soll diese Kunst ausgebildet und mittelst eines magischen Ringes ausgeübt haben, und ein so gewaltiger Herr über die bösen Geister gewesen sein, daß diese, nachdem er de=

ren 1720 in einen Kessel gesperrt (eine ähnliche Erzählung von einem in ein kupfernes Becken gebannten und in's Meer geworfenen bösen Geiste kommt in der Tausend und einen Nacht vor) und bei Babylon begraben habe, seinen Namen mit Entsetzen nannten.

Josephus erzählt von dergleichen Teufelsbeschwörungen, als unter seinen Augen geschehen. Die christliche Kirche nahm diesen Glauben in sich auf und es entstanden in ihrem Schooße, wie eben erinnert, eigene Geistliche, welche sich mit Austreibung böser Geister beschäftigten.

Indem die zum Mann herangereifte Wissenschaft aber anfing, diese dunkle Sphäre mit ihren allerdings oft an's Wunderbare grenzenden Erscheinungen zu beleuchten, um erst zu versuchen, ob jene Thatsachen nicht aus natürlichen Gründen erklärt werden könnten, indem diese Versuche unter dem immer heller strahlenden Lichte der gründlichen Naturerkenntniß immer öfter gelangen, kam man auch von dem Wahne zurück, als ob der Teufel physische Krankheiten erregen, physisch in den Menschen sich begeben und denselben plagen könne, man überzeugte sich, daß die Uebel, welche die Alten dem Teufel zuschrieben, eben so gut zu den natürlichen Uebeln gehören, als andere Krankheitszufälle.

Es ist bekannt, daß man im achtzehnten Jahrhunderte noch Viel von Teufelsbesessenen fabelte und diese Art Kranken durch Besprechungen heilen zu müssen glaubte, indem man annahm, daß der Teufel weder den Namen Jesus aussprechen hören, noch das Zeichen des Kreuzes sehen könnte. Indessen gehört dieser Glaube gegenwärtig nur noch dem ungebildeten Theile des Volkes und einigen Theologen an, welche in buchstäblicher Schrifterklärung befangen sind und in unseliger Geistesbeschränktheit

für die Wiederauflebung einer mit Recht untergegangenen Kirchenlehre eifern, die sich den Namen des Christenthums anmaßte. Gott sei Dank! nur die verworrensten Mystiker fabeln noch von Teufelsbesessenen. Wir können die Rede nicht in physischer, sondern blos in moralisch figürlicher Bedeutung noch anwenden, um die Oberherrschaft niederer Begierden, des Fleischlichen im Menschen im Gegensatz des Geistigen, der Sinnlichkeit entgegen der Vernunft dadurch zu bezeichnen. Und in dieser Bezeichnung mag man immerhin von einem Hochmuths=, Wollust=, Geiz=, Spiel=, Saufteufel u. s. w. reden, der den Menschen, welche den bezeichneten Lastern fröhnen, gleichsam im Nacken und im Herzen sitzt und sie gräulich schüttelt und rüttelt, sie gleichsam mit den Haaren hinzieht, um ihren ungezähmten Begierden zu opfern. Allein, wir verstehen dann unter dem Worte nicht den persönlichen Teufel außer dem Menschen, sondern den Teufel, welcher der Mensch selbst wird, wenn er das böse Princip nicht beherrscht. Auch mögen solche Teufel eben so wenig durch homöopathische Streupülverchen, als allopathische Maasgläser ausgetrieben werden, sondern durch das Wort der Wahrheit in Christo Jesu, das die schlummernden oder verstockten Gewissen aufrüttelt, Reue und Schaam weckt und zu dem Entschlusse führt, der Sklaverei der Sünde zu entfliehen. In diesem Sinne ist jeder Geistliche, jeder verständige Freund, jeder gute Rathgeber ein Teufelsbanner.

Auch wollen wir gar nicht läugnen, daß die Sünde, oder wenn man das Böse sich einmal als eine Person vorstellen will, dieser Teufel nicht blos den Geist und die Seele, sondern auch, da die Sünde in Gottes heiliger Weltordnung immer nachtheilig auf das körperliche Wohl zurückwirkt, wie

z. B. bei dem Unmäßigen, dem Wollüstigen rc., den Leib und die Gesundheit zerrütten, und ein solcher Kranker nicht blos durch den leiblichen Arzt gerettet werden könne. Die körperlichen Uebel aber, sie mögen Folgen der Sünde sein oder nicht, kann doch nur der leibliche Arzt heben, wie die Schrift spricht: Was vom Fleisch geboren ist, das ist Fleisch und muß fleischlich behandelt werden.

Es würde leicht sein, den aufgenommenen Faden noch weiter fortzuspinnen, ja es könnte dies zur Sache gehörig erscheinen, da außer den angeführten abergläubigen Meinungen unter unserm Volke noch unzählige andere fortspuken. Noch immer hört man von Erdspiegeln, in welchen man verborgene Dinge gesehen, von Krystallsehen, das die Zukunft eröffnen soll. Der Glaube, daß die Könige von Frankreich die Kraft besitzen, durch Berührung Kröpfe und andere Schäden zu heilen, ist noch nicht begraben. In Rom wimmelts von Katzen, deren verschiedene Glieder als kräftige Heilmittel gegen allerlei Uebel gepriesen werden. Noch Viele von unserm Volke glauben an die Kraft des Feuersegens, des Feuerbesprechens, wodurch eine Feuerbrunst auf der Stelle gelöscht werden soll, obgleich dies sichtbar nur dadurch geschieht, daß Abergläubige durch den Feuersegen ermuthigt werden, kräftige Hand an's Löschen zu legen. Noch immer sieht man Brautpaare am Altare so eng, als möglich zusammentreten, damit der Teufel nicht hindurchfahre und den priesterlichen Segen in Fluch verwandle. Noch immer sieht man oft, wenn eine Leiche aus dem Hofe getragen wird, die Thore

Inhalt.

Seite

Zweiter Abschnitt.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

ängstlich schließen, weil sonst der Verstorbene Jemanden nachhole. Noch geschieht es, daß man die Todten nicht bei der großen Fußzehe angreift, damit sie nicht wieder erwachen. Und der weise Rath, daß der Kranke ein Strumpfband von sich an einen Galgen hänge, damit er gesund werde, wird noch häufig von klugen Weibern ertheilt. Das Besprechen des Bluts bei Verwundungen ist noch gewöhnlich u. s. w. Allein die Zahl der abergläubigen Meinungen ist so groß, daß ihre bloße Aufzählung ein eigenes Buch füllen würde. Ja, sie ist größer, als man gewöhnlich glaubt, da unzählige nicht einmal bekannt sind und fast jeder Ort seine eigenen abergläubigen Meinungen hat. Darum muß es genügen, nur die wichtigsten Zweige des jetzt noch herrschenden Aberglaubens näher bezeichnet und beleuchtet zu haben.

Unterschiede die Zeit nur in der Hauptsache den Irrthum von der Wahrheit, jene Nebenzweige verdorren von selbst, wenn der Hauptstamm fällt.

Fünftes Kapitel.

Die allein wahre Magie oder geheime Wissenschaft.

Es ist schon oben mehrmals darauf hingewiesen worden, daß unter dem Aberglauben der Keim des Glaubens ruhe, der aus Mangel an Pflege oder der rechten Pflege, unter Mangel an Licht und Wärme und andern günstigen Umständen zu einem Zwerggewächs sich ausbildete. Ohne Glauben an

das Ewige, oder die Nothwendigkeit dieses Glaubens, als etwas Angebornes in der Menschenbrust, konnte es keinen Aberglauben geben.

Wie stark man daher auch gegen den Aberglauben, als eine Schande des vernünftigen Menschen und eines Feindes seiner Glückseligkeit eifern möge in Wort und Schrift, in Kirchen und Schulen, so darf es doch nie ohne jene Behutsamkeit und Vorsicht geschehen, welche zu vermeiden bedacht ist, daß mit dem Unkraut des Aberglaubens nicht zugleich das edle Gewächs des Glaubens ausgerauft werde, da überdem bei weniger gebildeten Menschen der Aberglaube mit ihrer Religion innig verwachsen ist. Darum sollte man nie gegen den Aberglauben ankämpfen, ohne zugleich auf den ächten, vernünftigen Glauben zu dringen und diesen zu empfehlen, d. h. ohne die abergläubigen Meinungen zu widerlegen und zu zerstören und dann den reinen Demant des Glaubens desto heller hervorzuziehen.

In dieser Beziehung wollen wir denn am Schlusse dieser Schrift noch das Wahre anzudeuten suchen, was den geheimen Wissenschaften der Alten und Neuern, der *Magie* zu Grunde liegt, und somit die *christliche Wissenschaft der wahren Magie in ihren Grundlinien zeichnen.*

Wie erinnert worden, verstehen sowohl die ältern, als neuern *Magiker* unter der *Magie* die *höhere Wissenschaft und Kenntniß der Natur, verbunden mit der Kraft übernatürliche, die Kräfte anderer Menschen übersteigende Wirkungen hervorzubringen und also gleichsam über die Natur durch geistige Ueberlegenheit zu gebieten.* Diese *Magie* im edlern Sinne, von der man später die *schwarze* Magie, welche Wirkungen mittelst der Hilfe *böser* Geister hervorbringen wollte, unterschied, gründete

sich auf den Satz: „daß der Mensch mit Hilfe seiner höhern, geistigen Natur in sich und außer sich einer höhern Wirksamkeit fähig werde, so daß er gleichsam als Herr über die niedere Natur walte und, wie Klenker in dem Anhang zur Zendavesta ausdrücklich bemerkt, so war „die Waffenrüstung des wahren Magiers Gebet und das göttliche Wort, ohne welche er nichts vermag und welche er daher nie ablegen darf."

Die alten Magier deuteten nun diesen Grundsatz so, daß der Mensch mittelst dieser Waffenrüstung mit zwingender und lösender Gewalt unmittelbar auf die höhere und niedere Natur einwirken und ihr gleichsam willkührlich befehlen könne, zu seinem Dienste sich zu stellen. Und freilich nach ihren mangelhaften Begriffen von der Religion und Natur, namentlich ihren sinnlichen Vorstellungen von der Geisterwelt wäre es ein Wunder gewesen, wenn sie denselben anders hätten verstehen wollen. Allein hierin deuteten sie ihn auch falsch, weil der Mensch nie über die Grenzen seiner Natur sich erheben, nie mit der Geisterwelt in eine physische Verbindung treten, nie von den Gesetzen der Natur, nach denen selbst Gott die Welt regiert, sich unabhängig machen kann.

Aber jener Grundsatz hat, im Lichte der ewigen Wahrheit des Christenthums aufgefaßt, einen viel höhern und in sofern sehr wahren Sinn. Denn unläugbar ist und bleibt es, daß der Mensch von der niedern Natur in demselben Maaße abhängig erscheinen muß, in welchem sein Geist ungebildet ist, aber auch um so mehr zum Herrn über sich und die Schöpfung sich emporschwingt und seine Bestimmung, Herr der Welt zu sein, erfüllt, je mehr er durch wahre Weisheit und Tugend dieser Herrschaft fähig und würdig wird, und mit der Gottheit in eine nähere geistige Verbindung tritt. Welch' ein großer Unterschied ist zwischen einem Manne,

der die Tiefen der Natur erforscht, ihre Gesetze er-
kannt, seinen Geist harmonisch ausgebildet und durch
ächte Religiosität die höchste Freiheit, welcher der
Mensch fähig ist, errungen hat, — und einem ar-
men Wilden, der kaum durch seine aufrechte Stel-
lung vom Thier sich unterscheidet? Im Zustande
der Roheit ist der Mensch der Natur dienstbar;
auf der Höhe wahrer Bildung ist er Herr der-
selben. Dort steht er ihren zerstörenden Gewalten
obdachlos preisgegeben, hier zähmt er die wilden
Kräfte und gebraucht sie zu seinen Zwecken. Der
Unwissende lebt in der reichsten Gegend in tiefer
Dürftigkeit, der Gebildete schafft sich aus den öden
Steppen ein Paradies. Der Ungebildete wandelt
über gediegene Goldstufen, wie über rohen Kiesel,
der Gebildete steigt in das Herz der Erde und ge-
winnt ihr ihre theuersten Schätze ab. Der Kenntniß-
arme verträumt seine Lebenszeit, sobald das drin-
gendste Bedürfniß Befriedigung gefunden hat, in
trägem Müßiggange; der Aufgeklärte durchschifft be-
triebsam ferne Meere; der gemeine Weltmensch ge-
nießt, wie das Thier des Feldes, und eitel, wie seine
Lebensansicht, ist sein Thun und Treiben. Der den-
kende Gottesverehrer gewinnt auch dem Gemeinen
eine höhere Bedeutung ab und die ganze sichtbare
Welt ist ihm ein Spiegel des Ewigen. Klugheit
ohne sittliche Kraft ist ein Feuerbrand in der Hand
eines Wahnsinnigen, der sich für den Mittelpunkt
der Erde hält und so weit er kann, Alles auf dem
Altar seiner Selbstsucht opfert; der Verständige ohne
Religion ist der wahre Satan, sein Wirken heißt —
zerstören. Verstand mit der Tugend im Bunde er-
hebt zur wahren Gottähnlichkeit, der freie Weise
wandelt wie ein Engel auf Erden und Segen folgt
seiner Spur. In sich selbst erhaben über irdische
Lust und irdischen Schmerz, eingeweiht in Gottes
heilige Weltordnung und derselben gemäß wirkend,

darum von Gott begleitet in all seinem Thun, wirkt er frei für die höchsten Zwecke. Er ist mit Gott und darum ist Gott mit ihm und mit der Macht seiner Stärke. Er kämpft für das Licht gegen das Reich der Finsterniß, ist Retter und Schützer der Unschuld, ist ein Friedensspender für Gegenwart und Zukunft. Den Fuß auf der Erde, das Haupt im Himmel, seiner erhabenen Bestimmung gewiß bekämpft er die niedere Lust und stirbt seinem irdischen Menschen nach ab, damit der geistige Mensch desto vollkommner sich entfalte.

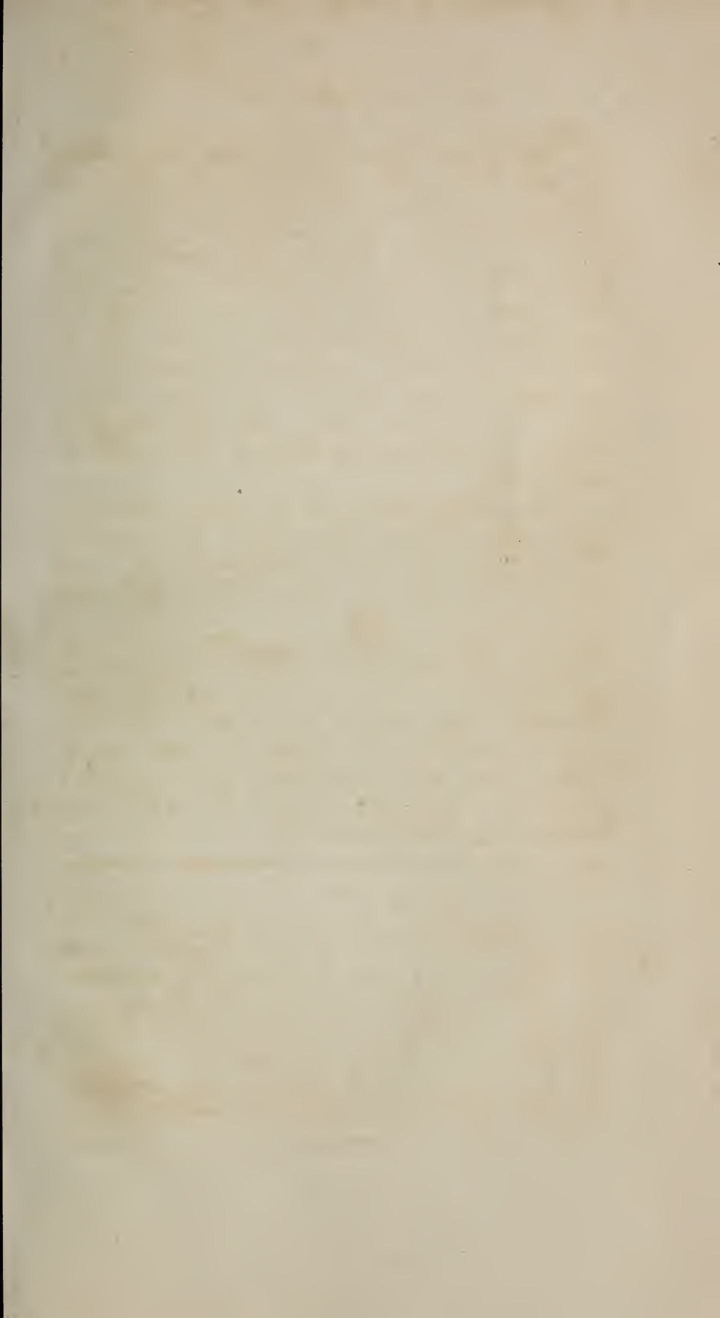
Hierin aber beruht eben die wahre Magie, welche die alten Weisen vergebens suchten, indem sie in den angeblichen geheimen Wissenschaften blos ihr Schattenbild umarmten. Erst durch das Christenthum ist sie enthüllt worden, und wer mit Seele und Herz eingedrungen ist in den erhabenen Geist des Evangeliums, wer im Geiste desselben lebt und wirkt, der ist ein wahrer Magier, denn er ist Herr über sich selbst und über die ihn umgebende Außenwelt. Er hat den Glauben, der Berge zu versetzen vermag, d. h. der das Größte zu thun im Stande ist, er hat die Liebe, welche bleibet, wenn Alles aufhört. Er hat die Hoffnung, welche die Ewigkeit umfaßt. Es ist ein Herrliches um wahrhaft große Menschen. Das Alterthum nannte die Wohlthäter des menschlichen Geschlechts, um ihnen seine Ehrfurcht zu zollen, Söhne der Götter. Abraham, Moses, Christus, Luther! sie haben viel Größeres gethan, als Geister citirt, Gold gemacht und Lebenstinkturen erfunden! Solche Männer sind die wahren Magier! Bei ihnen müssen wir in die Schule gehen, um die wahre, die höhere Weisheit zu lernen, vor allen zu Christus, den größten Meister vom Stuhle. Zu beklagen sind Alle, die von einer geheimen Weisheit reden, weil sie dadurch beweisen, daß dieselbe für sie unzugänglich sei, d. h.

weil sie dieselbe nicht suchen wollen. Das Wort, das da spricht: Die Gottesfurcht ist aller Weisheit Anfang! liegt vor aller Menschen Augen aufgeschlagen. Aber — leider! wie viele verachten's im thörichten Wahn! Wie viele lesen's und verstehn's nicht! Wie viele verstehen's falsch! Und unter denen, die es recht verstehen, wie viele, die von ihrer Erkenntniß keinen Gebrauch machen! Es ist ein großer Unterschied zwischen dem Buchstaben, der tödtet und dem Geiste der lebendig macht! Auf den Geist kommt's an! Und nicht das bloße Wissen, die Ausübung des Wissens führt zu wahrer Weisheit.

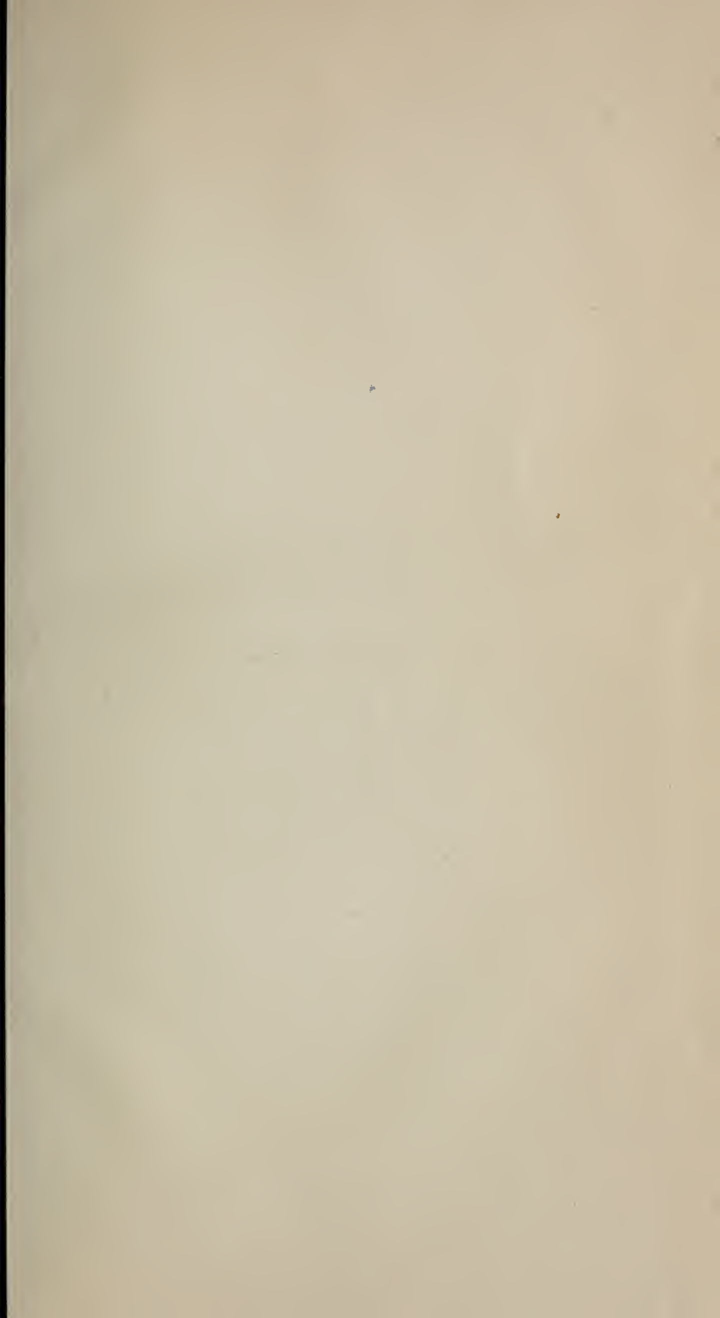
Ein heiliger Trieb nach der höhern Weisheit, die uns hier zufrieden macht, unserm Wirken höhere Bedeutsamkeit gibt, uns zur wahren Freiheit führt, und Muth verleiht und Kraft, freudig zu sterben, lebt in jedem Menschen. Suche nur keiner diese Weisheit in den Schriften der alten oder neuern Magier. Hier findet sie Niemand. Die Weisheit jener Männer war ein bloßer Kindheitstraum vom männlichen Alter. Suchen wie sie bei Christus und suchen wir nur recht, so werden wir nicht umsonst suchen. Denn ihr wahrer Name heißt: wahre Geistesbildung und innige Frömmigkeit, Wirken für Menschenwohl!

Druckfehler.

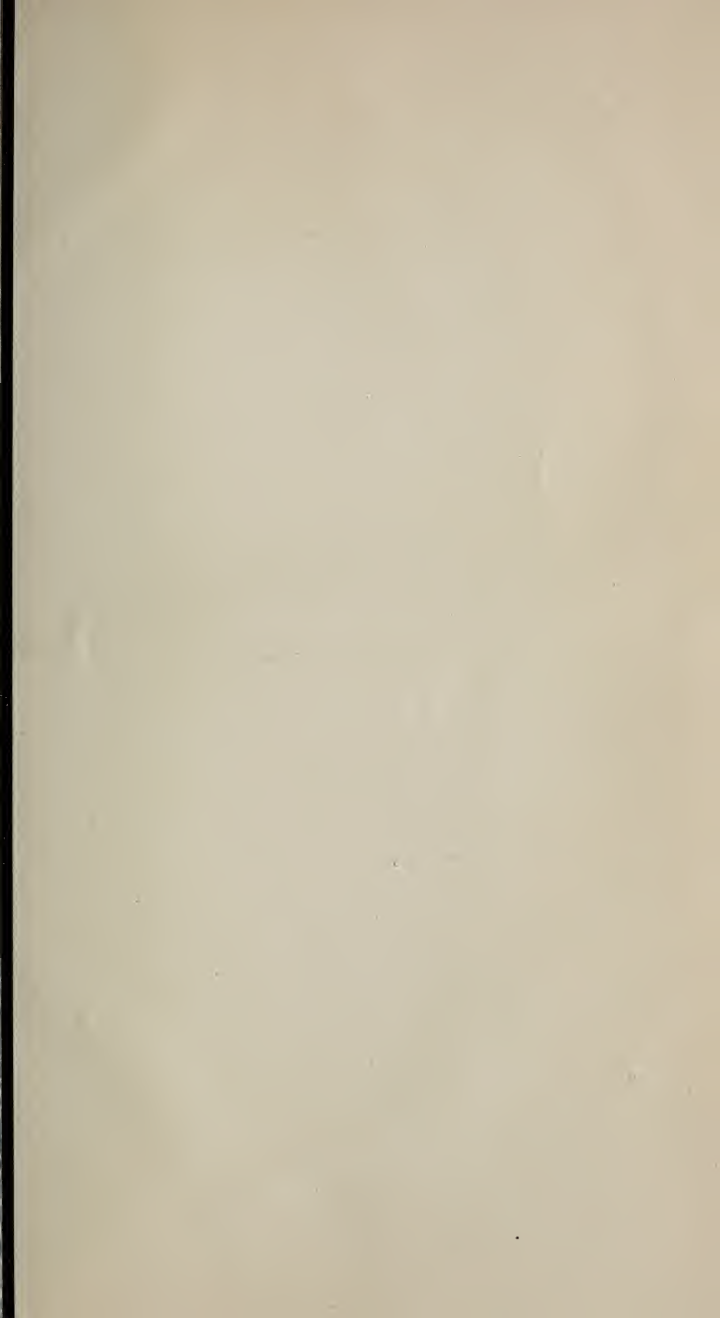
Seite		Zeile	
Seite	82	Zeile	17 von oben lies um statt und.
—	83	—	13 v. o. l. Erebus st. Erelus.
—	85	—	18 v. unten l. Besondres st. besonders.
—	90	—	12 v. u. l. Meroe st. Meron.
—	92	—	10 v. o. l. dieser Weise st. diesen Weisen.
—	105	—	12 v. u. l. Gottesratherin st. Gottesratherei.
—	112	—	9 v. u. l. Talisman st. Talismann.
—	117	—	3 v. o. l. Weihen st. Weisen.



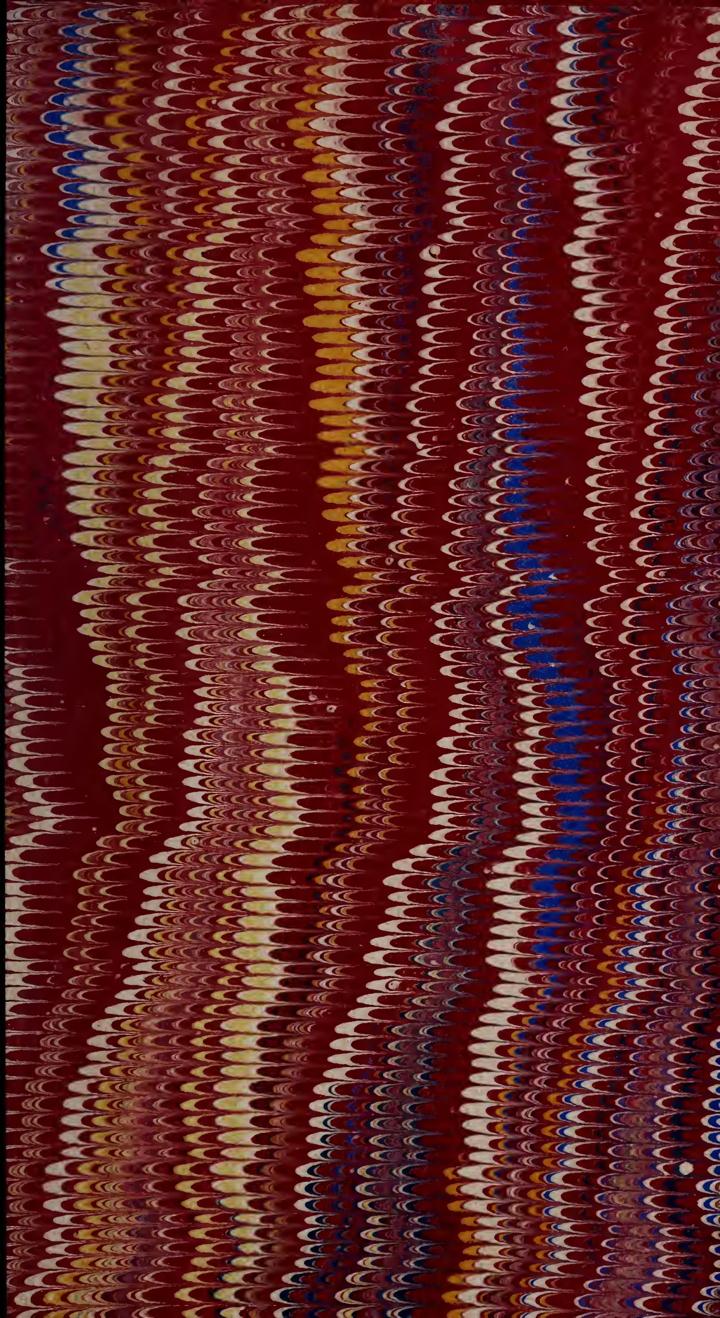














LIBRARY OF CONGRESS
0 022 216 542 8